







Monographien zur deutschen Kulturgeschichte IX. Band: Lehrer und Unterrichtswesen

Von diesem Buch wurde eine numerierte Liebhaberausgabe auf Büttenpapier in 100 Exemplaren zum Preis von 8 Mark hergestellt. Die Sammlung, Anordnung sowie Bestimmung der Bilder geschah durch die Verlagsbuchhandlung. Die Titelzeichnung ist von Julius Diez



Monographien zur deutschen Kulturgeschichte

herausgegeben von Georg Steinhausen

Emil Reicke, Lehrer und Unterrichtswesen in der deutschen Vergangenheit

Mit 130 Abbildungen und Beilagen nach Originalen aus dem fünfzehnten bis achtzehnten Jahrhundert

Verlegt bei Eugen Diederichs in Leipzig 1901



Abb. 1. Leiste mit Initiale P: Lehrer und 3 Schüler. Holzschnitt aus der xylographischen Ausgabe des Donat von Conrad Dinckmut. Ulm 1475.

Von Schulen bei den alten Deutschen hören wir nichts, es waren ihrer auch ohne Zweifel keine vorhanden. Schreiben und Lesen war unsern Vorfahren unbekannt, denn das Einritzen und Deuten der Runenzeichen, eine Kunst, auf die sich die meisten der Edleren, Männer und Frauen, verstanden, kann man nicht dahin rechnen. Zur Aufzeichnung umfassenderer Geisteserzeugnisse ist die Runenschrift bei den Deutschen wohl nie verwendet worden. Natürlich gab es Lehrmeister in den Waffen, und auch sonst mögen ältere, erfahrene Männer über allerlei religiöse und moralische Fragen, über politische und Rechtsgewohnheiten den Kindern namentlich der Vornehmen eine mehr als nur gelegentliche Belehrung erteilt haben. Die Überlieferung der sakralen Weisheit der Priester läßt sich ohne eine feste Lehrtradition nicht denken, bei der Poesie müssen wir ein gleiches annehmen. Ein gelehrter, schulmäßig betriebener Unterricht aber, selbst primitivster Art, hat bei keinem der alten deutschen Stämme ursprünglich stattgefunden.

Das wurde natürlich anders, als die Deutschen, die Erben der antiken Welt, die römisch-christliche Bildung sich anzueignen begannen. In den römischen Rhetorenschulen in Gallien und namentlich in den gallisch-germanischen Grenzlanden mag schon in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung mancher Deutsche unterrichtet worden sein, wahrscheinlich hat es auch schon hier und da einen Lehrer deutscher Abkunft gegeben. Damals war die höhere Bildung in der Regel noch eine weltliche, bald aber gerieten Wissen und Gelehrsamkeit in den fast ausschließlichen Besitz des geistlichen Standes. Es ist darüber in unserer Monographie über den Gelehrten ausführlicher gehandelt worden.

Der h. Hieronymus (Abb. 2) — er starb 420 — schreibt einmal, daß die von der Führung des Schwertes hart gewordenen Finger der Germanen allmählich anfingen, sich an den Schreibgriffel zu gewöhnen. Natürlich hat man sich das nicht so zu denken, als ob nun etwa die erwachsenen, im Vollgefühl ihrer kriegerischen Kraft stehenden Angehörigen eines jugendlichen Heldenvolks ihre heroischen Ideale für die Stille priesterlicher oder gar mönchischer Thätigkeit aufgegeben hätten. Die Annahme des Christentums mag ihnen schwer genug geworden sein, es wurde auch, zumal in der arianischen Form, äußerlich genug aufgefaßt. Wahrhaft christliche Sitten blieben fern, von Askese nehmen wir kaum etwas wahr, Mönchtum hat es im Arianismus überhaupt nicht gegeben. Wer begierig nach der neuen heiligen Beschäftigung griff, das waren in erster Linie die Glieder der niederen, geknechteten Stände, der Hörigen und Sklaven. Noch ein Kapitulare Karls des Großen vom Jahre 789 läßt das erkennen. Hier und da mag wohl auch ein altgermanischer Priester seine freilich recht abweichend gearteten heidnischen Obliegenheiten mit den Pflichten eines christlichen Gotteskünders vertauscht haben. Das wichtigste blieb immer, daß bei den Kindern der Anfang gemacht wurde. Sie erzog man zu Priestern, da-

nach auch zu Mönchen, wie denn die Zahl der oblati, der von ihren Eltern schon in frühester Kindheit dem mönchischen Leben geweihten jugendlichen Personen das ganze Mittelalter über eine sehr große war.

Über die von dem Boden der ursprünglichen Heimat abgetrennten, meist arianischen deutschen Stämme, deren Reiche nach kurzer Blüte schnell dahinsanken, ist hier nicht viel zu sagen. Waren schon ihre Geistlichen oft von solcher Unbildung, daß sie nicht einmal schreiben konnten, so kann man sich denken, wie es damit bei den Weltlichen aussah. Untersagte doch sogar Theodorich seinen Goten den Besuch der Schulen, damit ihnen nicht die „Riemen der Schulmeister die Tapferkeit herausschlügen". Und Theodorich war ein erleuchteter Monarch, voll warmer Sympathie für die römische Kultur, der den Angehörigen der königlichen Familie eine sorgfältige litterarische Erziehung zukommen ließ. Auch von Söhnen gotischer und vandalischer Edlen wird dies berichtet. Die römischen Grammatiker- und Rhetoren-



Abb. 2. Hieronymus schreibend. Holzschnitt von dem Monogrammisten G. D. aus der niederdeutschen Bibel. Halberstadt, Trutebul, 1520. B. VII, 472.



Abb. 3 u. 4. Mönche beim Unterricht. Holzschnitt aus: Rudimentum Noviciorum. Lübeck, L. Brandis, 1475. Hain 4996.

schulen haben weder die Goten und Vandalen noch auch die Langobarden, Burgundionen und Franken zerstört. Wo sie in Verfall gerieten, lag es an ihrer eigenen Schwäche, und diese wieder war in dem Rückgang der alten litterarischen Kultur überhaupt begründet.

Der Retter wurde überall die Geistlichkeit, insbesondere das Mönchstum. In den Benediktinerklöstern und unabhängig davon in den irischen und angelsächsischen Klöstern gediehen die Schulwissenschaften, und fleißige Mönche retteten die Schätze der antiken Bildung durch Abschreiben vorm sicheren Verderben. Die gelehrte Kultur des Frankenreiches ruht ganz auf ihren Schultern. Zumal gilt dies von dem deutschen Anteil des fränkischen Reiches. Hier hatten die oben erwähnten römischen Laienschulen keinen Fuß fassen können, mit Ausnahme der Städte in den Grenzlanden, Trier u. s. w., wo aber auch das Meiste durch die Unbilden der Völkerwanderung zu Grunde gegangen war. Östlich des Rheins haben wir wenigstens aus der älteren Zeit nach der Christanisierung nur von geistlichen Schulen Kunde.

Von einschneidender Bedeutung auch für die Schulverhältnisse in Deutschland wurde die Regierung Karls des Großen, entsprechend der Belebung der gesamten litterarischen Kultur, die man als karolingische Renaissance zu bezeichnen gewohnt ist. Das sehen wir vor allem an der vornehmsten und eine Zeit lang einflußreichsten Schule im fränkischen Reiche, der Hofschule. Eine solche bestand bereits in sehr früher Zeit unter den Merovingern und hatte wohl vor allem die Aufgabe, Beamte (referendarii, notarii u. s. w.) zu bilden, die Urkunden auszufertigen verständen und auch sonst im Staatswesen Bescheid wüßten. An dieser Hochschule wurden aber auch die königlichen Prinzen und viele Söhne von Edlen unterrichtet. Zwar selten, aber doch hier und da begegnet uns denn auch ein vornehmer Franke mit gelehrter Bildung, und auch von den merovingischen Königen hatten einige, wie z. B. Chilperich († 584), ein ausgesprochenes litterarisches Interesse. Der genannte König kümmerte sich sogar um die Verbesserung des Alphabets und befahl, vier neue Buchstaben, die ihm beliebten, in allen Schulen einzuführen und alle Bücher danach zu verbessern, ein Befehl, der allerdings, wenn überhaupt, nur eine sehr kurzlebige Wirkung hatte. Unter den späteren Merovingern aber sowie unter Pippin war die Hofschule gänzlich in Verfall geraten. Karl der Große hatte nicht einmal schreiben gelernt.

Um so mehr bemühte er sich, das früher Versäumte nachzuholen, an sich selbst und an seinem Volke. Die gelehrtesten Männer seiner Zeit mußten ihn unterrichten. Er gab einen gelehrigen, aber etwas unbequemen Schüler ab, da er durch seine eindringenden Fragen das Wissen seiner Lehrer nicht selten auf eine harte Probe stellte. Dafür lernte er auch das Lateinische wie Deutsch sprechen und Griechisch wenigstens verstehen. Bei Tisch mußte ihm gewöhnlich vorgelesen werden, besonders liebte er das Buch des Augustinus vom Staate Gottes. Auch zu schreiben versuchte er, wie sein Biograph Einhard berichtet. Er pflegte zu diesem Zweck immer Griffel und Wachstäfelchen im Bett unter seinem Kopfkissen liegen zu haben, um jeden müßigen Augenblick benützen zu können. Doch hat er es darin nicht mehr weit gebracht.

Zum Leiter der Hofschule wurde von Karl 781 der gelehrte Angelsachse Alkuin berufen. Er wurde zugleich ihr Reformator. Die Hofschule gedieh jetzt als die Hauptpflanzstätte der Bildung im

Frankenreiche, an der nicht nur eine Reihe praktischer Fertigkeiten, sondern die gesamten aus dem Altertum überkommenen Schulwissenschaften übermittelt wurden. Worin diese bestanden, davon wird weiter unten zu sprechen sein.

An der Hofschule — wo sie ihren eigentlichen Sitz gehabt hat, ob in Aachen oder in Paris oder sonstwo anders, diese Frage müssen wir hier unerörtert lassen — wurden vor allem künftige Geistliche unterrichtet, aus deren Mitte der Kaiser seine Capellani, das heißt seine höheren und niederen Kanzleibeamten und Hofgeistlichen, dann auch seine Bischöfe und Äbte zu nehmen pflegte. Wie er aber selber seinen Söhnen und Töchtern sowie anderen Mitgliedern des königlichen Hauses einen gelehrten Unterricht zu teil werden ließ, so wünschte er auch, daß die für den weltlichen Beruf bestimmten Söhne seiner Edlen in der Hofschule eine ordentliche Bildung empfingen. Von seinem hohen Interesse für den Schulunterricht zeugt eine hübsche, wenn auch wohl etwas ausgeschmückte Anekdote. Der Kaiser ließ sich einst von den Schülern der Hofschule ihre Arbeiten — Briefe und Gedichte, also stilistische und metrische Übungen — vorlegen. Da zeigte es sich, daß die Knaben von niedriger Herkunft ihre Sache vortrefflich, die vornehmen Schüler dagegen völlig ungenügend gemacht hatten. Wie beim jüngsten Gericht ließ Karl nun die guten Schüler zu seiner Rechten, die schlechten zur Linken antreten. Jene belobte er und versprach ihnen, ihren Fleiß dereinst durch die Verleihung von Bistümern und Abteien zu belohnen. Die schlechten aber donnerte er an, flammenden Blickes: „Ihr adeligen Bürschchen, fein geschniegelt und gebügelt, eingebildet auf eure vornehme Geburt und euren Reichtum, ihr wagt es, gegen meinen Willen und wider euer eignes Bestes die Schularbeiten zu vernachlässigen und euch dem Wohlleben, dem Spiel, der Faulheit oder unnützem Tand hinzugeben! Wartet nur", rief er mit schrecklicher Stimme und erhob dabei sein mächtiges Haupt und die nie besiegte Rechte, „beim Könige des Himmels" — sein gewöhnlicher Schwur — „ich schere mich viel um euren Adel und eure Feinheit. Andere mögen das bewundern, ich aber sage euch, wenn ihr nicht auf der Stelle eure frühere Faulheit durch angestrengten Fleiß wieder gut macht, habt ihr von Karl niemals etwas Gutes zu erwarten."

Thatsache ist, daß es unter Karl wie unter seinen nächsten Nachfolgern eine Anzahl vornehmer gebildeter Laien gegeben hat, von denen einige, wie der wackere Nithard, sogar zur Feder griffen und durch schriftstellerische Leistungen sich hervorthaten. Von den späteren Geschlechtern, schon unter den letzten Karolingern, wurden diese schönen Bahnen der Bildung verlassen — wir werden später mehr davon hören.

Von bleibender Wirkung waren die Bemühungen Karls um die Bildung der Geistlichkeit. Die Tradition der geistlichen Obliegenheiten scheint im allgemeinen seit den frühesten Zeiten und dann das ganze Mittelalter hindurch in der Weise stattgefunden zu haben, daß junge Leute zu Geistlichen ins Haus kamen und nun von diesen für den priesterlichen Dienst praktisch erzogen wurden. Synodalbeschlüsse aus Mero-



Abb. 5. Karl der Große mit seinem Sohne Pippin. Der Kaiser ist bartlos dargestellt; in der Linken ein langes Szepter; mit der Rechten greift er nach einem Ring, den sein Sohn hält. Federzeichnung aus einer Handschrift der Leges barbarorum ca. 830. Gotha, Herzogl. Bibliothek.



Abb. 6. Archidiakon und Chorknaben. Holzschnitt aus: Rodericus Zamorensis, Spiegel des menschlichen Lebens. Augsburg, H. Bämler, 1479.

dies der Fall sei. Überall sollen für die dereinst zum Priesterstande bestimmten Knaben Schulen errichtet werden, in denen sie außer Lesen und Schreiben die Psalmen, den Kirchengesang, die Kirchenfestberechnung, die (lateinische) Grammatik zu erlernen haben. Letzterem Zwecke zu dienen, dürfen nur korrekt geschriebene Bücher in den Schulen zugelassen werden. Das war aber nur das Notdürftigste, was Karl für die Bildung eines Priesters verlangte. Die Hofschule stellte ihre Anforderungen höher. Und der Mann, der Karl bei seinem folgenreichen Wirken für die Befestigung der litterarischen Kultur am meisten zur Hand ging, Alkuin, der langjährige Leiter der Hofschule, war auch dazu berufen, in nur achtjähriger Thätigkeit das Muster einer Klosterschule zu schaffen, an der Abtei St. Martin in Tours nämlich, wo zahlreiche bedeutende Männer des westlichen und östlichen Frankenreichs den Grund zu ihrer Bildung legten.

vingerzeiten machten diese Gepflogenheit wiederholt zur Pflicht. Es war natürlich, daß, wo der Geistliche nur irgend dazu im stande war, er auch einen förmlichen Unterricht in dem, was damals zur Bildung gerechnet wurde, seinem Zögling erteilte. Bei bischöflichen, aber auch bei vielen Pfarrkirchen, wo der Bedarf an geistlichem Nachwuchs ein größerer war, fand sich selbstverständlich auch eine größere Zahl von priesterlichen Anwärtern zusammen, denen nun wohl stets ein gemeinsamer Unterricht erteilt wurde. Aus solchen Anfängen entwickelten sich wie von selbst die Dom- und Pfarrschulen, an Klöstern aber, wo bei den Novizen ähnliche Verhältnisse vorlagen, die Klosterschulen. Diese geistlichen Schulen waren der Gegenstand der Fürsorge aller einsichtigen Kirchenoberen, so eines Bonifatius, eines Chrodegang von Metz (um 754).

Trotzdem war es beim Regierungsantritt Karls des Großen mit der Bildung der Geistlichkeit herzlich schlecht bestellt. Die karolingische Renaissance brachte auch hier einen Aufschwung. In wiederholten Rundschreiben und Verordnungen machte Karl die Pflege der Wissenschaften allen Geistlichen zur Pflicht, verlangte er ein ordentliches Latein anstatt des bisher von Fehlern wimmelnden, rohen und ungefügen Ausdrucks. Die wichtigsten kirchlichen Gebräuche, Formeln und Gesetze muß jeder Priester kennen, der Bischof hat durch Prüfungen dafür zu sorgen, daß

Doch nicht nur die Geistlichkeit und vornehme Laien, auch das gemeine Volk sollte an der neuerweckten Kultur Anteil haben. Das war Karls fester Wille, der wiederholt in Reichsbestimmungen und Synodalbeschlüssen Ausdruck fand. Die Grundlagen christlicher Gesittung wünschte er in den Herzen aller seiner Unterthanen zu befestigen. Darum verlangte er von den Bischöfen und Priestern, daß sie ihrer Aufgabe, das Volk zu belehren (plebes docere), stets eingedenk seien. Dem Volke soll in seiner eigenen Sprache gepredigt werden. Jeder seiner Unterthanen, ob Mann oder Weib, alt oder jung, ist bei Strafe — Schläge und Fasten — gehalten, wenigstens den Glauben und das Vaterunser, womöglich lateinisch, jedenfalls aber in der Muttersprache auswendig zu können. Für einen dahingehenden Unterricht der Kinder werden außer den Priestern Eltern und Paten verantwortlich gemacht, andererseits sollen wieder die Kinder das Gelernte daheim den ihrigen beibringen. Es gehört sich daher, daß jeder seine Kinder zur Schule schicke, entweder ins

Kloster oder zum Priester. Der Unterricht hat unentgeltlich stattzufinden, handelt es sich ja doch um ein geistliches Gut, das nicht verkauft werden darf. Freiwillige Gaben sind natürlich nicht ausgeschlossen. Sie waren auch gewiß schon damals die Regel.

Also Karl wollte, daß für jeden, auch den geringsten seiner Unterthanen ein Elementarunterricht in religiösen Dingen stattfinden sollte. Er befand sich darin in völliger Übereinstimmung mit der Kirche, die das ganze Mittelalter hindurch diesen Grundsatz aufrecht erhalten hat. Deshalb aber zu behaupten, daß uns in diesen Anordnungen der Gedanke einer allgemeinen Volksschule entgegentritt, geht wohl zu weit. Es war doch gar zu wenig, was verlangt wurde, und auch dies wenige nicht ein litterarisches, sondern nur ein minimales religiöses Wissen. Keine Frage, daß selbst dieses vielen in der Einsamkeit auf dem Lande Aufgewachsenen infolge leicht erklärlicher äußerer Schwierigkeiten praktisch vorenthalten blieb. Andererseits müssen wir doch wohl annehmen, daß bei den meisten, ja wohl bei allen Pfarrkirchen für eine Gelegenheit gesorgt war, den Kindern jenen primitiven Unterricht zu erteilen. Konnte doch die Kirche damit noch ein anderes, mehr praktisches Interesse verbinden. Die Musik ist die Mutter der Schulen, hat man gesagt. Die Kirche brauchte zur Ausübung des Kultus Ministranten und Chorknaben, die die geistlichen lateinischen Gesänge auswendig können mußten. Nur nebenbei sei bemerkt, wie sehr gerade Karl auch hier von Einfluß wurde, indem er den Kirchengesang durch die Berufung gesangeskundiger italienischer Geistlicher zu heben suchte. Also so primitiv sie auch gewesen sein mag, eine Einrichtung für den Unterricht der Knaben in den Elementen der christlichen Lehre und damit verbunden eine Unterweisung im Kirchengesang, muß bei den Pfarrkirchen bestanden haben. Wir werden sie uns am besten bei größeren mit der untersten Stufe der Pfarrschule verknüpft denken, wobei es durchaus nicht ausgeschlossen bleibt, daß der höhere litterarische Unterricht für die dem Priesterberuf zustrebenden und der religiöse Elementarunterricht der weltlichen Schüler in einem und demselben Raume erteilt wurde. Der Lehrer war wohl meist ein Kaplan, an kleinen Pfarrkirchen wohl gar ein tieferstehender Gehilfe des Pfarrers, Glöckner oder Ministrant, der kaum die niederen Weihen erhalten hatte. War er dazu im stande, so steht nichts der Annahme im Wege, daß er seinen Schülern auch etwas Lesen und Schreiben, in der Regel aber nur in lateinischer Sprache beibrachte. Es hing das alles von dem Können und dem guten Willen des Pfarrers und seines Gehilfen ab. Im allgemeinen natürlich werden wir uns von der Kümmerlichkeit dieses Primärunterrichts der Laien nicht leicht ein zutreffendes, nämlich hinreichend ungünstiges Bild machen.

Für den höheren litterarischen Unterricht der Laien war nur nebenbei gesorgt. Ein Bürgerstand war noch nicht entwickelt, die Söhne vornehmerer Eltern aber wurden an den Hof geschickt und in der Hofschule, die zu Hause bleibenden vom Ortsgeistlichen oder einem Kaplan privatim unterrichtet. Außerdem fanden sie wohl in den Dom- und Pfarrschulen oder besser in den Klosterschulen Aufnahme. Doch machte sich das Bestreben geltend, die Kathedralschulen nur dem



Abb. 7. Archidiakon und Knaben beim Gesangunterricht vor einem aufgeschlagenen Psalterium. Holzschnitt aus: Rodericus Zamorensis, Spiegel des menschlichen Lebens. Augsburg, H. Bämler, 1479. Hain 13949.



Abb. 8. Älteste Ansicht des Klosters St. Gallen. Holzschnitt 1596.

jungen Nachwuchs der Kanoniker, die Klosterschulen allein den oblati, den dem Mönchsstande geweihten Knaben, vorzubehalten. Offenbar fürchtete man nicht ohne Grund von dem Zusammenleben mit den Laienschülern Gefahren für die sittliche Zucht der jungen Heiligen. Auf einem Reichstag in Aachen, 817, drei Jahre nach Karls Tode, wurden die Klosterschulen in der That für alle zu einem weltlichen oder weltgeistlichen Beruf bestimmten Zöglinge geschlossen. Das nötigte die Geistlichkeit, um so eifriger für die Vermehrung und Instandhaltung der Dom- und Pfarrschulen, also derjenigen Schulen, an denen in erster Linie Weltgeistliche herangebildet wurden, zu sorgen. Im Jahre 822 wurde bestimmt, daß an jedem Bischofsitze eine, in jedem größeren Sprengel (Diöcese) je nach Bedürfnis zwei, drei, auch mehr Schulen (Diöcesanschulen) errichtet werden sollten. Ja noch mehr, auch des Unterrichts im allgemeinen nahm sich die Kirche an, wenigstens forderten 829 die zu Paris versammelten Bischöfe den indolenten Kaiser Ludwig den Frommen dringend auf, nach dem Vorbilde seines Vaters an drei dazu passenden Orten des Reichs öffentliche Schulen zu errichten. Es wurde nichts rechtes daraus, mit der Laienbildung ging es überhaupt seit dem Tode Karls des Großen unaufhaltsam zurück.

Übrigens wurde jene strenge Bestimmung des Aachener Reichstags in Wirklichkeit vielfach durchbrochen. Nicht nur in Dom- und Pfarrschulen, auch in vielen Klöstern wurden nach wie vor Knaben, namentlich adelige, die nie daran dachten, Priester, geschweige denn Mönche zu werden, den frommen Vätern zum Unterricht übergeben. Daß diese sowie die für die Weltgeistlichkeit bestimmten Schüler in einer besonderen äußeren Schule untergebracht waren, von der dann die innerhalb der Clausur gelegene, nur für die oblati und jüngeren Mönche bestimmte innere Schule streng geschieden war, scheint nur ganz ausnahmsweise vorgekommen zu sein. So allerdings in einem der berühmtesten deutschen Klöster, in St. Gallen. Hier war es auch, wo der Abt Notker (971—975) den Söhnen seiner Lehnsleute im Abthofe eine ritterliche Erziehung zuteil werden ließ.

Die Hofschule verfiel unter den späteren deutschen Karolingern fast ganz, sie wurde auch von keiner besonderen Bedeutung mehr unter den Ottonen. Auch von den Dom- und Pfarrschulen ist zunächst noch nicht viel zu sagen. Um so prächtiger erblühte der Unterricht in den Klöstern, die ganze litterarische Kultur war hier überhaupt vorherrschend zu Hause. In unserm „Gelehrten" haben wir davon gehandelt. Allen voran that es im 9. Jahrhundert das Kloster Fulda, wo der berühmte Hrabanus Maurus (Abt von 822—842, er starb als Erzbischof von Mainz 856) wirkte und lehrte. Seine Bedeutung erhellt zur Genüge daraus, daß man ihn den ersten praeceptor Germaniae (wie auch den ersten Gelehrten Deutschlands) genannt hat. Viele der strebsamsten Jünglinge aus Ost- und Westfrancien suchten ihn auf. So wurde er der Lehrer einer

stattlichen Zahl berühmter Männer, eines Otfrid von Weißenburg und Lupus von Ferrières, eines Gottschalk und Walafrid Strabus (oder Strabo). Der letztere half dann wieder der Schule des Klosters Reichenau zu hohem Ruhm. Das anschaulichste Bild einer alten Klosterschule bietet uns aber St. Gallen, über dessen Geschicke wir durch die Klosterchronik des vierten Ekkehard (er lebte im 11. Jahrhundert) überhaupt von allen Klöstern am besten unterrichtet sind.

In der liebenswürdigen Schilderung des St. Galler Mönches treten uns auch zum erstenmal in der Geschichte des deutschen Schulwesens verschiedene Lehrertypen mehr oder minder plastisch entgegen. Da haben wir Iso, dessen Ruf als Lehrer so groß war, daß manche es für genügend hielten, auch nur eine Stunde seinen Unterricht genossen zu haben. Man rühmte ihm die etwas wunderbare schulmeisterliche Tugend nach, selbst stumpfen Geistern Schärfe des Erfassens zu geben. Da war Marcellus, der fromme Mann, der vor den Frauen keusch die Augen zumachte. Tuotilo, Ratpert und Notker der Stammler, das Kleeblatt, sollen seine und des Iso Schüler gewesen sein. Tuotilo war ein starker, riesenhafter Mann, „in göttlichen und menschlichen Dingen gar sehr schlagfertig", zugleich Maler, Baumeister, Musiker u. s. w. Er „unterrichtete auch die Söhne der Edlen im Saitenspiel in einem eigens vom Abte dazu bestimmten Raume". Ratpert scheint der geborene Schulmeister gewesen zu sein, der nach der Sitte der Zeit das rauhe Zuchtmittel der Rute wohl zu führen verstand. Er war so mit Leib und Seele beim Unterricht, daß er darüber häufig die Gebetsstunden versäumte. Aber sehr verständig bemerkte er: „Gute Messen hören wir, indem wir lehren, sie zu halten". Er ging auch nie ungerufen zum Klosterkapitel, der Versammlung der Brüder, denn in der Schule, meinte er, habe er schon genug zu „kapiteln", d. h. zu verbessern und zu strafen. Schon ganz schwach von Kräften ließ er doch nicht ab zu unterrichten, bei seinem Tode waren 40 Dompriester, alles seine Schüler, um ihn versammelt, deren ein jeder versprochen hatte, 30 Seelenmessen für ihn zu lesen. Schwächlich von Körper, „stotternd mit der Stimme, aber nicht im Geiste", wie der Chronist berichtet, war Notker mit dem Beinamen Balbulus, der Stammler. Seltsame Visionen von Teufeln, aber auch guten Geistern plagten ihn, sein ganzes Wesen war Milde und Geduld, für einen Lehrer war er wohl etwas schüchtern: er schlug nie, sondern suchte alles mit der „Zucht der Liebe" abzumachen. Aber da er, wie es scheint, nur die gottgeweihten Knaben und Jünglinge der innern Schule zu Schülern hatte, fand er nur Liebe und Verehrung. Ja es gab viele unter den jungen Mönchen, die Tag und Nacht auf der Lauer waren, um mit dem gelehrten Manne, wenn er, ein Buch in der Hand, von den Gebetsübungen ruhte, sprechen zu können. Weil aber der fromme Mönch sie manchmal, der Regel gehorchend, die zu gewissen Stunden das Sprechen verbot, durch Zischen oder Geräusch zu schweigen bedeutete, wurde ihm von den Äbten, die wohl wußten, welch einen Schatz christlicher Weisheit sie an ihm besaßen, das Antworten zur Pflicht gemacht.

Noch zwei andere Notker trugen zum Ruhme des St. Galler Klosters bei, Notker Pfefferkorn, so genannt wegen seiner Strenge, und Notker Labeo (der mit der dicken Lippe), edler Teutonicus, der Deutsche, genannt, weil er wiederholt lateinische Bücher, kirchliche und weltliche Texte, ins



Abb. 9. Inneres einer Klosterschule. Holzschnitt aus der Legende des heiligen Meinrat. Nürnberg, Hans Mayr, s. a.



Abb. 10. Lehrer (Thomas von Aquino) mit zwei Schülern. Holzschnitt aus: Cato cum glossa et moralisatione. Augsburg, Schönsperger d. Ä., 1497.

Deutsche übersetzte. Denn er war der Ansicht, daß die Schüler in der Muttersprache schnell faßten, was ihnen in der fremden Sprache nur schwer zum Verständnis kommen wollte. Von tiefergreifendem Einfluß freilich konnte diese Anschauung damals noch nicht werden. Welche Verehrung wohl einem St. Galler Schulmeister zuteil wurde, bezeugt die Erzählung von Ekkehard II. dem „Höfling", dem aus Scheffels Roman bekannten Virgilvorleser der Herzogin Hedwig. Als dieser einst auf einer Mainzer Synode den Versammlungssaal betrat, standen 6 Bischöfe auf, seine früheren Schüler, ihn zu begrüßen. Noch rührender ist die Dankbarkeit, die drei Schüler Ekkehards IV., gleichfalls Bischöfe, an den Tag legten. Als ihr ehemaliger Lehrer, damals Vorsteher der Domschule in Mainz, in Gegenwart des Kaisers Konrad II. die Messe celebrierte, erbaten sich die Bischöfe die Erlaubnis vom Kaiser, ihren Meister „in dem, was er sie gelehrt hätte, zu unterstützen". Sie ministrierten ihm also während der ganzen Dauer des Hochamts, so daß ob dieser Ehre, die ihm geschah, der Mönch zu Thränen gerührt wurde.

Die Zucht im Kloster war eine strenge, ja harte für die Erwachsenen, sie war es nicht minder für das heranwachsende Geschlecht. „Wo giebt es irgend einen Lehrgegenstand, der ohne schwere Züchtigung erlernt werden könnte? Welche Schläge, welche Schmerzen erdulden die Jünger der Musik, wie werden die Lehrlinge der Heilkunst geschunden!" ruft der berühmte irische Mönch St. Columban aus. Er lebte im 6. Jahrhundert. Und wenn auch die Regel seines Stammklosters Bangor gewiß weit asketischer war als die des Benediktinerordens, zu der sich später auch St. Gallen bekannte, die Schärfe der Zucht in den Schulen wurde darum nicht viel gelockert, sie blieb das ganze Mittelalter hindurch und, wie wir gleich sagen wollen, auch noch in den ersten Jahrhunderten der neueren Geschichte im allgemeinen eine inhuman, fast barbarisch zu nennende. Männer wie Notker, die ohne Prügel nur mit menschenfreundlicher Liebe auskamen, waren eine seltene Ausnahme. In St. Gallen selbst geschah es, daß ein Schüler aus Furcht vor Strafe das ganze Kloster in Brand steckte. Es war eben ein Festtag gewesen, und da sich an diesem viele Schüler ungebärdig benommen hatten, so sollten sie dafür gezüchtigt werden. Man befahl ihnen, sich auszuziehen, einer von ihnen wurde auf den Boden geschickt, die dort aufbewahrten Ruten zu holen. Dem aber kam ein Rettungsgedanke. Er riß aus einem Ofen ein brennendes Scheit und steckte es zwischen die dürren Sparren des Dachraums, die sofort Feuer fingen. Als ihm nun von unten zugerufen wurde, er solle sich beeilen, rief er laut schreiend zurück, das Haus stehe in Brand, und bald ging auch in der That,

da ein starker Wind wehte, das ganze Gebäude in Flammen auf. „Schneller wie das Wort" natürlich waren die zur Strafe bestimmten Schüler bekleidet und entliefen dem Schulmeister, der, wie wir bei dieser Gelegenheit erfahren, von gewissen Exekutoren (exactores), wahrscheinlich älteren Schülern oder jüngeren Mönchen, bei der Strafvollziehung unterstützt wurde. Die Strafe wurde wohl vergessen, man hatte genug zu thun, erst mit der Löschung des Brandes und dann mit der Wiederaufrichtung des Klosters, von dem nur die Mauern stehen geblieben waren.

Sonst weiß übrigens die Klosterchronik allerlei Wunderdinge zu erzählen von der mit großem äußeren Erfolge durchgeführten Disziplin der Klosterschüler. Sie erregte unter anderem die Verwunderung des Königs Konrad I., der 911 in der Weihnachtszeit St. Gallen mit seinem Besuche beehrte. Am Tage der unschuldigen Kindlein, am 28. Dezember, wurde das sog. Bischofs- oder Abtfest gefeiert, bei welchem die Knaben mit einem selbstgewählten Abt an der Spitze eine Prozession abhielten. Da ließ der König Äpfel auf den Boden werfen, doch nicht eins der Kinder, selbst nicht von den allerkleinsten, rührte sich. Nachher mußten die Kinder der Reihe nach etwas vorlesen, der König war sehr freundlich zu ihnen, hob sie auf, wenn sie vom Lesepult herabstiegen und steckte ihnen eine Goldmünze in den Mund. Einer der Kleinsten aber schrie heftig und spuckte das Geld wieder aus, so daß der König sagte: „Der wird, wenn er das Leben behält, einmal ein guter Mönch werden". Über alles, was er gesehen hatte, war der König sehr erfreut, er verordnete deshalb auch, daß das Andenken seines Besuchs durch drei Schulfesttage gefeiert werden sollte, ein Brauch beiläufig, der sich bis zur Aufhebung des Klosters am Ende des 18. Jahrhunderts erhalten hat.

Und was wurde nun in den Klosterschulen gelernt? Vor allem natürlich Latein, die Kirchensprache, Latein lesen, Latein verstehen, Latein sprechen, Latein schreiben. Man lernte das zunächst in praktischer, nicht systematischer Weise an einem geistlichen Stoffe, dem Glauben, dem Vaterunser, an anderen Kirchengebeten und Kirchengesängen, vor allem an den Psalmen. Der Lehrer las und schrieb den fremden Text vor und gab dazu von Wort zu Wort die deutsche Übersetzung. Diesem Zwecke vornehmlich dienten die nicht seltenen Interlinearversionen mannigfacher geistlicher Stücke, die bis auf unsere Tage gekommen sind. Auf zusammenhängende deutsche Sätze wurde dabei nicht gesehen, an Erklärungen fehlte es jedoch nicht, namentlich auf die Synonymik wurde viel Gewicht gelegt zur Vervollständigung des Wortschatzes. Das Vorgesagte und Vorgeschriebene wurde nachgeschrieben und auswendig gelernt, das Gedächtnis dadurch in hohem Maße geübt, so daß wir wiederholt selbst von Laien und Rittern hören, die den in der Jugend erlernten Psalter fast ganz auswendig konnten und — auch zu singen verstanden. Denn neben der Kirchensprache fand auch die Kirchenmusik, wie schon oben angedeutet, eifrigste Pflege in den Kloster- und überhaupt allen geistlichen Schulen der



Abb. 11. Lehrer mit der Rute als Standessymbol und 2 Schülern. Holzschnitt aus: Brack, Vocabularius rerum. Augsburg, Schönsperger d. Ä., 1495.



Abb. 12. Die sieben freien Künste. Holzschnitt aus: Rodericus Zamorensis, Spiegel des menschlichen Lebens. Augsburg, H. Bämler, 1479.

tracht. Die Kenntnis des Griechischen war schon in den Tagen der Karolinger im Abendlande eine äußerst dürftige, sie verlor sich fast ganz in den folgenden Jahrhunderten. Selbst die größten Gelehrten konnten kein Griechisch. Unter den Lateinern aber erfreuten sich als Dichter Horaz, Virgil, Ovid, Terenz, Juvenal, auch Statius, Persius und Lukanus, als Prosaiker Sallust, Cicero, Seneka, Boethius bei Bischof und Kanonikus, bei Mönchen und nicht selten auch bei Nonnen des höchsten Ruhmes und der stärksten Benützung. Allerdings wurde so mancher fromme

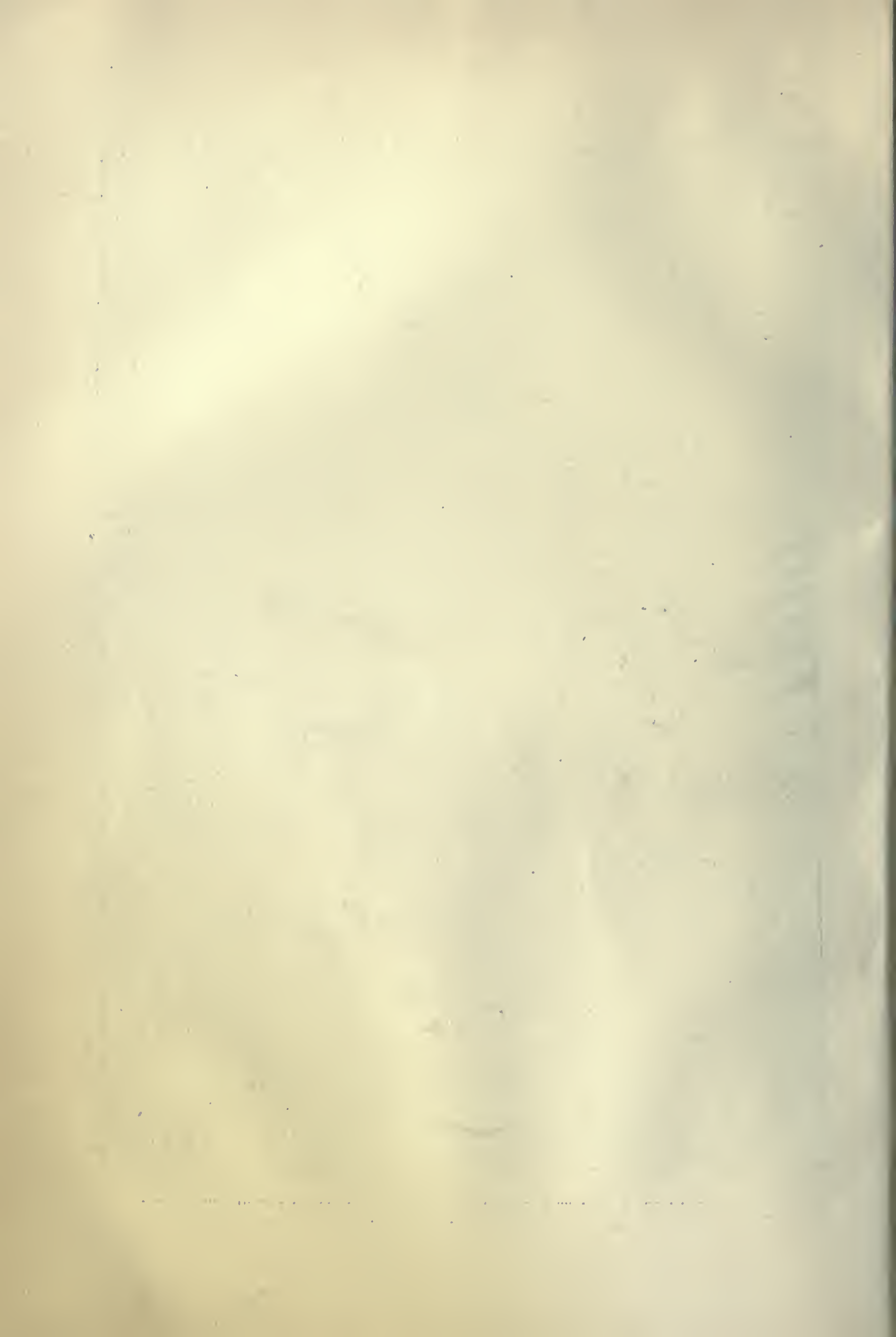
damaligen Zeit. Neben oder nach dem Psalter und den diesem gleichwertigen geistlichen Stücken wurde eine ziemliche Anzahl leichter lateinischer Sprüche und Fabeln erlernt, die unter dem Namen alter heidnischer Autoren, namentlich des Cato, Äsop, Avian gingen. Diese blieben das ganze Mittelalter hindurch und noch weit darüber hinaus die beliebtesten Schulbücher für den Anfangsunterricht im Lateinischen. Auf dieser Grundlage baute sich nun das Studium der sieben freien Künste, der septem artes liberales auf, in deren System nach einer aus der Zeit des ausgehenden Heidentums herrührenden Einteilung der schulmäßige Wissensstoff des Mittelalters gefaßt war. Man unterschied eine Unterstufe, das Trivium, Grammatik, Rhetorik und Dialektik, und eine Oberstufe, das Quadrivium, Arithmetik, Geometrie, Musik und Astronomie. Wir kommen später genauer darauf zu sprechen. Als eine gleichwertige Bildungsquelle neben den artes galten wenigstens in den älteren Jahrhunderten des Mittelalters die heidnischen auctores. Vor ihrem Wissen und Können hatte man einen fast abergläubischen Respekt. Wie die Bibel für den Inhalt, so bildeten sie für die schöne Form der Rede — in Prosa und in Versen — die ewiggültigen, tausendfach nachgeahmten, aber nie erreichten Muster. Natürlich kommen hier nur lateinische Schriftsteller in Be-

Christ von bösen Zweifeln geängstigt, ob er nicht damit eine arge Sünde begehe. In der That fehlte es auch nicht an Versuchen, die heidnischen Klassiker vom Studium überhaupt und somit auch aus den Schulen zu verbannen. Schon der sonst so hochverdiente Papst Gregor der Große äußerte sich wiederholt höchst abfällig über die heidnische Weisheit. Er prahlte geradezu mit seiner Gleichgültigkeit gegen sprachliche Barbarismen und bezeichnete es als unwürdig, die Worte der himmlischen Propheten unter die Regeln des Donat zwängen zu wollen. Sonderbarerweise war es aber eben dieser Papst, der zum Heiligen und Schirmherrn der Schulen erhoben und dem zu Ehren überall in Deutschland am 12. März — seinem Todestage — das Gregoriusfest als ein Schul- und Kinderfest gefeiert wurde (das noch heute selbst in einzelnen protestantischen Ländern bestehen soll). Gregor I. verdankt diese Feier seines Andenkens offenbar nur seinen Verdiensten um die Kirchenmusik, zu deren Pflege die Schule nach mittelalterlicher Auffassung ja mit in erster Linie berufen war. Übrigens drangen seine wie nachmals im 11. Jahrhundert die schroffen Ansichten überasketischer Cluniacenser wenig durch. Die das spätere Mittelalter charakterisierende Vernachlässigung der antiken Schriftsteller entstand nicht durch religiöse Bedenken.

Die berühmten Klosterschulen der Karolinger-



Beilage 1. Lehrer und Schüler im Mittelalter nach einer Miniatur aus der Manessischen Handschrift. 13. Jahrhundert. Heidelberg.



zeit Fulda, St. Gallen, Reichenau büßten ihren Ruhm allmählich an andere Klosterschulen, Corvey, Tegernsee, Benediktbeuren und mehr noch an die Schulen der Weltgeistlichkeit ein. Im 11. und 12. Jahrhundert hatten die Domschulen — Lüttich, Bamberg, Würzburg, Magdeburg, Hildesheim, Freising, Bremen u. s. w. — und die Collegiat- oder Stiftsschulen (an größeren Pfarrkirchen) entschieden die Führung. Zwischen den einzelnen Schulen bestand ein lebhafter Austausch von Lehrkräften. Man riß sich förmlich um die namhaftesten Lehrer, wie in unsern Tagen um berühmte Universitätsprofessoren. Sie waren auch im ganzen nur wenig seßhaft und folgten gern lockenden Anerbietungen. Denn bereits gewährte das Lehren neben Ruhm auch Reichtum. Selbst Mönchen war es nicht verwehrt, Schätze zu sammeln, wie denn z. B. Ekkehard der Rote, Vorsteher der Klosterschule zu Magdeburg, um das Jahr 1000 eine Summe hinterließ, die er nach eigenem Geständnis seit langer Zeit angehäuft hatte. Benno, der spätere Bischof von Osnabrück, erwarb sich durch seinen Unterricht an der Domschule in Speier (in der 1. Hälfte des 11. Jahrhunderts) große Reichtümer. Flossen diese augenscheinlich aus privaten Beiträgen, so fehlt es auch nicht an Nachrichten, daß die geistlichen Behörden etwas „für ihre Schulmeister thaten". Nach einer Urkunde vom Jahre 976 erlaubte der Erzbischof von Mainz, Willigis, dem Vorsteher der ihm unterstellten Schule in Aschaffenburg, zwei oder drei Jahre mit Stipendien „ad studium" zu reisen. Andererseits wollte man für sein Geld auch etwas haben. Die Bamberger Domherren sperrten ihrem Scholaster den Gehalt, weil er gewagt hatte, sich zwei Tage ohne Urlaub zu entfernen. Dieser aber war zu stolz, um sich vor ihnen zu demütigen, und verzichtete lieber auf seine Pfründe. Hier handelte es sich um höhere Geistliche, zumeist Kanoniker. Dazwischen ertönt aber schon aus verhältnismäßig früher Zeit die in ziemlich barbarischen Versen niedergelegte Klage eines zum Kirchendienst kommandierten Schulmeisters, wie es scheint, aus Trier, eine Klage, die bekanntlich bis auf den heutigen Tag nicht hat verstummen wollen. Von weltlichen deutschen Lehrern übrigens haben wir damals nur spärliche Kunde. So begegnet uns ein Magister Manegold, der ums Jahr 1070 nach Frankreich ging und hier der Lehrer des berühmten scholastischen Philosophen Wilhelm von Champeaux wurde. Seine Frau und seine Töchter unterstützten ihn in seinem Lehrberuf, um 1090 aber ist er in ein Kloster getreten. Es scheint, daß er in Frankreich, wie vielleicht schon früher in Deutschland, eine Privatschule unterhalten hat.

So wenig seßhaft wie die meisten Lehrer waren auch die Schüler. Sie zogen häufig mit ihren Lehrern, voll Eifersucht auf ihren



Abb. 13. Papst Gregor der Große als Lehrer. Holzschnitt aus: Exercitium puerorum grammaticale per dietas distributum. S. l. 1500. Hain 6773.



Abb. 14. Lehrer und Schüler. Holzschnitt aus: Ars memorativa. Augsburg, Anton Sorg, um 1475. Hain 1827.

13. Jahrhundert. Bei vielen, namentlich den Angehörigen vornehmer Familien war es mehr Modesache.

„Manger hin ze Parîs vert,
„Der wênic lernt und vil verzert;
„Sô hât er doch Parîs gesehen

bemerkt Hugo von Trimberg im Renner. Bei vielen aber war es das reine Streben nach Wissenschaft, der zu Liebe manch armer junger Kleriker die schwersten Entbehrungen ausstehen mußte. Dafür war auch die Begeisterung eine große. „Wenn ich", schreibt da einer aus Paris, „den Meister Wilhelm (von Champeaux, † 1121) höre, dann dünkt es mich, daß nicht ein Mensch, sondern ein Engel vom Himmel rede." Vornehme Leute, wie etwa der spätere Erzbischof von Mainz, Adalbert († 1141), zogen mit großem Prunk und zahlreichem Gefolge nach Rheims und Paris, wo Scharen lockerer Weiber den deutschen Studenten leicht gefährlich wurden.

Ruhm; noch häufiger wanderten sie von Schule zu Schule, um neue Lehrer hören zu können, man schämte sich, nur eine einzige Schule besucht zu haben. Im 11. Jahrhundert kam auch das Studium in der Fremde, namentlich in Frankreich, wo die damals neue scholastische Wissenschaft emporblühte, in Aufnahme. Früher, zur Zeit, als die deutschen Klosterschulen, Fulda u. s. w. auf dem Gipfel ihres Ruhmes standen, waren wohl Franzosen als Schüler nach Deutschland gekommen, jetzt kamen sie, wenn sie überhaupt kamen, wie der berühmte Gerbert, als Lehrer. Schon im 11. Jahrhundert wird uns von zahlreichen Schülern aus den Donaugegenden berichtet, die den berühmten Lanfrank im Kloster Bec hören gingen. Noch allgemeiner wurde die Sitte des Studierens in Frankreich im 12. und

Denn als Studenten müssen jene jungen Leute, die von Ort zu Ort, in der Heimat oder in der Fremde der Wissenschaft nachgingen, bezeichnet werden, wenn es auch, in Deutschland wenigstens, damals noch keine Universitäten gab. Schüler, was wir darunter verstehen, waren sie nicht mehr, dazu waren sie im allgemeinen zu alt und in ihrer Lebensweise viel zu frei und zügellos. Freilich ist der Unterschied zwischen den Studenten von heutzutage und jenen, die uns, zu Beginn des 2. Jahrtausends, zum erstenmal in der deutschen Geschichte entgegentreten, ein großer. Er besteht, abgesehen von aller Veränderung der Sitten, hauptsächlich darin, daß der deutsche Student der früheren Jahrhunderte des Mittelalters durchweg, der der späteren in weitaus den meisten Fällen ein Geistlicher war oder doch ein solcher werden

wollte. Dem entsprach auch ihre mittelalterliche Benennung clericus, die uns ebenso häufig begegnet wie scholaris. Das Volk nannte sie einfach Pfaffen, niederdeutsch Papen oder auch Halspapen, das Studentenviertel hieß in Wien die Pfaffengasse. Diejenigen jungen — und alten — Kleriker oder Scholaren aber, die auf der Wanderung von einer Schule zur andern eine ständige Staffage der Landstraßen bildeten, wurden als clerici vagi oder vagi scholares, zu deutsch „fahrende Schüler", bezeichnet. Sie hießen wohl auch kurzweg Vaganten oder Goliarden, ein Ausdruck, dessen Etymologie nicht klar ist. Wir wären nun schlecht über das Leben und Treiben dieser „Fahrenden" unterrichtet, wenn sich nicht von ihren größtenteils lateinischen Liedern ziemlich ansehnliche Reste erhalten hätten. Die Poesie dieser Lieder ist die echte Studentenpoesie. Was heute noch des Burschen Herz bewegt, lautlärmender Jubel bei vollem Becher, ein geliebtes Mädchen und dazwischen das wechselnde Glück der Würfel, das bildet auch den Hauptinhalt jener vor mehr als 800 Jahren verfaßten Gedichte. Nicht selten finden sich wörtliche Anklänge an unsere heutigen Kommerslieder, von denen manche wohl auf jene uralte Scholarenpoesie zurückgehen. Singen unsere heutigen Studenten: Gaudeamus igitur, so sangen die Scholaren: Iocundemur socii, sectatores ocii. Freut Euch, Gesellen, der fröhlichen Muße; und wenn wir heute der tristitia und allen Neidern ein Pereat bringen, so richtete sich der Zorn des weltfreudigen Klerikers gegen die finsteren Scharen der in klösterlichen Banden gehaltenen Geschorenen, denen sie etwa mit den Worten

„Invidos hypocritas
„Mortis premat gravitas!
„Pereant fallaces!

Tod und Krankheit wünschen. „Stoßt an, Jena soll leben", singt heute der Bursch, damals hieß es

Urbs salve regia,
Trevir urbs urbium,

(Heil dir, o Königsstadt Trier, der Städte Haupt) woraus beiläufig hervorgeht, daß Trier eine Hauptstätte studentischen Treibens gewesen sein muß. Hohe poetische Begabung steckt oft in jenen Gedichten, deren Latein zwar kein klassisches ist, um so mehr aber durch seine urwüchsige Kraft und lebendige Frische den Hörer zu bezaubern vermag. Wie herrlich, ja begeisternd wirkt noch heute die Generalbeichte des sog. Archipoëta, eines Mannes, der zwar nicht eigentlich zu den „Fahrenden" zu rechnen ist, wohl aber aus ihnen hervorgegangen sein dürfte. Er lebte als Sekre-



Abb. 15. Lehrer und Schüler. Holzschnitt aus: Robertus de Euromodio, Cato moralissimus. Deventer, Richard Paffroed, 1497. Hain 4726.

tär am Hofe des Kölner Erzbischofs Reinald von Dassel, des berühmten Kanzlers Friedrichs des Rotbart, und ist so ziemlich der einzige von den Dichtern jener Lieder, dessen Persönlichkeit wir nachweisen können. Ein besonders gelungenes Stück seiner Gesänge ist noch heute Gemeingut der Studentenpoesie:

„Mihi est propositum
„In taberna mori,
„Vinum sit appositum
„Morientis ori.
„Tunc cantabunt laetius
„Angelorum chori:
„Deus sit propitius
„Isti potatori!

oder wie Bürger es übersetzt hat:

„Ich will einst bei Ja und Nein
„Vor dem Zapfen sterben.
„Nach der letzten Ölung soll
„Hefen noch mich färben.
„Engelchöre weihen dann
„Mich zum Nektarerben:
„Diesen Trinker gnade Gott!
„Laß ihn nicht verderben.

Wahr ist es allerdings, daß die heitere Lebenslust der Vaganten oft in ein wüstes, ausschweifendes Wesen ausartete. Die Keckheit, mit der es sich im Liede äußerte, weiß uns dennoch anzuziehen. Man wird auch vieles für poetische Freiheit halten müssen. Aber gewiß kam es öfters vor, daß ein Bursch (der Ausdruck bursa findet sich schon damals, wir geben später die Erklärung) so lange trank, bis alle seine Kleider als Pfänder in die Schenke gewandert waren. Oder er verspielte alles, bis er fast nackt war, was sogar einem berühmten italienischen Rechtslehrer des 12. Jahrhunderts passiert sein soll. Die Lieder raten auch, so lange man noch ein Wams habe, möge man Mantel und Gürtel getrost verspielen. Wer noch ein Hemd besitze, brauche keine Hosen, wer noch Schuhe, keine Strümpfe. Aber auch der ruchlose Rat, beim Würfelspiel zu mogeln, den Gegner zu betrügen, wird unbedenklich erteilt, und es gab offenbar genug ehr- und gewissenlose Gesellen, die



¶ Jtē vō dreyē studētē die vm ein aller schönste wirtin pulten doch keiner vō dem ādern wissēd vnd wie sie den einen in ein grab redet die nacht vm iren willen dar inen zu pleiben ¶ den andern das er pei dem grab die nacht stünt vnd dem ym grab einen gancze̅ psalter petet ¶ vnd den dritten das er yn teüfelisher gestallt grausamlichē vñ ser prumend vm die kirch zu dem grab liefe den der do petet forchtig zu machen vñ yn ab zu treibē ¶ vnd wie der im grab auff wuscht zu ētfliehen vñ wie sie alle drei vor schrecken hin vielen ¶ aber dȳ wirtin wart rein wider vm vergolltē ¶ getruckt vō hāsē folczē von wvrms barbirer zu nürenberg

Abb. 16. Studenten bei einem Liebesabenteuer. Titel eines Schwanks von Hans Folz. Nürnberg um 1480. Hain 7216.



Abb. 17. Fahrende Kleriker bei einem Sang auf die Schlemmerei. Anonymer Holzschn. ca. 1500. Berlin, Kupferstichkabinet.

ihn befolgten. Der arme Thor aber, der so schändlich um sein Gut gekommen, hat zum Schaden noch den Spott, und es verhöhnt ihn der, der ihn ausgezogen. Machte ihre Mittellosigkeit viele Scholaren zu Gaunern und Betrügern, so waren sie nicht minder lästig durch ihre ewige Bettelei, mit der sie namentlich die geistlichen Herren, die sie ja halb und halb als Kollegen anzusehen gewohnt waren, heimsuchten. Sie bettelten und fochten sich durch wie richtige Vagabunden und schimpften noch auf das schlechte Priestervolk, das keine guten Almosen geben wollte. Selbst beim Bischof lud sich der Fahrende zu Gast, und der hochwürdige Herr, so wenig er solche Kumpanen leiden mochte, hielt es doch schließlich für besser, ihn freiwillig zu bewirten, als sich heimlich von ihm bestehlen zu lassen. Allerdings war der fahrende Scholar nicht immer ein bloßer Schmarotzer. Wenn er nahm, so wußte er auch zu geben, und wie an den Höfen der weltlichen Großen die Minstrel und Spielleute mit den Vorträgen ihrer deutschen Heldengesänge und Minnelieder oft gern gesehene Gäste waren und durch ihre Erzählungen von allerlei Geschichten, die sich neuerdings zugetragen, so manche einsame Ritterburg mit der großen Welt in Verbindung hielten, so fanden die lateinischen Verse der Goliarden unter Bischöfen, Äbten und Pfarrern meist ein dankbares Publikum. Dies gilt auch von den lateinischen Minneliedern, die nicht selten von feinem Naturgefühl und zarter Liebesempfindung zeugen, mehr freilich noch der Sinnlichkeit freien Lauf lassen und manchmal geradezu obscön sind. Wie die Minnesänger, so besingen auch die Scholaren die Lust und Freude des Sommers und klagen über den Winter. Von Christus und seinen Heiligen ist nicht viel die Rede, wohl aber von Amor und Venus, Fortuna wird angerufen, die Sonne ist Phoebus, der Mond Diana, Gott der Herr heißt ihnen Jupiter, der schaut in alle Herzen. Wir gewahren deutlich den Einfluß der klassischen Lektüre. Manch liebliches Schäferstündchen wird besungen, jede Dirne ist dem Burschen recht, aber wenn er ihr Treue ver-

sprochen und sie gewonnen, zieht er nach wenig Wochen weiter, vielleicht ins Frankenreich, um sich an den Reizen einer neuen Schönen zu erfreuen, während das entehrte Mädchen trostlos zurückbleibt, seines Vaters Zorne überlassen und der Schande. Ja das Studentenleben ist kurz, man solls genießen. Und der Scholar sticht den Ritter aus beim Liebeswerben, das Mädchen entscheidet, daß der Kleriker „zur Liebe geschickter sei". Doch wissen die Goliarden auch ernstere Töne anzuschlagen. Freilich beim Trinken, was geht die lustigen Zecher da die Politik an:

Tam pro papa quam pro rege
Bibunt omnes sine lege.
Für den Papst wie für den König
Trinken alle und nicht wenig (Mischke).

Daneben finden sich aber auch viele Lieder satirischen Inhalts, die namentlich die Verderbtheit der römischen Hierarchie mit scharfen Worten zu geißeln wissen. Und damit kein Ton fehle auf der Leier, damit auch ernstere Gemüter zum Worte kommen, stoßen wir unter den Gedichten auch auf wirklich aufrichtig gemeinte Mahnungen zu einem christlichen Lebenswandel. Wir begegnen darin Scholaren, die nach Frankreich wanderten, in der Hoffnung, „nach Jahr und Tag als Philosophen entlassen zu werden", die den Geist der Wissenschaft anriefen und baten, daß ihr Strahl sie erleuchten möge.

Es ist sehr merkwürdig, daß diese so lustige Blüten treibende Studentenpoesie, von der wir freilich nicht wissen, wieviel davon in Deutschland oder von Deutschen gedichtet wurde, nach dem 12. Jahrhundert immer mehr abnahm und zu der Zeit, als die deutschen Universitäten gegründet wurden, also in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, schon längst erloschen war. Man sollte glauben, sie hätte damals einen neuen Aufschwung nehmen müssen. Das war nicht der Fall, wenn auch hier und da wohl einige neue Lieder hinzukamen und viele der vorhandenen mündlich in studentischen Kreisen erhalten blieben. Allerdings, wenn auch die Freizügigkeit im mittelalterlichen Studentenleben immer eine sehr starke war, der echte Typus des fahrenden Schülers scheint doch mehr und mehr abhanden gekommen zu sein, um erst gegen den Anfang der neueren Zeit, aber in sehr veränderter Gestalt wieder aufzuleben. Es sind das Dinge, die in ihrem Zusammenhang nicht ganz klar sind. Nach allem aber, was wir wissen, ging es mit den Vaganten im 13. Jahrhundert überall stark abwärts. Ihre Ungebundenheit verführte sie immer mehr zur Zuchtlosigkeit, ihr privilegierter Stand als Geistliche — davon später mehr — schützte sie vielfach vor Strafe, so daß sie nicht nur durch ihre Bettelei, Unzucht und Rauflust — viele dieser „Kleriker" trugen trotz ihres geistlichen Standes Waffen —, sondern selbst durch frechen Diebstahl und räuberische Gewaltthätigkeiten eine rechte Landplage wurden. Schlimm war es auch, daß sich unter dem Namen „fahrende Scholaren" eine Menge arbeitsscheues Gesindel herumtrieb, das nie eine Schule auch nur von weitem gesehen, sich aber doch mit ein paar gelegentlich aufgeschnappten lateinischen Brocken vor dem Bauern ein gelehrtes Ansehen zu geben wußte. Kein Wunder, daß geistliche und weltliche Behörden wiederholt gezwungen waren, gegen dieses Unwesen einzuschreiten. Schon um die Mitte des 13. Jahrhunderts verboten Synoden den Geistlichen, fahrende Schüler bei gottesdienstlichen Verrichtungen anzustellen. Als Küster oder Glöckner zu dienen, blieb trotzdem vielfach die letzte Zuflucht eines verbummelten Studenten. Aber überhaupt sollte den Goliarden keine Unterstützung, kein Unterschlupf gewährt werden, bei Strafe der Suspension für den Geistlichen, der das Verbot überschritte. Im Salzburgischen wurde deshalb 1307 ein Pfarrer exkommuniziert. Und wie die Synoden, so wandten sich auch die Landfriedensgesetze gegen die herumschweifenden Kleriker, die sie nebst Gauklern, Spielleuten und „Histrionen" für friedlos erklärten. Als „Loterpfaffen mit dem langen hâre" werden sie jedermann kenntlich gemacht. Sie ließen sich also das Haar lang wachsen und verschmähten die geistliche Tonsur, wenn sie auch sonst die Vorrechte der Geistlichen beanspruchten. Der berühmte Volksprediger Berthold von Regensburg († 1272) schalt sie Mädchenjäger und verbot, ihnen das Abendmahl zu reichen. Die unaufhörlichen und darum, wie wir wohl annehmen müssen, anfangs wenig wirksamen Strafbefehle und Friedloserklärungen müssen mit der Zeit doch Erfolg gehabt



Abb. 18. Allegorien auf die Folgen der Ausschweifungen in Wein, Weib und Spiel. Holzschnitt in der Weise des Hans Baldung genannt Grien ca. 1510. Gotha, Kupferstichkabinet.



Abb. 19. Verliebter Jüngling mit 2 Mädchen. Links Gelehrte im Gespräch. Anonymer Holzschnitt ca. 1500. Gotha, Kupferstichkabinet.

haben. Im 14. und 15. Jahrhundert ist es still von den Vaganten.

Dafür interessieren uns nun die Universitäten. Bis aber die erste derselben gegründet wurde, nämlich die zu Prag 1348, verstrich noch ein langer Zeitraum, innerhalb dessen wir über die Schulverhältnisse in Deutschland nur sehr schlecht unterrichtet sind. Die Dom-, Stifts- und alten Klosterschulen bestanden weiter fort, doch waren namentlich die letzteren sehr herabgekommen. Es kam vor, daß selbst Äbte und Bischöfe nicht lesen und schreiben konnten. Von den Pfarr- und Stadtschulen als von niederen Schulen soll später gehandelt werden. Für die höheren Studien scheint in einigen größeren Städten besonders gute Gelegenheit gewesen zu sein, so in Trier (s. oben S. 19), dann namentlich in Erfurt, wo 1239 an verschiedenen artistischen Stiftsschulen wohl 1000 Scholaren sich aufgehalten haben sollen. Ungleich dem durch Reichtum üppig und träge gewordenen Benediktinerorden wußten die Bettelmönche den hohen Wert der Wissenschaft zum Teil wohl zu schätzen. So sorgte z. B. bei den Dominikanern ein für den ganzen Orden gemeinsam eingerichtetes, nach Stufen genau geregeltes Unterrichtssystem für die Pflege der gelehrten Bildung, gegen deren Vernachlässigung die Generalkapitel mit Strenge einzuschreiten pflegten. Liederlichkeit der Scholaren, Unfleiß, Kneipgelage wurden nicht gelitten. Die Zeit, die von Gebeten und der Predigt frei blieb, sollte dem Studium gewidmet sein, und sehr vernünftiger Weise bestimmte die Regel, die „Horen" kurz abzumachen, damit die Brüder nicht gelangweilt und ihren Studien entzogen würden.

Bezüglich der Universitäten verweisen wir wieder auf unsere Monographie über den Gelehrten, wo auch der mittelalterliche Universitätslehrer (Magister) als der Typus des damaligen Gelehrten im wesentlichen geschildert worden ist. Wir dürfen uns daher hier auf einige Nachrichten über die Studenten sowie den Unterrichtsbetrieb an den Universitäten beschränken.

Das in unserer Zeit so fest geregelte Berechtigungswesen war im Mittelalter gänzlich unbekannt. Der Besuch der Universitäten war durch irgend eine gesetzliche Bestimmung niemandem verwehrt. Eine der unsrigen etwa entsprechende Vorbildung konnte ja auch nur auf wenigen Schulen erlangt werden; sie war auch deshalb weniger erforderlich, weil die Universitäten selbst jene elementaren Kenntnisse — sogar die Anfangsgründe des Lateinischen —, ohne die der Betrieb eindringender Studien nicht denkbar war, vermittelten.

Der Stand der Wissenschaften an den mittelalterlichen Universitäten war also nicht nur absolut, sondern auch vergleichsweise ein weit niedrigerer als heutzutage. Infolgedessen mußte an den Universitäten damals eine weit größere Zahl solcher Studierender vorhanden sein, denen wir heute diese Benennung garnicht zuerkennen, die wir einfach an ein Gymnasium und dort nicht einmal auf die oberen Klassen verweisen würden. Setzte doch die Universität Heidelberg 1453 die Altersgrenze nach unten für die Immatrikulation auf 14 Jahre herab. Indes noch jüngere Knaben — so müssen wir sagen — bezogen die Universität, wir erinnern nur an Johann Eck und Philipp Melanchthon, die beide mit 12 Jahren eingeschrieben wurden und von denen Eck mit 14 Jahren Magister artium, mit 19 Baccalaureus der Theologie wurde, Melanchthon, ein wenig älter, 15 Jahre alt, das Baccalariat und mit noch nicht 17 Jahren das Magisterium erlangte. Das statutenmäßige Mindestalter für die akademischen Promotionen war gewöhnlich ein viel höheres, nämlich 17 Jahre für den Baccalar, 21 Jahre für den Magister. Neben den ganz jungen gab es aber auch eine große Zahl älterer Scholaren, die sich entweder aus äußeren Gründen erst sehr spät zur Aufnahme in die Universitätsmatrikel melden konnten oder das ihnen lieb gewordene akademische Bummelleben nicht lassen mochten. Letzteres ist bekanntlich auch heute noch nichts Seltenes. Doch selbst reifere Männer und selbst solche in Ämtern und festen Stellungen sehen wir wohl noch die Laufbahn eines Scholaren einschlagen.

Aus allen diesen Gründen scheint die Zahl der mittelalterlichen Universitätsbesucher, verglichen mit der heutigen, einen größeren Prozentsatz der Bevölkerung ausgemacht zu haben. In Leipzig werden für die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts 6—700 Scholaren aus den Immatrikulationsbüchern berechnet. Das war schon eine recht stattliche Zahl, die nur etwa von den Hochschulen von Prag und Köln mit je 1000 Studenten jährlich zu den Zeiten ihrer Blüte übertroffen worden sein mag, von den meisten Universitäten aber lange nicht erreicht wurde. Die Angaben der mittelalterlichen Chronisten, wonach z. B. in Prag um 1409 36000 Scholaren studierten und mindestens 11000 die Universität verließen, um in Leipzig eine neue Hochschule zu gründen, sind ganz abenteuerlich. In Leipzig wurden im ersten Jahre nicht mehr als 368 Personen immatrikuliert. Zählte doch auch die Stadt selbst damals noch nicht 10000 Einwohner.

Wie heute bewegten sich auch in der mittelalterlichen Scholarenschaft Arm und Reich in buntem Wechsel neben einander. Äußerlich aber waren die Gegensätze im Mittelalter schärfer ausgeprägt. So namentlich in der Tracht. Heute kann sich jeder Student mit verhältnismäßig geringen Mitteln anständig, ja selbst vornehm kleiden. Wollte aber damals, also zu einer Zeit, da viele der feineren Genüsse, um die wir heute den Reichen glücklich schätzen, noch unbekannt waren, jemand etwas von seinem Gelde haben, so legte er es mit Vorliebe in der Kleidung an. Gold und Perlen, Sammt und Seide, vor allem kostbare Pelze, Hermelin, Zobel, Marder durften an einer vornehmen Kleidung — auch vom Manne — nicht gespart werden. Wie gering sah neben einem solchen Herrn der Arme aus, der in groben, häufig abgetragenen Stoffen einhergehen mußte. Nun sollten aber eigentlich alle Scholaren und auch die Magister in einer bescheidenen, nicht

auffallenden besonderen Tracht einhergehen, in der der geistliche Charakter des mittelalterlichen Studenten zur Erscheinung kam. Sie wird gewöhnlich als vestitus clericalis oder auch scholasticus bezeichnet und bestand in einem langen, talarähnlichen Rocke von dunkler Farbe, der bei den Vornehmen nicht selten mit Pelzwerk besetzt war. Häufig kam dazu noch der „erliche lange Studentenmantel" mit Gürtel und Kapuze. An Stelle der mönchischen Kapuze, auch Gugel genannt, die den Scholaren eigentümlich war, trugen die Graduierten, wenigstens bei amtlichen Handlungen und Festlichkeiten, ein Barett, das z. B. bei den Artisten in Leipzig dunkelbraun war. Kein unberufener Scholar durfte sich dessen anmaßen (Abb. 20).

Diese herkömmliche und sogar vorgeschriebene ehrbare, halbgeistliche Tracht — im Einzelnen mag sie ja manche Abweichungen gehabt haben — scheint nun aber garnicht nach dem Geschmack der Studenten und sehr häufig auch nicht nach dem ihrer Lehrer gewesen zu sein. Das erfahren wir aus den zahlreichen Statuten und Verordnungen, die die Universitäten gegen den übertriebenen Prunk und offenbare Unsitten in der Kleidung erlassen mußten und die eben durch ihre häufige Wiederkehr beweisen, wie machtlos die akademische Obrigkeit in diesen wie in so vielen anderen Punkten den Scholaren gegenüber war. In Leipzig wurde 1458 bei Strafe von einem halben Gulden für jede Übertretung bekannt gemacht, kein Unterthan der Universität solle mit Schnabelschuhen, mit auffallend kurzem Rock, mit an der Seite offenem Mantel, mit bis zur Schulter oder bis zum Ellenbogen aufgeschnittenen Ärmeln, mit gegittertem (durchbrochenem) Kragen oder sonst in unschicklichen Kleidern einhergehen. Aber die Studenten blieben unbotmäßig. Ja, als 1482 der Rektor der Leipziger Universität das Gebot erließ, daß kein Scholar in „untzuchtiger, ungepurlicher claydung geen solt, nemlich in keym hutt ader (oder) . . . nackaten helsenn, mit geschnürten ader weyt offen goller (Koller), mit zuschnytten (zerschnittenen) und allerley untzymlichen prustlatzen, mit gefalden prusthemdern . . . ader gehalbirten (d. h. verschiedenfarbigen) ader sunst seltzamen schügen (Schuhen), noch sunst in aynigerley ungepurlicher klaydung, sunder in erlichen langen studenten mentellin", da gab es einen offenen Aufruhr unter den Scholaren, sie zerrten die Mandate der Universität von den Kirchenthüren, zerrissen sie und traten sie mit Füßen, so daß der Kurfürst selbst sich ins Mittel legen mußte, die Ordnung wiederherzustellen. Der Rektor wird wohl haben nachgeben müssen, wie wir aus neuen Verordnungen und neuen Klagen ersehen, die den Kernpunkt des Ungehörigen mit der Bemerkung zu treffen glauben, daß man einen Doktor nicht von einem Kaufmann und einen Scholaren nicht von einem Schneiderknecht (Gesellen) unterscheiden könne. Sehr charakteristisch für den Geist des Mittelalters, der ganz entgegen unserer heutigen Uniformierung den Stand und Beruf eines jeden schon in seiner Kleidung ausgeprägt zu sehen verlangte. Daher wandte man sich auch gegen an und für sich durchaus harmlose Kleidungsstücke, wie denn z. B. den supposita, d. h. den Zugehörigen der Leipziger Universität wiederholt verboten wurde, Hüte nach Art der Laien zu tragen. Ähnlich heißt es in Heidelberg, daß die Scholaren Hüte aufhätten wie die Kuppler. Von den Bestimmungen der Kleiderordnungen sollten nach einer Leipziger Verordnung von 1500 nur die Edelleute, „die Grafen, Barone, die höheren Canonici und Priester von Domstiftern" ausgenommen sein, die ihrem Stande gemäß, aber anständig, gehen durften.

Die studentische Freiheit in Leipzig scheint übrigens größer gewesen zu sein als an anderen Universitäten. Ein Ingolstädter Gutachten von 1497 erzählt von sechzehn Nürnbergern, die nach Ingolstadt zu kommen vorgehabt hätten, da sie aber erfahren, daß dort Gürtel auf Wienerische Art getragen würden, seien sie alle nach Leipzig gezogen.

Der Grund, warum den Studenten das Gürten des Rockes immer wieder zur Pflicht gemacht wurde, ist wohl darin zu suchen, daß damals die Hosen vielfach noch nicht durch den Bund geschlossen waren, sondern nur gleich einem langen Strumpfe bis an die sehr kurze Unterhose (den Bruch) hinaufreichten, infolgedessen diese und leicht auch noch Unschicklicheres bei einem lose



Abb. 20. Universitätslehrer und Studenten in ihrer mannigfaltigen Tracht. Holzschnitt aus: Brunschwig, Chirurgia. Straßburg, Grüninger, 1497. Hain 4017.

herabfallenden und daher gern aufschlagenden Rocke sichtbar werden konnte. Zumal, wenn der Rock kurz war, verletzte dies geradezu das Schamgefühl, daher die immer sich wiederholenden Verbote der kurzen Röcke.

Schließlich war aber auch die hohe Schule in Ingolstadt nicht das Ideal der frommen, züchtigen Gelehrten. Es wird geklagt, daß daselbst die Scholaren gelegentlich Kränze im Haar trügen, als ob sie zum Gefolge des Bacchus gehörten. Röcke und Beinkleider waren aus kostbaren Stoffen, vielfach geschlitzt, in grellen, bunten Farben. Der Hals, der früher züchtig bedeckt gewesen, blieb unverhüllt. Die Schnäbel an den Schuhen konnten nicht lang genug sein. Im Mittelalter nahm man an solchem geckenhaften Auftreten viel mehr Anstoß, als wir es heute begreiflich finden, wir müssen eben immer bedenken, daß ja — und zwar nicht nur in den Augen des Volks — die Studenten als halbe Geistliche angesehen wurden.

Ebenso vergeblich wie gegen die Modethorheiten in der Kleidung waren die Verbote, die unablässig gegen das Waffentragen der Universitätsmitglieder ergingen. Natürlich mußte man die Edelleute davon ausnehmen, sie hätten sich auch die Führung einer Waffe als ein Adelsvorrecht nie nehmen lassen.

Die große Masse der Studierenden im Mittelalter war ärmeren Standes, ja sie stammte wohl meist aus den untersten Gesellschaftsschichten, von armen Bauern und kleinen Handarbeitern in den Städten. Die Aussicht auf Versorgung im Kirchendienst lockte sie an die Universitäten. Hier, wie an den niederen Schulen, finden wir solventes und pauperes, Zahlende und Arme, unterschieden. Die letzteren hatten viele Vergünstigungen, sie brauchten z. B. keine Immatrikulationsgebühren, auch kein Honorar für Vorlesungen zu zahlen. Ihren Unterhalt fanden sie etwa als Famulus — damals und viel später eine sehr charakteristische Figur an den Universitäten —, der einem Magister oder einem vornehmeren Scholar mit allen, auch den niedrigsten Dienstverrichtungen zur Hand sein mußte, oder als Pädagogen im Hause irgend eines wohlhabenderen Bürgers. Oft genug mußten sie sich auch mit Betteln ihr Brot verdienen, worin man in der Zeit der Bettelorden nichts entehrendes erblickte. Gewiß gingen durch ihre Armut eine Menge bedauernswerter Existenzen an den Universitäten zu Grunde. Doch kann man nicht hoch genug schätzen, was gerade die niederen Stände für die Beschaffung eines gelehrten Nachwuchses in Deutschland geleistet haben. Die beiden vornehmsten Gegner zur Zeit der Reformation, Luther und der hochbegabte und sehr gelehrte, wenn auch sittlich nicht vorwurfsfreie Dr. Johann Eck waren Bauernsöhne.

Auf Grund wohlthätiger Stiftungen war nun eine ziemliche Zahl armer Scholaren in Internaten untergebracht, wo sie beköstigt und verpflegt wurden. Dies waren die sog. Bursen. Außer diesen gab es eine Menge Privatbursen, Unternehmungen gewöhnlich irgend eines Magisters, der gegen Entgelt den Scholaren Wohnung und Tisch gewährte, also, wie wir heute sagen würden, Pensionate. Die Beiträge wurden wöchentlich gezahlt. Ihnen kam ursprünglich die Bezeichnung bursa allein zu, davon erhielten dann das ganze Institut und später seine Bewohner, die Burschen (bursales, auch domicelli und stipendiati genannt) ihren Namen. Das ist der Ursprung unsers heutigen „Bursch" für Student. Es wurde viel geklagt, daß auch die höhere Pension zahlenden Scholaren in den meisten Bursen aus schnöder Gewinnsucht der Magister schlecht aufgehoben waren. Teils auf Stiftung, teils auf Spekulation beruhten die sog. Armenbursen oder Koderien, in denen die „Ärmsten der Armen" einen kümmerlichen Unterhalt fanden.

In allen diesen Bursen, ob sie nun Stiftungen oder Privatinstitute waren, galt eine feste Hausordnung. Wenn es vorschriftsmäßig zuging, so herrschte in ihnen eine Zucht, wie etwa heute in einer Kaserne (Paulsen). Um 5 Uhr wurde aufgestanden, jeder Stipendiat machte sich selbst sein Bett, einer hatte Tage- oder Wochendienst, womit allerlei häusliche Verrichtungen, Stuben- und Treppenkehren u. s. w. verbunden waren. In reicheren Bursen, für vornehme und auch für ältere Studenten pflegten das die famuli zu besorgen. Gebetet und studiert wurde zu festen Zeiten; das Mittagessen (prandium, eigentlich das Frühmahl, es fand gewöhnlich um 9 oder 10 Uhr statt) und die Hauptmahlzeit (coena, um 5 Uhr)

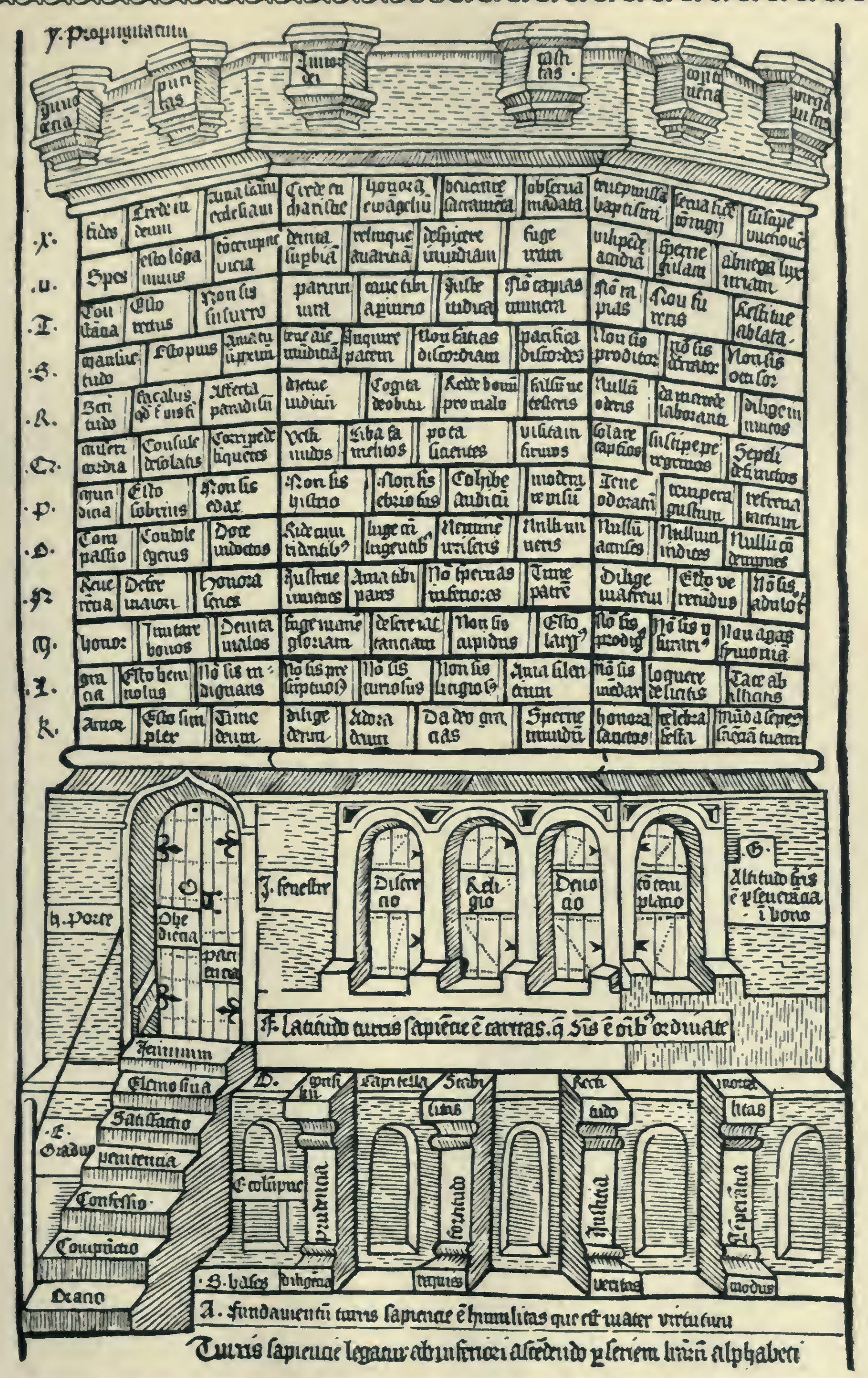


Abb. 21. Turris sapientiae. Der Turm der Weisheit. Die verschiedenen Tugenden und die Lebensregeln, durch deren Befolgung die Weisheit errungen wird, folgen sich von unten nach oben in der Anordnung des Alphabets. Holzschnitt um 1470. Nürnberg, Germanisches Museum. Schr. 1858.



Abb. 22. Festtafel im Collegium illustre zu Tübingen 1589. Kpfr. von L. Ditzinger nach Jo. Christof Neyffer. Nürnberg, Germanisches Museum. Nagler, M. IV, 1011, 2.

wurden gemeinsam eingenommen. Je nach der Jahreszeit, zwischen 7 Uhr (im Winter) und 9 Uhr (im Sommer) wurde das Haus geschlossen. Dafür hatte der Vorsteher der Burse, häufig Rektor genannt, meist ein Magister oder Baccalar, auch wohl ein älterer Scholar zu sorgen.

Um Verstöße wider die Bursenordnung zu verhüten, beförderte man heimliches Aufpassen und Denunziationen. Vielfach war, wie auch in den niederen Schulen, ein Scholar als sog. Lupus bestellt, der jedes deutsche Wort zur Anzeige bringen mußte. Denn die Statuten verlangten fast durchgängig, daß nur Latein gesprochen werden sollte. Die Strafen waren Entziehung der Kost, Geldstrafen, Karzer, endlich Ausschluß. Aber auch Prügel, scheint es, waren zugelassen. Das zeugt von einem niederen Stande des Ehrgefühls bei den mittelalterlichen Studenten, was freilich in der ganzen Zeit begründet lag. Und dann waren die meisten Studenten damals ja noch sehr jung.

Üppig war das Leben in der Burse nicht. Das war Erziehungsprinzip. Selbst wohlhabende Väter wollten, daß ihre Söhne knapp gehalten würden. „Da die Weisheit in den Häusern derer, die wohlleben, sich nicht findet, so müssen feine Mahlzeiten, Leckereien, wie böse Sirenen, von unserem Hause weit weg bleiben", heißt es in der Ordnung einer Freiburger Burse, domus Sapientiae genannt, 1496. In besagter Burse gab es täglich zu Mittag wie zum Abendessen gekochtes Fleisch, für jeden 1/2 Pfund, mit Rüben, Kohl, Erbsen oder sonst einem Gemüse, Braten kam nur an den hohen Fest- oder sonst an Erinnerungstagen auf den Tisch. Diese Einförmigkeit mußte den Unwillen und den Spott der Scholaren herausfordern. So z. B. in den Briefen der Dunkelmänner. Hören wir, was es danach in einer Leipziger Burse für Gerichte zu geben pflegte. „Wir haben gut zu essen in unserer Burse", schreibt ein Magister, „täglich giebt es zweimal, morgens und abends, sieben Gerichte. Nämlich das erste heißt Semper (immer), i. e. teutonice (auf deutsch) Grütze. Das zweite Continue (beständig), ein Supp. Das dritte Quotidie (täglich), das ist Muß. Das vierte Frequenter (häufig), Magerfleisch. Das fünfte Raro (selten), Gebratenes. Das sechste Nunquam (niemals), Käse (wahrscheinlich ironisch gemeint, weil's ihn so oft gab und was für einen!). Das siebente, Aliquando (später ein-

mal) Äpfel und Birnen. Und dazu haben wir einen guten Trunk, der heißt Conventum (ein Bier). Sehet, ist das nicht genug? Diese Ordnung halten wir das ganze Jahr ein, und alle sind ihres Lobes voll". In vielen Privatbursen der Magister sowie in den Armenbursen mag die Kost geradezu erbärmlich gewesen sein.

Die Kammern in den Bursen waren in der Regel unheizbar; geheizt wurde nur die größere Stube, meist zugleich als Schul- und Speisesaal dienend. Es wird darüber geklagt, daß aus Habsucht wohl 12 Scholaren in eine einzige Kammer gepfercht wurden. Und wie die Gesundheit war die Moral der jungen Leute häufig den größten Gefahren ausgesetzt, wie immer, wo in derartigen Anstalten gewissenlose und gewinnsüchtige Leiter die Zucht vernachlässigen. Freilich waren viele Magister durch die bittere Armut gezwungen, die Streiche eines leichtsinnigen, aber gut zahlenden Bursalen ungerügt zu lassen.

Trotz ihrer vielen Mängel hat das Mittelalter die Studenten in den Bursen doch für besser aufgehoben erachtet als in Privatwohnungen. Sonst wäre nicht die Bestimmung an allen Universitäten zur Regel geworden, daß sämtliche Scholaren in Bursen wohnen sollten. Allerdings nur in den von der Universität oder vom Landesherrn approbierten. In Leipzig z. B. wurden 1496 alle Bursen bis auf fünf, in Basel 1497 alle bis auf vier, 1507 sogar bis auf zwei, aufgehoben. In Tübingen waren alle Scholaren in zwei großen Bursen vereinigt, und zwar gab es eine für den alten und eine für den neuen Weg, die beiden Richtungen der mittelalterlichen Scholastik, die sich, wie wir dies im „Gelehrten" auseinandergesetzt haben, in den späteren Jahrhunderten des Mittelalters besonders lebhaft bekämpften. So bestanden auch in Heidelberg zwei Bursen für die Nominalisten und die Realisten. Wohlhabenderen Scholaren, namentlich Adligen oder bepfründeten Klerikern, wurde übrigens ausdrücklich gestattet, allein zu wohnen mit ihren famuli, und auch den Scholaren, die bei Verwandten unterkamen, ist dies nie verwehrt worden.

Die Vorliebe der Universitäten für die Bursen erklärt sich zum Teil auch daraus, daß die Bursen zugleich Lehranstalten waren. Namentlich der elementare Unterricht in der Grammatik für die vielen, die ohne genügende Ausbildung auf die Hochschule kamen, wurde hier gepflegt. Für

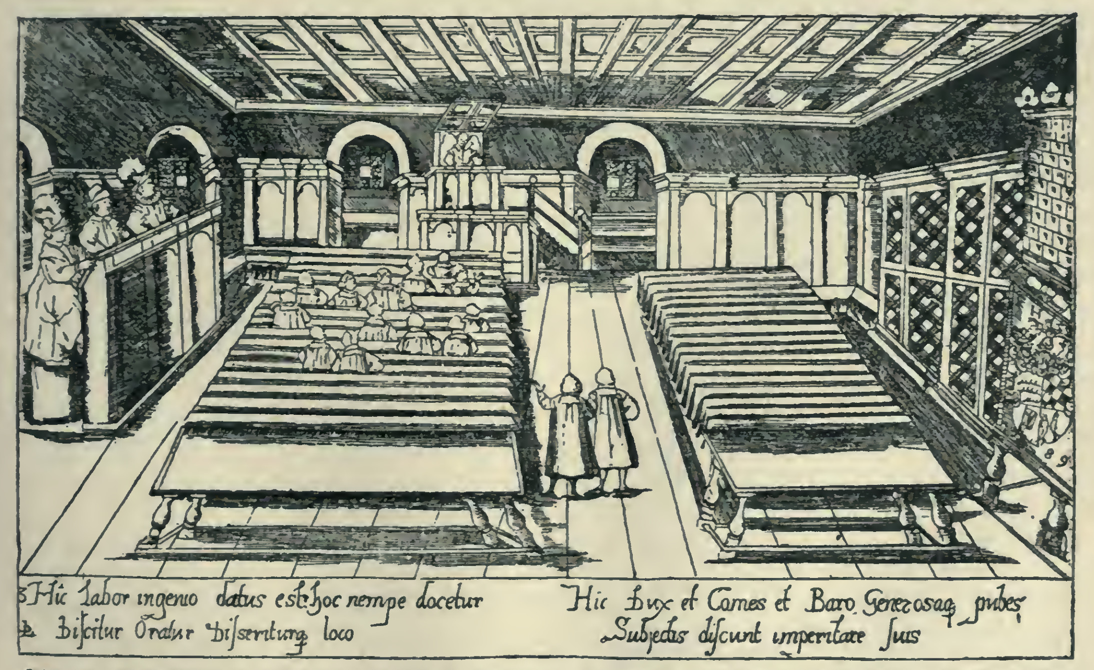


Abb. 23. Disputation im Collegium illustre zu Tübingen 1589. Kpfr. von L. Ditzinger nach Jo. Christof Nepffer. Nürnberg, Germanisches Museum. Nagler, M. IV, 1011, 3.



Abb. 24. Innenhof des Collegium illustre zu Tübingen 1589. Kpfr. von L. Ditzinger nach Jo. Christof Neyffer. Nürnberg, Germanisches Museum. Nagler, M. IV, 1011, 1.

die vorgerückteren wurden an manchen Bursen jeden Abend Disputationsübungen abgehalten, wer dabei fehlte, erhielt am andern Tage kein Fleisch. Zu Zeiten schien der ganze Universitätsbetrieb in die privaten Unterrichtsanstalten der Bursen auseinanderzufallen, deren Verhältnis zu dem Universitätskörper immer lockerer wurde, bis sie sich schließlich ganz davon loslösten. In Köln z. B. sind aus den mittelalterlichen Bursen die Gymnasien hervorgegangen.

Die Burseneinrichtung ermöglichte ein viel näheres Verhältnis zwischen Lehrer und Student als heutzutage, bemerkt Paulsen. Schon allein aus dem Grunde, weil der mittelalterliche Student nicht sowohl im einsamen Studieren seine gelehrte Bildung sich erwarb — dazu fehlte es ihm schon meistens an den nötigen Büchern — als vielmehr durch die in beständiger lebhafter Zwiesprache mit dem Lehrer vor sich gehende Schulung in Repetitionskursen und Disputationsexerzitien. Die Zuhörer, insbesondere die Bursalen, waren ihrem Meister auch sonst enge verbunden. Sie begleiteten ihn zur Kirche, zu den Universitätsakten, selbst wenn er ins Bad ging oder überhaupt sich öffentlich sehen ließ. Die Magister prahlten damit, immer von einer stattlichen Gefolgschaft von Schülern umgeben zu sein.

Wie die Studenten in den Bursen lebten auch die Magister in den Kollegien meist nach klösterlichem Zuschnitt. Daß es trotzdem nicht immer ganz ehrbar darin zuging, ersehen wir aus den Strafbestimmungen der Statuten. Auch in den Kollegien war die Kost sehr einförmig. Dürfen wir uns daher wundern, daß die Magister Doktorschmäusen und Festgelagen nachliefen und sich wegen ihrer Völlerei und Gefräßigkeit allerlei Spott und Hohn gefallen lassen mußten? Hören wir, was uns Hutten erzählt, allerdings in den Epistolae obscurorum virorum. Ein Magister Curio war einst (1512) mit dem Leipziger Rektor als Vertreter der Universität auf die Hochzeit eines sächsischen Herzogs geladen. Da stellte er sich unter seinen Stuhl mehrere Töpfe, in die er nun von Speisen und Getränken, soviel er erwischen konnte, heimlich hineingleiten ließ. Sein Famulus wußte sie unbemerkt unter dem Mantel hinauszuschaffen. Es war so viel, daß die beiden gelehrten Herren auf der Rückreise nicht alles

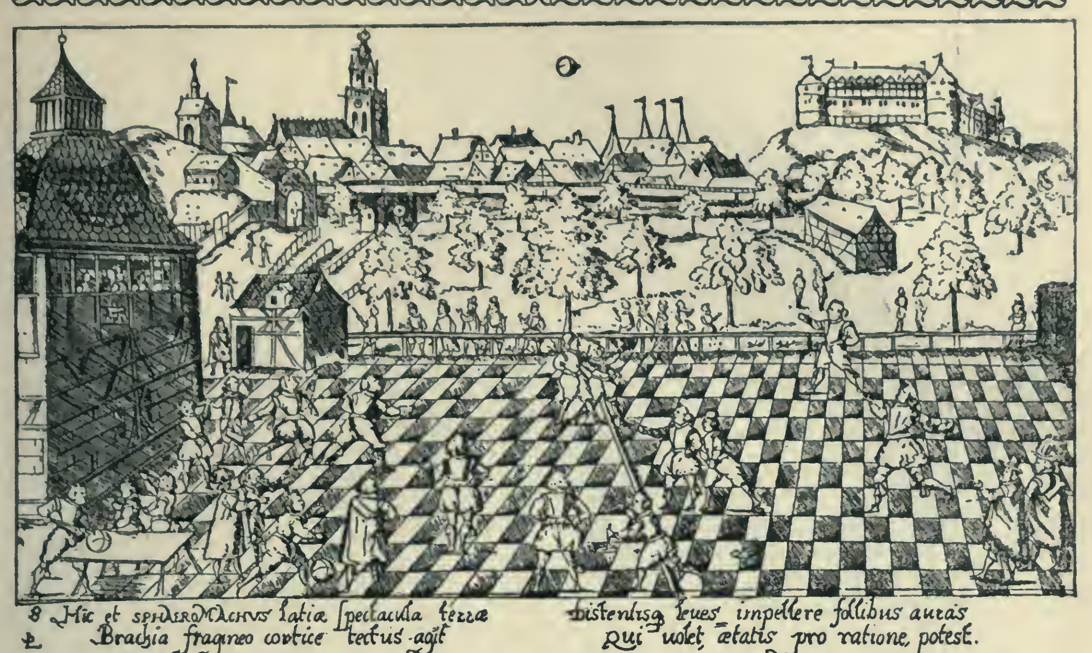


Abb. 25. Ballspiel der Tübinger Studenten des Collegium illustre 1589. Kpfr. von L. Ditzinger nach Jo. Christof Neyffer. Nürnberg, Germanisches Museum. Nagler, M. IV, 1011, 8.

verzehren konnten und der brave Magister, der für seine Magnificenz so vortrefflich zu sorgen verstand, noch obendrein zu Hause von den Überbleibseln zwei Tage lang sich gütlich thun konnte.

Man muß dabei immer eins bedenken. Feinere leibliche Genüsse, die tausenderlei Delikatessen und ausgesuchten Weine, die heute unsere Tafel zieren, kannte die alte Zeit nur zum Teil. Was ihr an Qualität abging, suchte sie daher durch Masse zu ersetzen. Was noch heute von Bauernhochzeiten, galt damals von den Festlichkeiten auch der höheren Stände. Ein vornehmer Mann, der einen Festschmaus gab, hätte übel bestanden, wenn die Tische unter der Last der Speisen und Getränke nicht schier zusammenzubrechen drohten. Wer also der Güter dieser Erde teilhaftig werden wollte, der mußte wohl oder übel eine scharfe Klinge im Essen und im Trinken schlagen. Zumal das letztere verstanden die Deutschen besser als jede andere Nation. Leider artete es nur zu oft in viehisches Saufen aus. Die Professoren scheinen darin anderen Ständen nicht viel nachgegeben zu haben. Es sind nicht nur zahlreiche Stellen der Epistolae obscurorum virorum, die darauf hindeuten.

Die Kollegien enthielten auch meist einen oder mehrere Hörsäle (Auditorien oder Lektorien), auch Säle zu Prüfungen und sonstigen Universitätsakten. Sie ersetzten also dem Mittelalter die fehlenden Universitätsgebäude.

Nicht so mannigfaltig wie nach Stand und Vermögen war an den deutschen mittelalterlichen Universitäten die nationale Zusammensetzung der Studierenden, sehr im Gegensatz zu den mehr weltbürgerlichen Hochschulen Frankreichs und Italiens. Das erhellt schon daraus, daß nur an drei deutschen Universitäten, in Prag, (jedoch nur bis 1409), Wien und Leipzig, später auch in Frankfurt a. O. eine Gruppierung der Universitätsmitglieder nach Nationen stattgefunden hat. Wie Prag waren auch die Universitäten von Wien und Leipzig das vielbegehrte Ziel der slavischen und überhaupt östlichen Studenten, bis diese durch die Gründung eigener Universitäten, namentlich Krakaus, in der Hauptsache von Deutschland abgelenkt wurden. Später scheint namentlich Rostock viele Fremde, Skandinavier, aber auch Nieder- und Livländer, gezählt zu haben. Den Charakter einer reinen Landesuniversität hatte im Mittelalter noch keine einzige hohe Schule.



Abb. 26. St. Coloman, Schutzpatron der österreichischen Nation. Holzschnitt von Albrecht Dürer 1513. München, Hofbibliothek. B. VII, 106.

In Wien unterschied man die österreichische, rheinische, ungarische und sächsische Nation, in Leipzig die meißnische, sächsische, bayerische und polnische. Aus der geringen Zahl der Nationen ersieht man leicht, daß sie sich nicht nur auf die Angehörigen des bestimmten Volksstamms, nach dem sie benannt waren, beschränken konnten. Es wurden ihnen auch in der That die Bewohner der benachbarten oder sonst irgendwelcher Länder willkürlich angegliedert. So zählten z. B. in Wien zur ungarischen Nation auch die meisten slavischen Stämme, auch Rumänen und Griechen, zur sächsischen die Skandinavier und Engländer, in Leipzig zur bayerischen auch die Franken, Westfalen, Rheinländer, Engländer, Franzosen, Spanier u. s. w. Der Einfluß der Nationen war im Mittelalter nicht unbedeutend. In Prag führte ihr Gegensatz zu der bekannten Katastrophe von 1409. Die Nationen hatten eigene Vorsteher (Procuratores), eigene Kassen, eigene Statuten, natürlich auch, wie jede mittelalterliche Vereinigung, eigene Schutzheilige. So in Wien die Österreicher St. Coloman, später den h. Leopold, die Rheinländer die h. Ursula u. s. w. In vielen Dingen erfolgte die Beschlußfassung der Universitäten nach Nationen. Mit der Zeit aber trat ihr Einfluß gegen den der Fakultäten und des akademischen Senats zurück. Schließlich wurde ihr Bestehen nur noch als ein lästiger Zopf oder wenigstens als unnütz empfunden, und einzig dadurch, daß sie Vermögen besaßen und deshalb eine gewisse charitative Wirksamkeit ausübten, Arme unterstützten, Begräbnisse ausrichteten u. s. w., erhielten sie sich noch bis ins 19. Jahrhundert hinein (in Leipzig bis 1830).

Sämtliche Lehrer und Lernende an einer deutschen Hochschule des Mittelalters bildeten eine privilegierte Genossenschaft. Ihre Mitglieder waren nicht nur von allen öffentlichen staatlichen und städtischen Lasten, insonderheit von den Steuern befreit, sondern hatten auch ihre eigene Gerichtsbarkeit, wenigstens in allen kleineren Straffällen und in Civilstreitigkeiten. Ihr anerkannter Richter war der Rektor. Nur für ein schweres Verbrechen pflegte der Scholar je nach seinem Stande dem ordentlichen geistlichen oder weltlichen Richter verfallen zu sein. Auch die Klagen von Scholaren gegen Bürger sollten dem ordentlichen Gericht verbleiben. Im einzelnen finden sich hier eine Menge Abweichungen von der Regel. Manchmal hatte der Rektor auch die volle Gerichtsbarkeit in peinlichen Sachen.

Wer nun in diese Gemeinschaft aufgenommen werden wollte, mußte in die Matrikel der Universität oder einer Nation, häufig auch in das Album einer Fakultät eingetragen werden. Die Aufnahme in die Universitätsmatrikel besorgte der

Rektor. Jeder Neuaufzunehmende hatte seinen Vermögensverhältnissen entsprechend eine gewisse Gebühr zu zahlen und den Eid auf die Satzungen zu leisten. Dem Rektor gehörte in der Regel ein Drittel der Immatrikulationsgebühren. Ärmeren wurden dieselben wohl stets erlassen, aber auch gelegentlich manchem, der zahlen konnte, höchst naiver Weise für — man kann es nicht anders nennen — ein Trinkgeld. Daran nahm man im Mittelalter keinen Anstoß. Der Rektor der Universität Köln scheute sich nicht, in die Matrikel einen Eintrag zu machen, wonach er dreien Scholaren die Immatrikulationsgebühren erlassen hätte und zum Dank dafür von diesen mit einem Sechser guten Weins bedacht worden sei. Übrigens gab es sehr viele Magister und Scholaren, die sich überhaupt nicht immatrikulieren ließen, teils um die Gebühren zu sparen, teils auch aus Nachlässigkeit. Nichtsdestoweniger beanspruchten sie gegebenenfalls alle Rechte der Immatrikulierten.

Die Geschichte der Universitäten, wie die aller mittelalterlichen Institutionen, ist voll von Rechtshändeln und Hader mit den konkurrierenden weltlichen und geistlichen Mächten. Namentlich mit der Stadtobrigkeit, die ihre Bürger nur zu oft durch die Unbilden roher Studenten bedroht sah, gab es häufig lange Irrungen über die Berechtigung der Verhaftung eines Übelthäters, seine Behandlung in der Haft u. s. w. Denn dies gehörte immer zu den vornehmsten Privilegien der Universität, daß ihre Angehörigen nicht im Stadtgefängnis festgehalten, sondern sogleich an den Rektor ausgeliefert werden mußten. Die Studenten waren wohl meist die Störenfriede. Sie liefen betrunken in den Straßen herum, rempelten harmlose Bürgersleute an und verübten des Nachts — meist in schlimmerer Weise als etwa heutzutage noch geschieht — allerlei Unfug und großen Lärm. Sie drängten sich ungerufen zu den Vergnügungen der Bürger und machten ihnen die Mädchen abspenstig, so daß z. B. die Erfurter Universitätsstatuten den Scholaren verboten, Tanzbelustigungen der Bürger ohne besondere Einladung zu besuchen. Sehr häufig kam es zu schweren Händeln zwischen Studenten und Handwerkern, und blutige Zwiste mit ganzen Innungen waren nichts seltenes. Die Leipziger Schustergesellen schickten 1471 der Universität einen förmlichen Fehdebrief. Die Faßbinder, Zimmerleute und Steinmetzen in Köln stürmten 1501 eine Burse, mißhandelten die Studenten und verwüsteten das Haus. In Erfurt führten die „Laien", Bürger und Landsknechte 1510 gegen das große Kollegienhaus sogar Kanonen auf und zerstörten nach der Flucht der Insassen alles, was sie fanden, selbst Archiv und Bibliothek der Hochschule. Auch Wien hatte 1513 seinen „lateinischen Krieg". Nicht immer zogen die Bürger dabei den Kürzeren, wenn auch gewöhnlich die Universität ihre Ansprüche durchzusetzen verstand. Sah sie sich in einer der Forderungen verletzt und wurden ihr diese nicht bewilligt, so drohte die ganze Universitätsgemeinde, Magister und Scholaren, einfach mit ihrem Wegzug. Und in der That ist es wiederholt vorgekommen, daß sie nach der nächsten Universitätsstadt oder auch anderswohin hinüberwanderte. Was blieb da der Bürgerschaft, die sich um ihren Verdienst gebracht sah, anders übrig als nachzugeben. Auch über das Vorrecht der Kollegien und Bursen, auswärtiges Bier, in Erfurt z. B. Naumburger Bier, zollfrei einzuführen, gab es oft erbitterte Zänkereien mit dem Rate der Stadt. Denn das Bier, das nur für den eigenen Gebrauch der Kollegiaten und Bursalen bestimmt war, ging nur zu leicht in unberechtigte Hände über, so daß die Stadtgemeinde in ihren Einnahmen aus der Biersteuer verkürzt wurde. Da hatten Rektor und Senat oft einen schweren Stand, und es gehörte großes diplomatisches Geschick dazu, zwischen den Ansprüchen der Scholarenschaft und den städtischen Behörden einen Ausgleich zu finden.

Fleißige und ordentliche Studenten hat es damals ebenso gegeben wie heute, es liegt aber in der Natur der Sache, daß man nicht viel von ihnen zu hören bekommt. Andererseits dürfte die Zahl derjenigen Studenten, die dem Bacchus, der Venus und der unbeständigen Göttin des Glücks — beim Würfelspiel — ihre Tage opferten, keine kleine gewesen sein. So manche studentische Sitte oder Unsitte der späteren Zeit, wie z. B. der seltsame Gebrauch der Deposition, ist uns schon aus dem Mittelalter als völlig ausgebildet überliefert.

Nun noch einiges vom Unterrichtsbetrieb an



Abb. 27. Albertus Magnus als Lehrer. Holzschn. aus: Albertus Magnus, secreta mulierum. Köln, H. Quentell, ca. 1480.

den mittelalterlichen Universitäten. Die vorwiegende Richtung des Zeitalters auf die Dialektik bewirkte, daß den Disputationen, namentlich in der artistischen Fakultät, eine fast größere Bedeutung beigelegt wurde als den Vorlesungen. Daher fand an allen Universitäten an einem bestimmten Tage der Woche, meistens am Samstag eine regelmäßige Disputation der artistischen Magister statt, der dann am Sonntag eine solche der Baccalare zu folgen pflegte. Zu jener, der sog. disputatio ordinaria, sollten bei Strafe alle Magister, desgleichen auch die Baccalare und Scholaren erscheinen. Ganz leicht waren diese Redeschlachten nicht, namentlich nicht für den präsidierenden Magister. Begannen sie doch im Sommer häufig um 5, im Winter um 6 Uhr und dauerten in der Regel, nur durch eine kurze Mittagspause unterbrochen, bis zum Abend. Der Präses stellte einige Fragen (quaestiones) und Sätze (theses oder sophismata) auf, die meist schon Tags zuvor an den Thüren der Kollegien angeschlagen zu lesen waren. Die anderen Magister opponierten und brachten ihre Gegengründe (argumenta) vor, die Baccalarien und Scholaren respondierten, d. h. sie hatten den Präses zu unterstützen.

Eine gewöhnlich jedes Jahr nur einmal wiederkehrende, besonders feierliche Disputation war die sog. Disputatio de quolibet, die ein jeder Magister in festbestimmter Reihenfolge als sog. Quodlibetarius abzuhalten hatte. Dazu erschienen auch der Rektor mit seinen Pedellen, die Doktoren und Licentiaten der oberen Fakultäten und häufig auch Fremde, um diesem Ehrentage der Universität beizuwohnen. Übrigens dauerte die Disputatio de quolibet meist mehrere Tage und bedeutete für den Quodlibetar und den überwachenden Dekan der Fakultät keine kleine Anstrengung. Doch machen wir uns wohl von allen diesen Disputationen meist eine zu günstige Vorstellung. Dem freien Erguß von Rede und Gegenrede waren überall Schranken gezogen; in der Regel fand zwischen dem präsidierenden Magister und jedem seiner Opponenten nur ein einmaliger Wortwechsel statt, und auch für diesen hatte man vielfach — und zwar nach Vorschrift — schon vorher sich verabredet. Da glich denn die Redeschlacht weniger einem heftigen, mit allen Waffen des Wissens und der dialektischen Gewandtheit geführten dramatisch bewegten Kampfe als vielmehr einem sauber und kunstreich vorbereiteten Turniere, in dem mit hölzernen Waffen gefochten wurde. Kein Wunder, daß das Interesse für diese meist als langweilig empfundenen Formalitäten allmählich immer geringer wurde und daß man sich zu einer Beschränkung der Zeitdauer und zu dem Lockmittel der Präsenzgelder für die Magister verstehen mußte, um etwas Leben in die zopfig gewordene Einrichtung zu bringen. Wollte man irgend ein Streitthema wirklich bis auf den Grund erörtern, so konnte dies nur in außerordentlichen Disputationen geschehen, die jedoch nur selten stattfanden. Dahin gehört z. B. die berühmte Leipziger Disputation von 1519 zwischen

Luther oder eigentlich Karlstadt und Eck. Doch auch bei den gewöhnlichen Disputationen gab es so manchen streitbaren Magister, der allen Vorschriften zum Trotz mit kräftigen Worten um sich warf und sich auch eine wiederholte Gegenrede nicht verbieten ließ, mit der er seinen Rivalen zu Boden zu schlagen hoffte. Auch die Scholaren scheinen nicht selten durch Schreien und Stampfen mit den Füßen ihren Beifall oder ihre Mißbilligung kundgegeben zu haben. Wahrscheinlich benahmen sie sich auch sonst noch ungebührlich, wenn ihnen die Zeit lang wurde. In Wien wurden sie durch die Statuten darauf aufmerksam gemacht, daß sie sich in scholis virtutum befänden und nicht in der Schenke.

Der Disputatio quodlibetica pflegte zum Schluß noch eine Art Satyrspiel nachzufolgen, indem nämlich allerhand scherzhafte Probleme in den gravitätischen Formen einer ernsten Disputation behandelt wurden. Natürlich waren es Scherze nach dem Geschmack jener Zeit, die ja das Grobwitzige und Derbe, ja das Gemeine bevorzugte. Dies zeigt sich schon in der Wahl der Themata, die gewöhnlich von den Baccalarien oder Scholaren gestellt werden durften. Der ganze studentische Übermut kam darin zum Ausdruck. Der eine wollte von den verschiedenen Arten der Trunkenheit hören, der andere von der akademischen Schelmen- oder Schweinezunft (auch Lichtschiff genannt), die sich an jeder deutschen Hochschule aus den liederlichen und fast verdorbenen Scholaren zusammensetzte. Ein noch verfänglicheres Gebiet streiften Fragen, wie die nach der Treue der Buhlerinnen oder gar nach der Beständigkeit des Verhältnisses zwischen einem Geistlichen und seiner Konkubine. Behandelt wurden diese Themata von einem Magister, den der Quodlibetar damit beauftragte. Noch sind uns einige dieser Reden erhalten, die zum Teil ja nicht unwitzig sind, sich aber mit einer Breite und Zügellosigkeit in den schmutzigsten Zoten und Anekdötchen ergehen, daß die verwegensten studentischen Bierreden unserer Tage, verglichen mit dem, was die alte Zeit an feierlichem Orte — oft in einer Kirche — in Gegenwart des Rektors und der würdigsten Häupter der Fakultäten vorzubringen für erlaubt hielt, als schüchtern und harmlos bezeichnet werden müssen. Die Universitäten waren auch nicht blind gegen das Bedenkliche dieser Disputationsgattung, allein man sah, wie die ermüdeten Gemüter durch die saftigen Scherze, die sie zum Schluß zu hören bekamen, erquickt wurden, wie vielleicht nur deshalb noch einige volle Häuser bei der Hauptdisputation des Tages zu erzielen waren. So drückte man die Augen zu. Im Laufe des 16. Jahrhunderts, da das Quodlibet überhaupt in Abnahme geriet, kamen auch jene dreisten Scherze in Fortfall.

Die andere eigentlich wichtigere Seite des akademischen Unterrichtsbetriebs waren die Vorlesungen. Diese beruhten im Mittelalter in der Regel nicht auf einer selbständigen, innerlichen Verarbeitung des Stoffs, wie im allgemeinen unsere heutigen Collegia, sie dienten vielmehr dazu, ein bestimmtes Buch oder einzelne Abschnitte daraus vorzulesen und zu erklären. Es ist dies charakteristisch für die Abhängigkeit der damaligen Gelehrten von der Tradition. Das Vorlesen ge-



Abb. 28. Disputierende Gelehrte. Holzschnitt aus: Arnoldus de Villa nova, regimen sanitatis. Köln, Corn. de Syrytzer, 1507.



Abb. 29. Vorlesung eines Universitätslehrers. Niederdeutscher Holzschnitt ca. 1490. Leipzig, Biblioth. d. Börsenvereins.

schah, damit die Scholaren, von denen vorausgesetzt wurde, daß jeder oder wenigstens immer einige zusammen das erläuterte Buch in Händen hätten, Textverbesserungen darin anbringen könnten. Bei den hohen Bücherpreisen waren arme Scholaren übrigens kaum in der Lage, sich ein Buch anzuschaffen. Sie schrieben es sich selber ab, auch durften die Magister besondere Stunden für das Diktieren von Büchern ansetzen. In den Vorlesungen war dies nicht gestattet, kam aber doch häufig vor, namentlich bei den Juristen. Die Methode, die bei den Vorlesungen befolgt wurde, war übrigens fast in allen Wissenschaften dieselbe. Gewöhnlich wurde die zu behandelnde Materie zuerst kurz erläutert und wohl auch durch Beispiele veranschaulicht, danach die Textstelle selbst vorgelesen, Schwierigkeiten herausgehoben, Streitfragen aufgeworfen und geschlichtet, die Glosse oder sonstige Kommentare, die meist strenge vorgeschrieben waren, gleichfalls vorgelesen und erörtert. Übrigens durften die Scholaren wohl auch während der Vorlesungen Fragen stellen, die der Dozent freundlich zu beantworten gehalten war. Zum Schluß pflegte das Ganze noch einmal in streng syllogistischer Form zusammengefaßt zu werden. Dialektisch hatte diese Methode gewiß ihre Vorzüge, im ganzen aber hatte sie etwas sehr Mechanisches, Unfreies an sich, der Lehrer erschien mehr wie ein „Werkzeug denn als ein lebendiger Träger der Wissenschaft" (Kaufmann). Dementsprechend mußte er auch, wenn die Mehrheit der Fakultätsmitglieder es so wollte, Bücher, Methode und selbst seine Meinung wechseln. Bei der Ausschließlichkeit, mit der sich Realisten und Nominalisten, Thomisten und Skotisten, die Anhänger der via antiqua und moderna gegenseitig bekämpften, ist dies wiederholt vorgekommen, denn nur wenige Universitäten stellten sich soweit auf einen freieren Standpunkt, daß sie in „beiden Wegen" Vorlesungen gestatteten.

Die äußeren Formen einer mittelalterlichen Vorlesung lassen unsere Abbildungen ganz gut erkennen. Lehrer und Scholaren sind in die vorgeschriebene geistliche Tracht gekleidet. Namentlich von dem Magister bei den ordentlichen Vorlesungen wurde dieselbe strenge gefordert. Ein Ingolstädter Statut besagte, wer keinen ordentlichen Magisterrock habe, dem solle die Vorlesung verboten werden. Der Lehrer nahm auf einem Katheder Platz, die Studenten saßen auf Bänken oder Schemeln. Tische waren gewöhnlich nicht vorhanden. Auch sehen wir die Zuhörer meistens nicht schreiben. Dagegen bestätigt uns eine Abbildung, die ein Kolleg des berühmten italienischen Juristen Jason Maynus darstellt, wie wenigstens bei den Juristen das Diktieren im Schwange war.

In den Vorlesungen wurden nun wichtigere und unwichtigere Bücher behandelt. Über jene wurde ordinarie gelesen, gewöhnlich in den Vormittagsstunden, die unwichtigeren Bücher und Gegenstände behandelte man am Nachmittage extraordinarie. Man machte recht früh Tag, im Sommer meist um 5, aber auch im Winter oft schon um 6 Uhr. Meist war der Lektionsplan durch die Fakultät fest geregelt. In der Verteilung der Vorlesungen bestand zwischen heute und

damals ein ganz gewaltiger Unterschied. Heute vertritt ein jeder Universitätsprofessor ein bestimmtes, begrenztes Wissensgebiet. Den Studenten erwächst dadurch der große Vorteil, fast stets einen gründlich eingearbeiteten Professor zu hören. Dem Mittelalter aber war der Gedanke, daß die lesenden Magister, abgesehen von der Scheidung nach Fakultäten, jeder ein besonderes Fach, der eine etwa die Logik, der andere die Physik, der dritte vielleicht die Mathematik sich erwählt hätten, um allein darüber zu lesen, durchaus ungeläufig. Ein ordentlicher Magister z. B. der artistischen Fakultät mußte jederzeit über alles lesen können, was nur überhaupt in den Kreis seiner Fakultät fiel. Da nun natürlich jeder gern die gesuchtesten Vorlesungen wählte, so fand zweckmäßiger Weise gewöhnlich eine Verteilung derselben durch die Fakultät statt, an einigen Universitäten sogar durchs Los.

Die Zahl der Stunden, in denen die Magister verpflichtet waren zu lesen, war nicht größer, eher geringer denn heutzutage. Bei den Juristen und Medizinern meist nur eine Stunde täglich, bei den Theologen oft nur eine oder zwei Stunden in der Woche. Die Erledigung des Pensums sollte bei Strafe innerhalb einer bestimmten Zeit erfolgen. Dies war um so nötiger, als es für die Erwerbung der Grade Erfordernis war, gewisse Bücher „gehört" zu haben. Leider entsprach dem guten Willen der Fakultäten nicht die Praxis. Das lag einerseits an der pedantischen Methode vieler Professoren, die bei unwesentlichen Nebendingen sich aufhielten und schließlich über die ersten Abschnitte eines Buchs nicht hinauskamen, andererseits an der weitverbreiteten Unsitte der Absentien. Es war etwas ganz gewöhnliches, daß namentlich die Mediziner und Juristen im Interesse des Landesherrn oder um eigener Geschäfte willen ihre Vorlesungen auf längere oder kürzere Zeit aussetzten. Ja, besoldete Lehrer nahmen nicht selten irgend eine auswärtige Stellung an, die sie auf Jahre von dem Universitätsort fernhielt, ohne daß sie deswegen ihrer Einkünfte verlustig gegangen wären. Ein Leipziger Gutachten des 16. Jahrhunderts klagt, daß etliche theologische Kollegiaten bei 16 Jahren außen gewesen und noch nicht zurück seien.

Eine häufige Unterbrechung der Vorlesungen verursachten auch die vielen Feiertage der mittelalterlichen Kirche. Dagegen durfte, ja sollte, mit Ausnahme weniger besonders hoher Festtage, an denselben extraordinarie gelesen und disputiert werden. Denn, sagten die Wiener Statuten, es sei den Baccalaren und Scholaren besser, an Feiertagen in der Schule zu sitzen und mit den Waffen des Geistes zu kämpfen, als in den Kneipen herumzuliegen und die Schwerter zu kreuzen. Auch in den großen Ferien, die meist in der Zeit von Juni bis August etwa zwei Monate dauerten, ruhten nur die ordentlichen Vorlesungen und sonstigen öffentlichen Universitätsakte. Unsere heutige Semestereinteilung kam erst seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts allmählich in Übung.

Zu dem Zweck, den in den Vorlesungen gehörten Stoff dem Verständnis der Scholaren näher zu bringen, wurden an allen Universitäten noch sog. Exercitia (Übungen) und Resumptiones (Repetitionen) abgehalten. Diese Übungen, in denen eine lebendige Zwiesprache zwischen Lehrer und Schüler stattzufinden pflegte, gehörten übrigens durchaus in den Plan des Universitätsunterrichts und wurden daher wie die Vorlesungen durch die Fakultät verteilt. Eingehende



Abb. 30. Der Jurist Jason de Mayno in der Vorlesung diktierend. Holzschnitt aus: Repertorium in lecturas Jasonis. Lyon, Seb. Gryphius, 1533.



Abb. 31. Universitätsvorlesung. Holzschnitt aus: Magistri Laurentii Corvini Novoforensis compendiosa carminum structura. Cöln, Martin von Werden, 1508.

Vorschriften, deren Nichtbeachtung Geldstrafen, in schweren Fällen Suspension vom Amte nach sich zog, pflegten ihren ordnungsmäßigen Betrieb zu sichern. Und hier wie auch sonst über die Ausführung der Fakultätsbestimmungen wachte der Dekan mit seinen Gehilfen, gleichfalls Magistern der Fakultät, den Exekutoren.

Die Fakultät sorgte auch dafür, daß in den Vorlesungen eine bestimmte Zuhörerzahl nicht überschritten werde. Es sollten gute oder etwa gar dreiste Magister nicht ihren untüchtigeren oder bescheideneren Kollegen das Brot wegnehmen. So suchte auch das alte Handwerk jedem seiner Meister einen gewissen Nahrungserwerb zu sichern. Das Wesen der gelehrten Zunft, als welche die Fakultät mit Recht bezeichnet worden ist, kommt sehr deutlich in dieser Fürsorge für die „wirtschaftlich schwächeren" zum Ausdruck.

Lückenhaft und unsicher wie über die Universitäten sind auch unsere Kenntnisse von den mittelalterlichen Schulen. Die meist freilich arg verfallenen Kloster- und Domschulen bestanden auch in der zweiten Hälfte des Mittelalters weiter fort und neben ihnen die alten Pfarrschulen, was namentlich der Bildung des jetzt mächtig emporstrebenden Bürgerstandes zu gute kommen mußte, da ja, wie wir wissen, auch Laien der Zutritt zu diesen und auch wohl anderen Stiftsschulen freistand. Ohne Zweifel waren auch die Pfarrschulen in den Städten an Zahl und Schülermenge beständig im Wachsen begriffen. Den Bürgerssöhnen gegenüber hatten die Landadeligen auf ihren abgelegenen Burgsitzen nur wenig Gelegenheit, Schulkenntnisse zu erwerben. Dem rittermäßigen Manne war auch meist nichts daran gelegen. Die Ausbildung körperlicher Fertigkeiten galt ihm als die Hauptsache, daneben mochten immerhin der Kaplan des Schlosses (der „Burgpfaff"), der Pfarrer des nächstgelegenen Kirchdorfs, nicht selten wohl auch ein hergelaufener, halbverbummelter Student oder sonst ein unfertiger Geistlicher, sich abmühen, dem ungebärdigen Zögling die Elemente des Lesens und Schreibens oder wenigstens ein paar Kirchengesänge beizubringen. Viel kam dabei nicht heraus, und selbst an den Höfen der vornehmsten Edlen, ja sogar an Fürstenhöfen war es oft nicht besser damit bestellt. Kurz vor seinem Tode (1407) klagte der Landgraf Wilhelm I. von Hessen, daß er nie in eine Schule gegangen und weder lesen noch schreiben könne.

Ein Ritter hatte nach dem Verfall des Minnegesangs im allgemeinen auch nur wenig Anlaß, von seiner etwa erworbenen Schreibfertigkeit Gebrauch zu machen. Statt der Namensunterschrift begnügte er sich, an Urkunden sein Siegel anzuhängen oder wenn er selber keins hatte, das eines guten Freundes zu benützen. Briefe zu schreiben oder die selten einlaufenden zu lesen, das war Sache eines schreibkundigen Mannes, der mit dem als Erzieher verwendeten Geistlichen meist wohl identisch war. Anders stand es mit den Städtern, schon mit denen, die ein Gewerbe trieben, vor allem aber mit dem Kaufmann. Wie hätte dieser eine Übersicht über sein Geschäft haben können, wenn er sich nicht Aufzeichnungen zu machen und die gemachten zu lesen im Stande gewesen wäre? Sollte er auf Gnade und Ungnade seinen Schrei-

dern in die Hand gegeben sein? Das ging wohl ehedem, aber nicht bei dem stetig zunehmenden Umfang der Handelsgeschäfte. Eine Schulbildung war von nöten, und es wurde auch dafür gesorgt. Reichere Leute hielten sich wohl ihre eigenen Hauslehrer oder Pädagogen, die auch einfach „Schulmeister" genannt wurden. Das Wort „Hofmeister" wird erst später gebräuchlich. Sie begleiteten ihren Zögling in die Schule, in der sie wohl auch selber noch lernten, wie Thomas Platter das von sich erzählt. Andererseits aber waren sie auch meist verpflichtet, dem öffentlichen Schulmeister „Beistand zu thun" und ihn beim Kirchengesang und bei Processionen zu unterstützen. Den älter gewordenen Zögling aus wohlhabendem Hause begleitete häufig ein Pädagog auch auf die Universität.

„Ir leien kunnet nit lesen als wir pfaffen", bemerkt der gewaltige Volksprediger Berthold von Regensburg († 1272), ein Franziskaner. Statt des neuen und alten Testaments hätte Gott den Laien zwei andere Bücher gegeben, daraus sie alle „Saelde" lesen könnten, Himmel und Erde. Was für die damalige Zeit noch zutraf, dürfte in den beiden folgenden Jahrhunderten, dem 14. und 15., nicht mehr die Regel gewesen sein. Kriegk hat die Wahrnehmung gemacht, daß manche Frankfurter Ausgabebücher als Beilagen Rechnungen von Schlossern, Glasern u. s. w. enthalten, die von diesen eigenhändig geschrieben sind. So haben sich auch in ein Buch der Bruderschaft der Frankfurter Schlossergesellen von 1417—1524 mehrere hundert Mitglieder aus allen Gegenden Deutschlands eigenhändig eingetragen.

Wir sind nun sehr schlecht darüber unterrichtet, wo die gemeinnützigen Kenntnisse des Deutschlesens und -schreibens sowie auch das Rechnen während des Mittelalters eigentlich erlernt wurden. An den Stifts- und auch an den Pfarrschulen wohl nicht. Diese hatten es vor allem auf die Bildung von Geistlichen abgesehen; das Latein, die Kirchensprache, ihren Zöglingen beizubringen, war ihre Hauptaufgabe. Um das Deutsche kümmerte sich im gelehrten Unterricht in der Regel niemand. Eine Ausnahme hatte wohl der 1022 gestorbene Notker der Deutsche in St. Gallen gebildet. Wer Lateinisch lesen und schreiben konnte, mochte wohl auch das Deutschlesen und -schreiben zu stande bringen, die Buchstaben waren ja dieselben. Daß infolgedessen das Deutsche, wo es uns in Urkunden, Briefen und Chroniken jener Tage entgegentritt, in Bezug auf Orthographie und Stilistik oft einen geradezu abschreckenden Eindruck macht, ist kein Wunder. Übrigens ließ auch das Lateinische darin gar viel zu wünschen übrig.

Das Bedürfnis nach schriftlicher deutscher Mitteilung war nun aber seit dem Emporblühen der mittelalterlichen deutschen Poesie in stetem Wachsen begriffen. Zwar die ritterlichen Minnesänger selbst konnten häufig weder lesen noch schreiben, wie uns dies z. B. Wolfram von Eschenbach und Ulrich von Lichtenstein versichern. Seit dem 13. Jahrhundert gewinnen dann auch die deutschen Urkunden allmählich die Oberhand. In den Kanzleien der Kaiser, Fürsten und Städte war es auch vorzugsweise, wo sich die Tradition des Deutschschreibens bilden konnte.

Aber sie bildete sich nicht in den Schreibstuben und durch die Schreiber allein. Wir wissen nicht, wann sie zuerst aufgekommen sind, aber sicher ist, daß in den



Abb. 32. Öffentlicher Schreiber (Stuhlschreiber). Holzschnitt aus: Murner, Von dem großen lutherischen Narren. Straßburg, Grüninger, 1522.

Ain New geordnet Rech
en biechlin mit den zyffern
den angenden schůlern zů nutz In
haltēt die Siben species Algorith-
mi mit sampt der Regel de Try/ vnd sechs regeln d̃
prüch/ vñ der regel Fusti mit vil andern gůten fra-
gen den kündern zum anfang nützbarlich durch
Joann Böschensteyn von Esslingen priester
neülych auß gangen vnd geordnet.



Abb. 33. Rechenmeister und Schüler. Titelholzschnitt zu: Johann Böschenstein, Rechenbüchlein. Augsburg, Oeglin, 1514.

späteren Jahrhunderten des Mittelalters an vielen Orten, wahrscheinlich in allen einigermaßen großen Städten deutsche Schreibschulen bestanden. Dieselben waren in ihrer großen Mehrzahl Privatschulen, ihr Leiter in der Regel ein gewerbsmäßiger Schreiber, also ein Laie, auch wohl ein ehemaliger niederer Geistlicher oder herabgekommener Student. Nicht selten werden diese Schulen als „Bei-, Klipp- oder Winkelschulen" bezeichnet, ihre Lehrer außer als „Deutscher Schulmeister" als Rechenmeister und Modist, letzteres Wort ungewisser Herkunft. Auch Guldenschreiber und Stuhlschreiber heißen sie, wohl weil sie einen Gulden als Schulgeld verlangten und weil sie ihre bestimmten Stuhlstunden, wir würden sagen Bureaustunden, hatten, in denen sie die Aufträge des Publikums zu schriftlichen Arbeiten entgegennahmen. Zum Teil zogen die Schreib- und Rechenmeister auch als Landfahrer (Wanderlehrer) von Ort zu Ort, namentlich in die kleineren Städte, wo sie sich nicht ständig erhalten konnten. Der Unterricht in den deutschen Schulen erstreckte sich auf Schreiben und Lesen, was im Mittelalter, da es ja noch keine besondere Druckschrift gab, meist mit einander, gewissermaßen als Schreib-Leseunterricht, gelehrt wurde, und außerdem auf das Rechnen. Letzteres spricht schon dafür, daß es nicht durchweg oder auch nur in der Hauptsache ganz junge Kinder waren, die die deutschen Schulen besuchten. Vielmehr wissen wir, daß viele, die etwa ein Handwerk oder den kaufmännischen Beruf ergreifen wollten, noch, nachdem sie einige Jahre auf der Lateinschule zugebracht, zum Schreib- und Rechenmeister in die Schule gingen, um ordentlich Rechnen zu lernen und sich eine schöne Handschrift anzueignen. Reichere wurden solchen Rechenmeistern nicht selten in Kost gegeben, wie der junge Christoph Scheurl, der Vater des berühmten Dr. Christoph Scheurl in Nürnberg, der, nachdem er bereits mit gutem Erfolg Unterricht in der lateinischen Sprache empfangen hatte, im Alter von neun Jahren zu dem vielgepriesenen Rechenmeister Michael Joppel gethan wurde (1466). Er stellte sich so geschickt an, daß er zuweilen in Abwesenheit oder auf Befehl des Meisters seine Mitschüler verhören durfte. Machten sie Fehler, so rupfte und strafte er sie, „des er eine Freude hatte und ihm wohl gefiel". Danach kam er nach Venedig,

die Kaufmannschaft zu erlernen. Später hatte er selbst junge Kaufmannssöhne in der Lehre; diese ermahnte er, täglich einige Stunden beim Rechenmeister fleißig zu lernen. Solche Söhne reicher Familien brachten wohl etwas ein, so daß es den deutschen Privatlehrern häufig nicht schlecht gegangen zu sein scheint. Daher mußten sie auch z. B. in Frankfurt eine Beede (Steuer) von beinahe einem Gulden, dem durchschnittlichen Satz für die Mittelklasse, entrichten. Mit den Lateinschulen gab es oft ärgerliche Streitigkeiten aus Konkurrenzneid, die meist damit endeten, daß sich die deutschen Schreiblehrer allerhand Beschränkungen gefallen lassen mußten.

Die Rücksicht auf die praktische Ausbildung der Bürgerskinder scheint nun verhältnismäßig bald die eine und andere Stadtverwaltung veranlaßt zu haben, selbst einen Schreib- und Rechenlehrer anzustellen und zu besolden, so daß fortan neben den privaten auch öffentliche deutsche Schulen bestanden. Das könnte man nun schon fast eine Volksschule nennen; von einem Schulzwang war aber keine Rede, dieser läßt sich während des ganzen Mittelalters nur allenfalls mit Bezug auf ein geringes religiöses Wissen nachweisen.

Wo an einem Orte von altersher eine oder mehrere Stiftsschulen der Jugendbildung gedient hatten, beanspruchten der Bischof oder die geistlichen Korporationen, die diese Schulen unterhielten, eine Art Unterrichtsprivilegium für sich. Ihre Schulgewalt war im besonderen repräsentiert durch den Scholastikus, einen Domherrn (Domscholaster) oder Stiftskanoniker, der auch wohl Schulmeister (magister scholarum) genannt wurde. In der That hatte er anfangs selber Schule gehalten, im späteren Mittelalter war er dazu viel zu vornehm geworden. Ein hoher geistlicher Würdenträger, mitunter auch Doktor des geistlichen Rechts, in der Regel zugleich Kanzler seines Stiftes, zog er es vor, den rector scholarum, den eigentlichen Schulmeister, anzustellen. Niemand sollte ohne seine Erlaubnis Schulen einrichten oder unterhalten, niemand als Lehrer auftreten dürfen. Mit der Zunahme ihrer politischen Macht fühlten sich nun aber die meisten Städte durch das Unterrichtsmonopol des Dom- oder Stiftsscholasters in der Freiheit ihrer Bewegung gehindert. Wie häufig lebte man mit dem Bischof der Stadt in Fehde, wie sehr suchte man sich sonst in allen Rechtsverhältnissen von der geistlichen Behörde zu emanzipieren! Ein Gegensatz gegen die Kirche als solche lag ihnen völlig fern. Daher begannen die Städte im Laufe des 13. Jahrhunderts, vielleicht auch schon früher, eigene Schulen zu gründen, gewöhnlich im Anschluß an eine Pfarrkirche, über die sie Patronats- oder Aufsichtsrechte hatten. Das wollte sich nun der Domscholastikus, hinter dem das mächtige Domkapitel stand, nicht gefallen lassen. Es kam zu einem sehr langwierigen, heftigen Streite, in dem die kirchlichen Behörden sogar mit Bann und Interdikt gegen die auffessigen Städte vorgingen und wiederholt die Vermittelung des Papstes angerufen wurde. Das war der berühmte „Schulstreit" des Mittelalters, von dem nur wenige aufstrebende Städte verschont blieben. Im allgemeinen erreichten die Städte ihre Absicht, häufig aber doch nur teilweise, indem ihnen nur eine schola parva, trivialis oder parvulorum, eine niedere Lateinschule gestattet wurde, die für die weiterstrebenden Schüler gewissermaßen nur als Vor-



Abb. 34. Lehrer und Schüler. Holzschnitt aus: Gregor Reisch, Margarita philosophica. Straßburg, Grüninger, 1512.

bereitungskurs auf die Dom- oder eine der Stiftsschulen gelten konnte.

Wir haben also gegen das Ende des Mittelalters eine ziemliche Mannigfaltigkeit von Schulen in Deutschland: Dom-, Stifts- und Klosterschulen, selbständige Pfarrschulen, dazu Stadt- und Ratsschulen, meist auch in Anlehnung an eine Pfarrkirche gegründet; weiter deutsche Schulen, private und öffentliche; endlich noch Dorf- und Mädchenschulen.

Nach dem Stoff, der an ihnen gelehrt wurde, lassen sich die Schulen des Mittelalters in höhere und niedere einteilen. Zu jenen gehörten — abgesehen von den Universitäten — gewöhnlich die Dom-, Stifts- und Klosterschulen. Niedere Schulen waren außer den deutschen die meisten Pfarr- und Stadtschulen. In letzteren wurden wie in den deutschen Schulen den Kindern die Elemente des Lesens und Schreibens beigebracht, aber nicht an der Hand der deutschen Sprache, sondern des Latein. Wenigstens dürfte dies die Regel gewesen sein. Verschiedene Ordnungen, wie z. B. eine Braunschweiger von 1478, lassen allerdings darauf schließen, daß das Lesen und Schreiben im späteren Mittelalter in den Städten gewöhnlich auf den deutschen Schulen erlernt wurde, wo die Knaben bis etwa zum siebenten Jahre bleiben sollten.

Was nun außer Lesen und Schreiben auf den gewöhnlichen Pfarr- und Stadtschulen gelehrt wurde, das drückt die schon erwähnte Braunschweiger Schulordnung ganz glücklich aus, wenn sie den Schulmeistern zur Pflicht macht, ihre Schüler „truweliken" zu lehren „gude sede (Sitte) unde de frigen kunste na wontliker (gewöhnlicher) wise, unde sunderliken dat se latin spreken unde oren (ihren) sangk leren (lernen)". Ähnlich, um auch eine Stimme aus dem oberen Deutschland zu vernehmen, erachtet es eine Nürnberger Ordnung als die Aufgabe der Schulen, daß „darinn die kinder nicht allein zu lernung und begreiffung der freyen kunst, schrift und kunes außsprechens des lateins, sunder auch von unzucht (Ungezogenheit) zu annemung und übung gutter syten und geberde gehalten und angewisen werden". Die moralische Aufgabe des Jugendunterrichts wurde damals weit stärker betont, als dies

IN disem Thurn viij. Fürsten sind/
Die soll kennen ein yetlichs kind.
Zwen Küng fürend das regimēt/
Verbum vnd Nomen sind sy gnennt.
Die hand by jn sechs Fürsten gůt
Sin beste hilff ein yeder thůt.
Vier amptspfleger vff zinnen standt/
Der erst Ortographia gnandt.
Darnach Etymologia.
Der trumpter heißt Prosodia.
Der Buwmeister Syntaxis heißt
Sin arbeit er gar trüwlich leist.
Bym künig Verbo stat ein zyt
Synr zůghör es ein rechnung gyt/
Der hammer schlecht ein yede stund/
Die glock lydt sich vnd gibt vrkund:
Der künig Nomen hat ouch eiß
Vil eigentschafft im circkel kreiß.
Der zeiger oben mit der hand
Der wirdt Adiectiuum genandt.
Das ander theil das ist der Mon
Substantiuum můß vnden ston.
Adiectiuum zeigt Mañ/Wyb/Ding/
Substantiuum ist gar ein kind.
Adiectiuum zeigt dleiter an
Dry sprossen soll man vffhin gan.
Vff disen thurn mag niemants kon
Grammatic můß jn ynhin lon:
Sy schlüßt den kleinen kinden vf/
Vnd fürt sy dann in thurn hinuf
Laßt sy von eim zům andren gon
Biß yeder bringt sin nutz daruon.
Als bald sy wider abhin gadt
Die hůner sy dann vßhin ladt.
Hic Gallus ist der hennin man/
Hec Gallina zeigts wyblin an/
Hoc Ouum das die henn hat gleidt
Hat sich von disen zweyen gscheidt.
Ein kind das hart zů lernen ist
Das für zům Thurn mit allein list/
Leers gůtlich vnd on allen stoltz
Das radt dir Valentinus Boltz.
Den kindren ers gedichtet hatt/
Er ist von Ruffach vß der statt/
Die selbig dört im Elsaß lyt/
Gott geb vns all ein säligs zyt.

Anno M. D. XLVIII.

Abb. 35. Text zu Abb. 36.

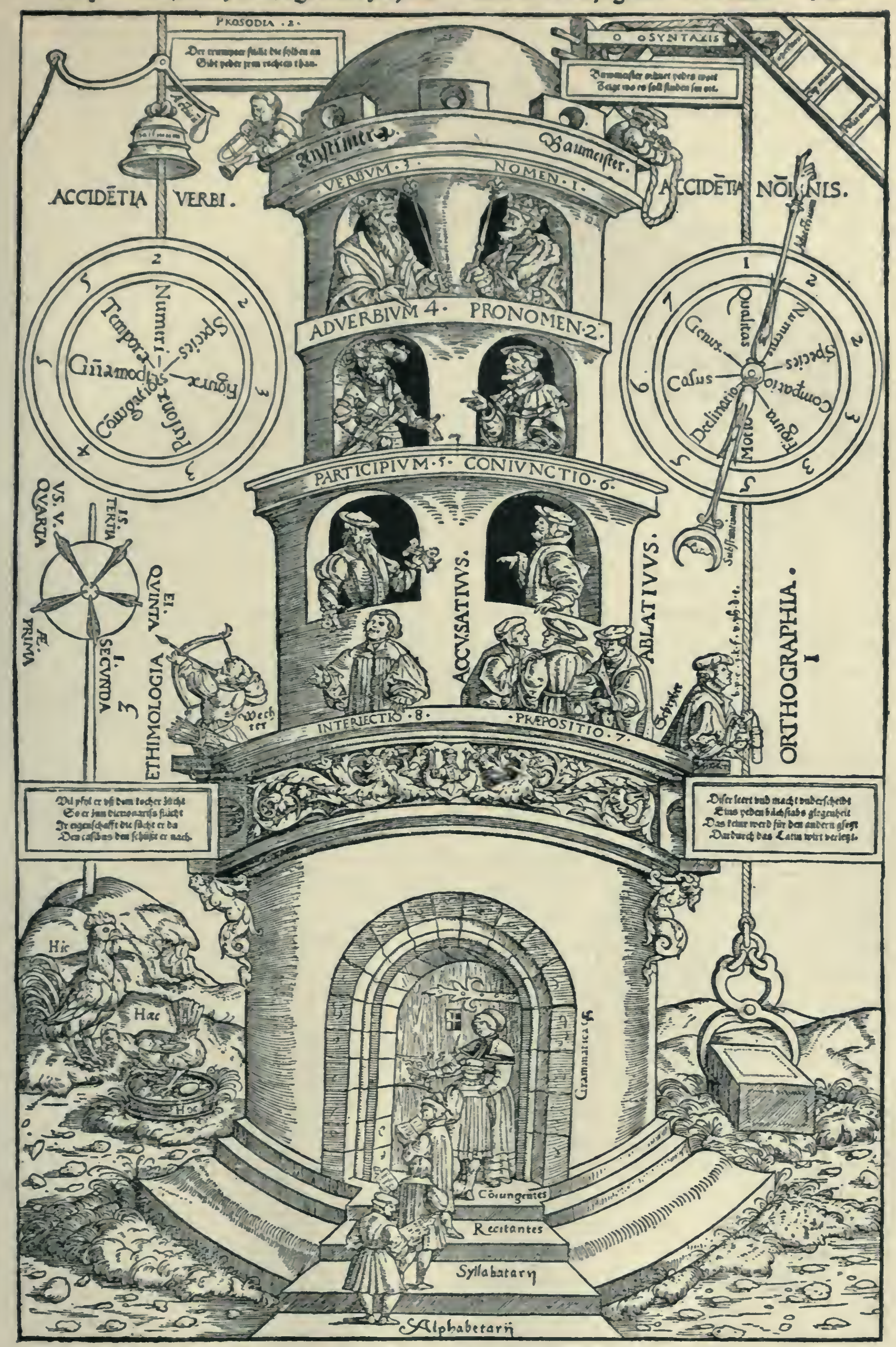


Abb. 36. Valentin Boltz, Turm der Grammatik. Sie schließt den Lernenden die Thüre auf und führt sie so zur Kenntnis der Redeteile, der Orthographie, Etymologie u. s. w., die durch allegorische Personen dargestellt sind, wie das nebenstehende Gedicht erläutert. Holzschnitt in der Art des Hans Holbein. Einzelblatt. Zürich, Froschauer, 1548. Berlin, Kupferstichkabinet.

heute zu geschehen pflegt. Daß deshalb der praktische Erfolg kein größerer war, dafür ließen sich freilich eine Menge Zeugen anführen.

Für das spätere Mittelalter ist es charakteristisch, daß die antiken Klassiker so zurücktreten. Cicero, Ovid, Virgil kannte man kaum noch dem Namen nach. Einzig die Distichen des Cato, die Fabeln des Aesop und des Avian waren durch eine „sondere Gnade Gottes", wie Luther meinte, als dürftige Schullektüre zurückgeblieben. Der scholastisch-dialektische Geist der späteren mittelalterlichen Wissenschaft schätzte allein die artes, die „sieben freien Künste", deren Betrieb am besten den Verstand zu schärfen geeignet schien. Von diesen kam für die niederen Schulen in der Regel nur das Trivium in Betracht mit Grammatik, Logik und Rhetorik, daher auch ihre so gebräuchliche Benennung „Trivialschulen".

Abb. 37. Maximilian I. in Disputation mit den Vertretern der sieben freien Künste. Holzschnitt aus dem Weißkunig von Leonhard Beck.

Die wichtigste Schuldisciplin war die Grammatik, natürlich die lateinische. Man lernte sie an der Hand der beiden alten Grammatiker Donatus und Priscianus, besonders aber mit Hilfe des Doctrinale, des versifizierten Lehrbuchs eines mittelalterlichen Schriftstellers, des Alexander de Villa Dei, angeblich eines Minoriten. Die Humanisten haben ihre ganze Wut an diesem „barbarischen" Machwerk ausgelassen, Luther bezeichnete es als „Eselsmist". Jedenfalls wird auch der Unbefangene die Dunkelheit des Doctrinale tadeln müssen, die die fortlaufende Erklärung eines Lehrers von nöten machte und daher auch zahlreiche Kommentare hervorrief. Doch wird nicht zu leugnen sein, daß diese allerdings meist schlechtgebauten Memorierverse gelegentlich einem unsicheren Lateiner von Nutzen waren. Der Hauptfehler aber war, daß die Grammatik allein um ihrer selbst willen getrieben wurde, indem man die kostbarste Zeit damit vertrödelte, den Text des Alexander und seine „Comment" weitschweifig zu erläutern. Viele Lehrer demonstrierten an der Grammatik logische Begriffe, sie philosophierten über Substanz und Accidens, über die Formen des Seins u. s. w. Die drei Personen der Konjugation dienten dazu, über einen mystischen Zusammenhang zwischen dieser Dreizahl und der heiligen Dreieinigkeit zu spintisieren. Der Verstand, d. h. das formale Denken wurde unzweifelhaft dadurch geübt: was fehlte, das war ein lebensvoller, Gemüt und Geist erfrischender Inhalt. Wenn aber von den Humanisten, z. B. von Wimpheling, behauptet wurde, daß trotz jahre-

ja jahrzehntelangen Fleißes die jungen Magister nicht lateinisch reden, keinen lateinischen Brief schreiben, kein lateinisches Gedicht machen könnten, so war dies eine starke Übertreibung.

Allerdings, der Betrieb der mittelalterlichen Grammatik an sich konnte keinen perfekten Lateiner schaffen, ebensowenig wie unser heutiger lateinischer Gymnasialunterricht. Dadurch aber, daß Lehrer und Schüler verpflichtet waren, mit einander nur lateinisch zu sprechen, lernte der mittelalterliche Lateinschüler schon mit jungen Jahren gleichsam spielend in der fremden Sprache sich auszudrücken. Es war gewiß kein klassisches Latein, und häufig genug mögen Knaben und Jünglinge zu der drolligen Ausflucht gegriffen haben, einem deutschen Worte, das sie nicht zu übersetzen vermochten, wenigstens eine lateinische Endung anzuhängen. Seinen Zweck, eine allgemeine Gelehrtensprache zu bilden, hat dieses unaufhörlich geübte Latein trotz aller seiner Barbarismen dennoch erreicht.

Zur Unterstützung des Schulmeisters war aus der Mitte der Schüler selbst ein Aufpasser bestellt, der darüber wachen mußte, daß seine Kameraden, wo sie sich immer zusammenfanden, nur lateinisch redeten. Dieser Aufpasser hieß custos, gewöhnlicher lupus (der Wolf). Die von ihm zur Anzeige gebrachten Knaben wurden mit Ruten gestrichen. Übrigens hatte der lupus auch Verfehlungen gegen die gute Sitte zu vermerken, wenn die Schüler sich mit Fluchen und Schwören vergaßen oder unzüchtige Worte gebrauchten. Dergleichen wurde strenger bestraft als „schlechtiglich deutsch reden". Viel erreicht wurde mit diesem Denunziantentum wohl nicht, der Nürnberger Schulrektor Prätorius (1574) bemerkte, daß daraus häufig Streit entstehe. Und das ist ja auch erklärlich.



Abb. 38. Allegorie der Unwissenheit. Die Strafen, die sie nach sich zieht, sind durch Rute und Schwert versinnbildlicht. Anonymer Holzschnitt ca. 1480—90. Wien, K. K. Kupferstichsammlung, Schreiber II, 1875.

Ein harmloseres Zuchtmittel war die Verspottung der faulen und unwissenden Schüler. Zu diesem Zwecke hing in der Schulstube das Bild eines Esels oder Eselkopfes, auf ein Brett gemalt oder ausgeschnitten, der sog. Asinus. Diesen mußte sich zu Beginn eines jeden Schul-



Abb. 39. Satirische Darstellung einer Schulszene. Kpfr. von Peter Miriscenys nach Peter Breughel d. Ä. 1557. München, Kupferstichkabinet.

tages der Ultimus umhängen, nach ihm der Reihe nach ein jeder, der deutsch redete oder sonst gegen die lateinische Sprache sich verging. Wer ihn über Nacht behielt, so wie der Ultimus wurden gestrichen. Irgendwo scheint der Asinus auch ein hölzernes Gestell in Gestalt eines Esels gewesen zu sein, auf das der Delinquent sich setzen mußte. Die Strafe des Eseltragens hat sich noch bis ins 19. Jahrhundert hinein erhalten, wie unsere Leser in der Monographie vom Kinderleben nachlesen mögen.

Die zweite der Künste des Triviums, die Rhetorik, trat im spätmittelalterlichen Schulbetriebe sehr zurück. Als ihr Vertreter galt zwar immer noch Cicero, aber er wurde, wie wir wissen, nicht gelesen. Größerer Pflege erfreute sich die lateinische Versifikation, auch eine Aufgabe der Rhetorik. Das ganze Mittelalter hatte eine Vorliebe für das mehr oder weniger mechanische Anfertigen lateinischer Verse und Gedichte. Namentlich die befähigteren Schüler wurden dazu angehalten.

Der dialektischen Neigung des Mittelalters entsprechend, wurde die dritte der Trivialkünste, die Logik oder Dialektik, schon auf der Schule eifrig betrieben. Hier herrschten unumschränkt Aristoteles, der „alte Weltarschpauker“, wie Heine ihn nennt, oder in seinem Geiste abgefaßte Schriften. Wenn auch durch die Pflege der Logik der Scharfsinn des mittelalterlichen Schülers gefördert wurde, so zog die Art ihres Betriebs doch auch manche üble Eigenschaften groß, Streit- und Disputiersucht, das Spielen mit leeren Begriffen, überhaupt eine spitzfindige Sophistik. Fragen wie die, ob ein Schwein, das zum Verkaufe geführt wird, vom Manne oder vom Strick gehalten werde, und ähnliche Absurditäten wurden ernsthaft erörtert.

Auch die anderen Schriften des Aristoteles, die Physik, die Metaphysik, die Ethik, deren Gegenstand allerdings aus dem Rahmen der sieben freien Künste herausfiel, wurden gelegentlich schon auf den Schulen gelesen und in der üblichen dia-

Wer faul zur Arbeit ist, ist einem Esel gleich, der aber Tugend liebt, der wird an Ehren reich.

Schaut hier ist der Eselmann,
Der die Ohren spitzen kan,
Kommt her, und sehet zu,
Er ist hurtig wie ein Kuh,
Wann man ihm gibt Butterweck,
Flieget er, gleich wie ein Schneck,
Sein Kopff ist so wohl gestalt,
Wie die Eule in dem Wald.

Seine Ohren sind so klein,
Daß drein geht ein Eimer Wein,
Seine Augen sind so scharff/
Daß er hundert Brillen bedarff.
Er ist ehe nicht gesund,
Bis das Futter hangt am Mund,
Wunder dessen, wann er frist/
Drauff der Furtz sein Music ist.

Dann die Trummel ist sein Freud.
Futer-Sack der Seelen Weid,
Nimmer munder wird zu faul,
Legt man ihm den Zaum ins Maul,
Lege man auf ihn Last und Joch/
Thut er dann kan gut annech,
Muß man ihn mit Peitschen schlagen.
Und die Haut wie Stockfisch schlagen.

Eben also wann die Jugend,
Nicht will lernen Kunst und Tugend.
Träget sie vor ihren Lohn,
Einen Eselskopff davon,
Vor den Heller und den Weck,
Kriegen sie oft Ruth und Steck,
Vor die Ehre Schand und Spott,
Das es heist: Erbarm es GOtt.

Abb. 40. Spottbild eines Esels zur Abschreckung für faule Kinder. Flugblatt. 17. Jahrhundert. Nürnberg, Germanisches Museum.



Abb. 41. Lehrer und Schüler. Im Hintergrund steht ein Schüler mit aufgesetztem Eselskopf. Holzschnitt aus: Rodericus Zamorensis, Spiegel des menschlichen Lebens. Augsburg, Bämler, 1479.

lektischen Weise erörtert. In der Ethik war auch hochangesehen das Buch des Boethius vom Troste der Philosophie.

Die vier Künste des Quadriviums, Arithmetik, Geometrie, Musik und Astronomie wurden zwar auf Stiftsschulen, aber in der Regel nicht in den städtischen Lateinschulen gelehrt. Hier durfte nur die Musik nach ihrer wichtigen, praktischen Seite hin nicht fehlen. Merkwürdig, daß dies mit der elementaren Arithmetik nicht gleichermaßen der Fall war. Wer Rechnen lernen wollte — und wie viele hatten es nötig! — mußte eben bei einem Rechenmeister Unterricht nehmen. Der Hort der Musik in den Schulen war aber die allmächtige mittelalterliche Kirche selbst. Von altersher wurden die liturgischen Gesänge der zahlreichen gottesdienstlichen Handlungen in der Kirche (im Chordienst), bei Prozessionen, Leichenbegängnissen u.s.w. von der Schuljugend ausgeführt. Denn „vil lieplicher, zimlicher und pillicher ist, das gesang von den knaben zu hören dann von den leuten", heißt es in einer Wiener Ordnung von 1460 für den Kantor von St. Stephan. Der Propst dieser Kirche und der Rat der Stadt einigen sich in dieser Ordnung dahin, den Kantor besser zu bezahlen, damit die „Kirchen zu sand Stephan dester löblicher und pas besungen werd gott dem allmechtigen zu lob". Dafür soll er einen Subkantor und zwei redliche Gesellen halten, die „wohl gestimbt" sind, d. h. eine gute Stimme besitzen. Kantor und Gehilfen sollen „vor essens allain dem kor warten", am Nachmittag soll einer von ihnen im Unterricht mithelfen. Zur Einübung des Gesangs wurden hauptsächlich die Feierabende, d. h. die Nachmittage vor den Sonn- und anderen Festtagen ausgewählt, an denen sonst, wie es scheint, kein Unterricht abgehalten wurde.

Wie noch heute vielfach die Dorf- und Volksschüler waren damals auch die Lateinschüler überall im Kultus thätig. Sie sangen im Chor, sie ministrierten bei der Messe, sie trugen Kerzen und räucherten, sie gingen mit dem Sakrament zu den Sterbenden. Allerdings wurden dazu mit Vorliebe nur die Ärmeren verwendet, die auch wohl, wie in Hamburg, abwechselnd in den Kirchen schlafen mußten, um gleich bei den Frühmessen bereit zu sein. Diese Einrichtung führte zu allerlei



Abb. 42. Unterricht in Logik und Grammatik. Holzschnitt aus: Rodericus Zamorensis, Spiegel des menschlichen Lebens. Augsburg, Bämler, 1479.

Unfug, weshalb man sie nach etwa hundertjähriger Dauer 1446 wieder abschaffte. Zur Förderung des Kirchendienstes wurden an manchen Kirchen Stiftungen gemacht, die einer Anzahl armer Knaben Wohnung und Unterhalt gewährten. Diese Knaben hießen Chorschüler (chorales), die meisten von ihnen wurden später Priester. Stets wurde auch für ihren Unterricht gesorgt, an dem dann auch andere Knaben aus der Stadt teilnehmen durften. Das ist der Ursprung mancher Stiftsschulen, so z. B. der Spitalschule in Nürnberg. Nichts übrigens verdeutlicht besser die geistliche Vorherrschaft in den mittelalterlichen Schulen als eine Vergleichung der beiden so ganz verschiedenen Rollen, die dem Rechnen und der Musik damals zufielen.

Andere als kirchliche und zwar wohl durchweg lateinische Gesänge wurden auf den Schulen nicht gelehrt. Die Erlernung weltlicher Musik wie z. B. des beliebten Lauteschlagens blieb der Privaterziehung überlassen. Während der Blüte des Minnegesangs gehörten „singen unde seitenspiel" zu den Erforderrnissen eines echten Ritters, später verfielen diese Gemüt und Geist veredelnden Künste bei dem Adel gänzlich. Die Methode des Gesangunterrichts war wegen der Mängel des damaligen Notensystems eine sehr schwierige, was zu den größten Verwirrungen Anlaß gab und Luthern so manchmal Recht gegeben haben mag, wenn er gelegentlich von dem „wüsten, wilden Eselsgeschrei des Chorals" spricht. Offenbar kam alles — damals noch mehr wie heute — darauf an, daß der Gesangsmeister ein praktischer Mann war.

Besondere Religionsstunden gab es in der Regel nicht. Für die christliche Unterweisung sollten Haus und Kirche aufkommen, die Eltern oder Taufpaten und die Geistlichen. Aber auch „die Schulmeister", mahnt ein 1498 erschienenes Erbauungsbuch, „sullent die Kinder mit underweysen in der christenlichen Lere und den Geboten Gottes und der Kirche. Sie sullent all das tun, was die Väter der Lere (die Priester) nicht all tun kunnen in der Predigt und sunstigen geystlichen Underweisungen und denen helffen". Und die Schule kam dieser und ähnlichen Aufforderungen nach, wenn auch nur mehr nebenbei. Beginn und Schluß des Schultages wurden mit Gebet begangen, namentlich das Veni sancte Spiritus (Komm, heiliger Geist) war sehr beliebt. Das Vaterunser, der Glaube, die Gebote u. s. w. wurden schon auf der untersten Stufe den Schülern eingelernt. Messe und Predigt anzuhören, verstand sich für die Schüler von selbst, meist hatten sie ja schon als Chorsänger und Ministranten dazu Gelegenheit.

Die körperliche Entwickelung, so sehr sie bei dem Adel gepflegt wurde, war in den mittelalterlichen Schulen kein Gegenstand der Fürsorge. Ferien gab es keine, allerdings recht viele Feiertage, die aber natürlich von dem Gottesdienst sehr stark in Anspruch genommen und auch sonst, namentlich in den Morgenstunden, nicht ganz frei vom Unterricht waren. Zur Erholung an den Werktagen und auch an den Feiertagen durften die Schüler gewöhnlich auf dem Kirchhof spielen



Abb. 43. Lehrer mit 3 Schülern. Holzschnitt aus: Opusculum quintupartitum grammaticale pro pueris in lingua latina breviter erudiendis. Gouda, Gottfried de Os, 1486.



Abb. 44. Thomas von Aquino als Lehrer. Eine Taube (d. h. Geist) sagt ihm ein. Titelholzschnitt zu einem Kölner Donat ca. 1500.

und dabei eine „ziemliche" Kurzweil haben. Der Kirchhof — damals also zugleich der Schulhof — lag meist dicht neben der Kirche in der Stadt. Dort befand sich auch wohl überall das Schulhaus des betreffenden Kirchspiels.

Die äußeren Formen des Schulunterrichts auch im späteren Mittelalter waren immer noch sehr primitive. Mit unserm Wissen darüber steht es beiläufig sehr schlecht. Gewöhnlich war die ganze Schule in einem einzigen Raume vereinigt. Daß der Lehrer meist auf einem erhöhten Sitz saß, einer Art Katheder, ist wohl anzunehmen; manchmal befand sich dieses in der Mitte des Schulzimmers, und die Schüler saßen im Kreise auf Bänken oder Schemeln darum herum. Daher der Ausdruck Zirkel für das, was wir heute Klasse nennen. Gewöhnlich werden drei Klassen unterschieden, die sich auch als Letzgen (gleich Lectiones), Haufen, loci oder Rotten bezeichnet finden. Auch fünf Klassen kommen vor. Nach ihren Lehrbüchern wurden die drei Abteilungen als Tabulistae, Donatistae und Alexandristae unterschieden. Den Donat und Alexander kennen wir schon, das Lehrbuch der Anfänger war die „Tafel", eine Art Fibel, die Buchstaben und einigen lateinischen Lesestoff, hauptsächlich religiösen Inhalts, das Pater noster, das Credo u. s. w. enthaltend. Das wurde Wort für Wort übersetzt und auswendig gelernt. Nach einer Nürnberger Schulordnung vom Anfang des 16. Jahrhunderts erhielten die jüngsten Schüler, die sillabirantes, wie sie sonst wohl heißen, täglich, bevor sie heimgingen, zwei lateinische „gemeine" Vokabeln „mit ihrer vertewtschung", die sollten sie ihren Eltern daheim aufsagen, zur bessern Kontrolle. Am nächsten Morgen wurden sie danach gefragt. Der Schreibunterricht lief daneben her. Vorgerücktere mußten alle Morgen und auch nach Tisch „ein frische schrift ihrer hand von buchstaben oder von etlichen worten tewtsch vnd lateinisch, in wachs oder auf papir" dem Lehrer vorzeigen. Wachstäfelchen haben sich übrigens in Deutschland im Schulgebrauch sehr lange erhalten. Die Buchstaben wurden darin mit einem spitzen eisernen oder knöchernen Griffel eingekratzt, der auf dem anderen Ende gerundet oder spatelförmig war, um das Wachs zu glätten und es so von neuem beschreiben zu können. Zum Schreiben mit der Tinte auf Papier und dem teuren, wohl kaum in der Schule benützten Pergament diente die Vogel-, namentlich die Gänsefeder, die sich der Schüler selbst zurechtschneiden mußte. Tische gab es in den Schulen gewöhnlich nicht, ebenso wenig Tintenfässer. Letztere brachten die Schüler selbst mit, sie hatten sie wohl meist mit den Pennalen (Federbüchsen) am Gürtel hängen.

Die Nürnberger Ordnung nimmt viel Rück-

ſicht auf die kleinen Schüler. Sie ſollen mit „auswendiger Lernung der tafel, benedicite, confiteor nicht zu ſere angeſtrengt werden", daher auch an den Werktagen nicht „zu Chor" gehen, dagegen ſoll an den Sonn- und Feiertagen, „ee ſie zu chor geen", einer der Knaben die Gebete u.ſ.w. vorleſen oder vorſprechen und die andern ihm nachſprechen. „So mugen ſie das von horn und gerniglich, on ſonder mue und arbeit auswendig lernen", bemerkt die Ordnung. „Ungelernigen" ſoll von ihren „geſchickteren" Mitſchülern nachgeholfen werden. Auch ſpäterhin wurden die Schüler mit Hausarbeiten nicht überhäuft. Etwas ältere ſollten zuerſt einen halben Vers, danach einen ganzen aufbekommen. So auch in Wien. Den „mittleren" Knaben in Nürnberg ſoll „gein Nacht", alſo abends vorm Nachhauſegehen „mit creyden an ein tafel — die Tafel fehlte wohl ſchon damals in keinem Schulzimmer — ain latein, nemlich ein lateiniſcher vers oder ein ſpruch einer gantzen oration, als aus den ſpruchen Salomonis, Cathonis oder dergleichen, vnd dabey zwen teutſch vers, gereumt oder ungereumt, gemeß der lateiniſchen Mainung (alſo die deutſche Überſetzung in Verſen, damit ſie beſſer im Gedächtnis haften bleibe) furgeſchriben werden. Dieſelben latein ſollen die knaben des abents lernen, ſelbs abſchreiben, iren eltern anheyms aufſagen vnd des andern morgens in der ſchul von in widerumb erfragt vnd verhort werden, mit beſichtigung ihrer handſchrift derſelben latein und auch mit vnderrichtung, gütte buchſtaben ze machen vnd beds, latein vnd tewtſch, ſchreiben ze lernen". Dieſe mittleren Knaben mußten nun ſchon an der Hand des Donat oder des erſten Teils des Alexander tapfer deklinieren und konjugieren, auch allerlei Sätze bilden wie z. B.: magister ein maiſter oder der maiſter, exemplum: magister est in choro; magistri des maiſters, exemplum: claves sunt magistri, die Schlüſſel ſind des maiſters" und ſo fort. Wenn ſie die casualia und temporalia, auch die pronomina ein wenig beherrſchten, mußten ſie ſchon lateiniſche Verſe oder Sätze „exponiren" können, auch die darin vorkommenden Nomina und Verba „variren vnd flectiren". Daneben wurde dann „ain regel ex regulis grammaticis vorgeſagt oder furgeſchrieben, declarirt vnd ausgelegt vnd abermals des andern tags widerumb verhort". Das konnte aber der Schüler, der aufpaßte, alles in der Schule lernen.

Wer nun allmählich von der „myndern zu der merern lection" ſoweit „gefurdert" worden war, daß er in den dritten Zirkel zu den „groſſiſten" gekommen, der wurde nun auch für reif erachtet, die dunkle grammatiſche Weisheit des zweiten und dritten Teils des Alexander zu begreifen. Die beiden Vormittagsſtunden über wurde er weidlich mit den ſchwerfälligen Verſen des Minoriten geplagt. Das „Exponiren" mußte jetzt flott von ſtatten gehen. Der Schüler mußte jetzt ſchon ſattelfeſt ſein in Bezug auf exposiciones, variaciones, decli-



Abb. 45. Inneres einer Schule, in der die Kinder nach Altersklaſſen getrennt ſind. Seitwärts des Katheders ein Zähltiſch, auf dem mit Hilfe der Rechenpfennige und Linien die Rechnungen ausgeführt wurden. Holzſchnitt aus: Legende von St. Rupprecht. Oppenheim, Jakob Köbel, 1524. Weller 2941.



Abb. 46. Lehrer mit 8 Schülern beim Unterricht, unterstützt von dem im Hintergrund befindlichen Schulgehilfen, dem Locatus, der durch eine umgekehrte Rute gekennzeichnet ist. Holzschnitt aus: Donatus grammaticus. Nürnberg, Höltzel, ca. 1500.

naciones, differencias, equivocaciones, originem nominum vnd verborum u. s. w. u. s. w. Über die Überfülle des grammatischen Lehrpensums der Gymnasien ist ja auch in unsern Tagen genugsam geklagt worden, und ein geschickter „Schulmeister" mag wohl auch im Mittelalter es verstanden haben, seinen Jungen den spröden Stoff genießbar zu machen. Schade nur, daß auch der Nachmittag wieder das Einpauken dürrer Abstraktionen brachte. Da sollten in der ersten Stunde die Knaben die „gemaine principia und regulas loyce" begreifen lernen und „sie doch damit auff das hochst nit angestrengt werden", wie die Ordnung verständig hinzusetzt. Erst in der letzten Stunde wurde das gänzlich ausgetrocknete Gemüt des armen Schülerleins auch so etwas wie ein grünes Blättchen vom Baum des Lebens gewahr. Denn „zu der andern vre nach mittag soll man den knaben ein lection, die ine nicht allain nutzlich, sunder auch lustig vnd lieplich sey, als Esopum vnd ye zu zeiten ain fabel daraus oder Auianum oder Terentium oder anderes dergleichen halten". Aber kaum hatte der angehende Jüngling eine Ahnung davon bekommen, daß es doch auch Bücher gäbe, die ihn nicht nur mit Distinktionen quälten, da galt es auch schon, die gelesenen Stücke nicht nur „tewtschen auslegen vnd exponiren", sondern auch die „sunderlichen nomina, verba vnd ander seltzsam dictiones, die nicht teglich furfallen, variren, decliniren vnd flectiren", also wieder Grammatik, damit der Schüler ja nicht aus der Übung käme.

Dabei war die Nürnberger Ordnung, wie allein die Erwähnung des Terenz beweist, schon stark vom humanistischen Geiste berührt, weshalb wir auch einige wichtige Bestimmungen derselben hier zunächst übergehen.

Nach der Nürnberger Ordnung, scheint es, währte der Unterricht in der Regel nur zwei Stunden vor- und zwei nachmittags, wozu dann freilich noch der Gesangsunterricht kam. An anderen Orten, in Memmingen z. B., dauerte er dagegen morgens von 5—7 und danach von 8—½10 Uhr, nachmittags von 12—4 Uhr; in Ulm morgens von 6—10, am Nachmittag von 12—4, zwei bis drei Mal in der Woche sogar bis 5 Uhr. Dabei sind keine Gesangsstunden gerechnet. Allerdings ruhte in den Stunden von 9—10 und nachmittags von 2—3 Uhr der Unterricht des Lehrers, dafür sollte „ein jeder schriber (d. i. Pädagog, Privatlehrer oder Hofmeister) die junger, so im besunder befolhen sindt, behören". Die Stunde von 4—5 war einem wahrscheinlich in Nachahmung der akademischen Formen sich abspielenden Disputationsakt in logica oder physica vorbehalten. Für die Versetzung aus einem Zirkel in den höheren, die z. B. in Wien alle Quatember stattfand, wurde vielfach eine besondere Prüfung verlangt. Da hatte der Knabe „öffentlich einen actum zu thun, als decliniren, regirn" (d. i. konstruieren) oder so etwas. „Und pringt den lessigern ein grosse schem, so ir gesellen erhebt werden uber seu (sic), dieselbig schem übet seu dann vast zu lernungen".

Der Unterricht begann übrigens auch sonst im Sommer gewöhnlich um 5, im Winter um 6 Uhr. Fast überall mußten von Martini ab die Schüler der Reihe nach selbst Gollichte (Talg- oder Unschlittlichte) in die Schule mitbringen, diese brannten „bys zu hellem tag, vnd ob vngeuarlich an sollichen lüchtern etwas vberplibt, das mag der schulmeister nemen". Er sollte deshalb die Schüler nicht nötigen, größere Lichte mitzubringen. Wie manch ein Schülerlein mag sich aber dadurch auf billige Weise eine Tracht Prügel erspart haben.

Die übermäßige Herrschaft der Rute in den Schulen — zum Teil noch unserer jüngsten Vergangenheit — hat Hans Bösch in der Monographie vom deutschen Kinderleben so anschaulich zu schildern gewußt, daß wir uns hier darüber kurz fassen können. „Qui parcit virgae, odit filium suum, Wer seiner Rute schonet, der hasset seinen Sohn", das Mittelalter hat diesen Bibelspruch nur zu wörtlich befolgt. Auf alten Abbildungen wird die Grammatik durch Buch und Rute versinnbildlicht, gelegentlich trägt sie sogar in jeder Hand eine Rute. Den armen Kleinen aber war die Schule oft nicht sowohl eine Anstalt zur Pflege ihres Geistes und ihrer Gesittung als vielmehr eine Hölle und ein Fegefeuer, da sie, wie Luther schreibt, „gemartert wurden über den Casualibus und Temporalibus, da sie doch nichts denn eitel nichts lernten durch so viel Stäupen, Zittern, Angst und Jammer". So schlimm wird es wohl nicht gewesen sein, wenigstens nicht allerorten. Luther hielt ja die ganze scholastische Bildung für verfehlt. Übrigens warnen alle mittelalterlichen Schulordnungen vor einem Zuviel der Strafe. Insbesondere wird immer wieder von neuem den Schulmeistern eingeschärft, die Kinder nicht auf die Häupter zu schlagen — denn dadurch würden sie dumm —, auch nicht auf die Hände, sondern „in die hindern" oder „äfftern" und nicht mit Stöcken, sondern mit Ruten, die meist in Gestalt eines Besens gebunden waren. Die Knaben mußten sich zu dieser Prozedur meistens die Hosen ausziehen. Manche Eltern wollten ihre Kinder nicht züchtigen lassen, da pflegte sich der Rat des „überlaufenen" Schulmeisters anzunehmen. Man möchte fast glauben, daß dies die unverständigeren unter den Eltern waren, solche, die ihre Kinder verzogen. Denn der einsichtige Vater hielt sein Kind damals bei der Rute, getreu dem Bibelspruche. Anders hatte er es nicht gelernt und hätte es auch nicht begriffen. Übrigens gab es auch Schulmeister, hervorragende Pädagogen, die sich des Prügelns fast gänzlich enthielten, so Myconius in Zürich, bei dem Thomas Platter 1516 den Terenz las. „Da mußten wir", schreibt derselbe, „alle Wörtlein eine ganze Komödie durch deklinieren und konjugieren; da ist er oft mit mir umgegangen, daß mein Hemdlein naß ist geworden, ja auch das Gesicht vergangen, und hat doch nie einen Streich geben denn einmal mit der linken Hand an die Backe".

Die Beschaffung der Ruten gestaltete sich vielerorten zu einem Festtag für die ganze Schule. An einem schönen Maientage zogen Lehrer und Schüler, häufig mit Musik und von der halben Stadt begleitet, in das nahe Holz, das im Frühlingsschmuck prangte. Hier tummelte sich die Jugend lustig unter allerlei Schimpf d. i. Kurzweil den ganzen Tag über. Inzwischen wurden die Weidenbüsche und Haselsträucher nach passenden Gerten eifrig durchsucht und geplündert. Mit Maiengrün geschmückt und mit ihren künftigen Quälgeistern reich beladen, kehrten die Schüler am Abend unter Absingen von Liedern nach Hause. Hier und da erfreute sich die Jugend auch an einem Tänzlein mit den heranwachsenden Töchtern der Stadt. Das scheint zu Ausschreitungen geführt zu haben, jedenfalls wurde das Rutenfest (Virgatum) wiederholt verboten.



Abb. 47. Inneres einer Schreib- und Rechenschule im 16. Jahrh. Holzschnitt a. d. S. von W. L. Schreiber, Potsdam.



Abb. 48. Inneres einer Schule. Die Knaben sitzen bezw. stehen in einzelnen Zirkeln in demselben Raum zusammen und erhalten Unterricht im Lesen, Singen und Rechnen. Zur Seite eine Züchtigungsszene. 1592. Holzschnitt aus der Sammlung W. L. Schreiber, Potsdam.

In Regensburg jedoch hat es sich bis ins 19. Jahrhundert hinein erhalten.

Es waren nicht alles ganz grüne Jungen mehr, die nach den Ruten ins Holz gingen. In Memmingen gingen die Schüler sogar in die Kunkelstuben. Natürlich verübten diese älteren Schüler viele Rohheiten, nächtliche Raufereien und ähnlichen Unfug. Daher mußte es ihnen wiederholt verboten werden, Waffen zu tragen. In Nürnberg durften die Chorschüler kein Stechmesser, nur ein Brotmesser tragen. Auch ein Mangel an Komfort, das Fehlen eines ordentlich gedeckten Tisches, leistete der Neigung der Zeit zur Gewaltthätigkeit Vorschub.

Ein eigentümlicher Typus des ausgehenden Mittelalters ist der fahrende Schüler. Es war aber nicht mehr vorwiegend der Student, der clericus vagus von ehedem, der jetzt auf der Landstraße lag. Dieser war durch die inzwischen entstandenen deutschen Universitäten seßhafter geworden. Überall gab es Freistellen in den Stiftungshäusern, den Bursen und Kollegien. Die Freizügigkeit zwischen den einzelnen Hochschulen wurde durch Prüfungen und Aufenthaltsnachweise erschwert. Anders in den Schulen. Hier wurden keine Examina abgelegt. Ihre Güte war je nach der Persönlichkeit des Lehrers außerordentlich verschieden. Die Wanderlust steckte den Deutschen ohnehin im Blut. Vor allem aber förderte die religiöse Sitte des Almosengebens das Hin- und Herwandern der Schüler, die sicher sein konnten, überall ihr Brot „um Gotteswillen" (panem propter deum) zu finden. Die Stadtbehörden nahmen soviel Rücksicht auf die armen auswärtigen Schüler, daß der Lehrer von ihnen kein oder wenigstens nur das halbe Schulgeld nehmen durfte.

Dasselbe galt allerdings auch von den armen einheimischen Schülern. In allen Schulen unterschied man solventes und pauperes oder mendicantes, zahlende und arme oder bettelnde Schüler. Letztere empfingen ihre Almosen jedoch nicht ganz



Wer recht bescheyden wol werden
Der pit got trum hye auff erden



Welcher nit von meiner ler weicht
Dem würt sein hertz müt vnd syn leicht
Vnd würt alweg in fryden stan
Gegen jm selbs vnd yederman
Offnen nyemandt dein heymlichkeyt
Auff das dir nit pring rew vnd leydt
Dann man findt also geschriben
Wenig menschen sind stet bliben

Des menschen gmüt ist wandelbar
Begerstu fryd noch meim rat var
All pöß nachred vermeyd mit fleyß
Auff das du drumb erwerwest preyß
Fur kums auch an andrn lewten
Dye vbls vom negsten bedewten
Sölchs stylt deins hertzen grymmikeyt
Vnd treybt von dir all haß vnd neyd

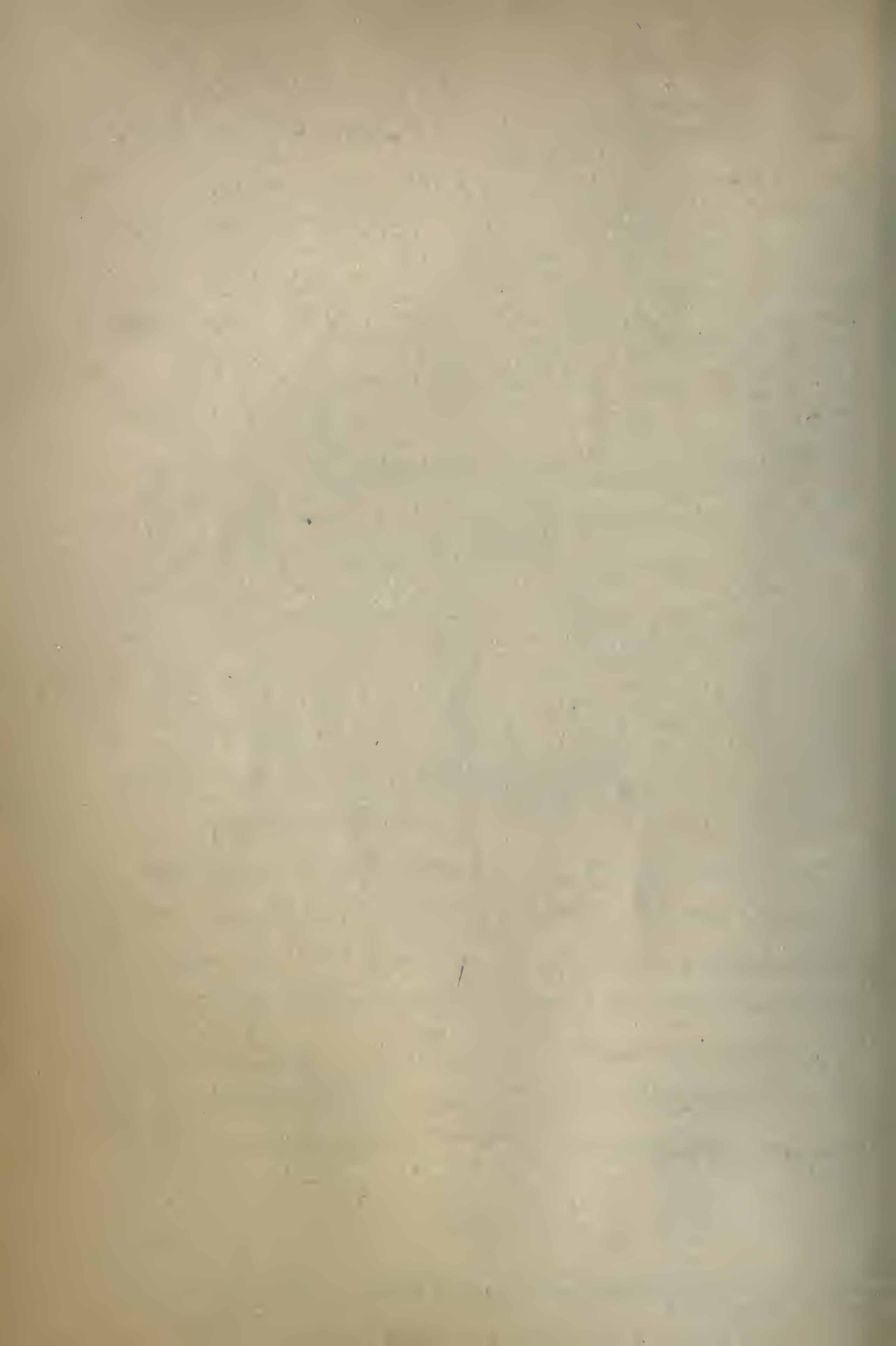
Beilage 2. Ein Lehrer in pelzbesetztem Talar und mit dem Magisterbarett erteilt seinen Schülern moralische Lebensre
Von letzterem auch die Verse. Bei

Vnd thůt auch dye hörer leren
    Das sy dein sach in gůt keren
Gmeßner zymlicher red fleyß dich
    Nit far dye lewt an frevenlich
Vnd noch bedüncken sag keyn ding
    Red auch nit vnbesint sechling
Das nyemandt do von bleydigt werd
    Vnd halt dich gůter senffter perd
Dye dein schlechte meynung an zeyg
    Bleyb bey der warheyt vnd nit lewg
Vnd erzeyg dich nymmer auß lyst
    Anderst weder das dein hertz ist
Dann du betrügst dich selbs vnd got
    Vnd würst vor den menschen zu spot
Du solt nyemandt schnell vrteylen
    Seine werck vnd jm an feylen
Rachselich gedancken vnd zorn
    Vnd gedenck ich thů villeicht morn
Ein pösers werck weder das ist
    Domit veriagst des tewfels list
Dem zorn soltu keyn stat geben
    Du habst dich dann bsunnen eben
Ob du gantz rechtlich zurnen solt
    Das ist dir nützer dann groß goldt

Nit verantwort schnel all sachen
    Wilt du dir ein khrud hertz machen
Leyd vnd gedult ein kleyne zeyt
    Byß etwan fur dich antwort geyt
Ander oder es sich selber
    Darin gwynstu groß glympff vnd er
Wer den das du groß mūe hettest
    Vnd dich feyntlich darumb pletest
Darumb wo du hörst ein zweyen
    So henck dich an keyn partheyen
Vnd kanstu keyn myttel finden
    So beleyb nun verr do hynden
Hůt dich vor dem selben vbel
    Dast nit ertringst im pad kübel
Du solt alweg mitleyd tragen
    Wo die menschen beschwert klagen
Hab alweg lieb gerechtigkeyt
    Wo sye nit gschicht das sey dir leyt
Laß dir keyn ding so nahet gen
    Dardurch du dir selber machst pen
Vnd verlaß nit die pscheydenheyt
    So vberwindt dich keyn hertzleyt
Dann wo du dich redlich wild wern
    So kan keyn ding dein hertz verseren



Einer der Schüler mit Pennal und Tintenfaß. Flugblatt, benannt der Schulmeister, von Albrecht Dürer. Kupferstichkabinet. B. 133.



ohne Gegenleistung. Wohl in allen Städten zogen die armen Schüler in größeren oder kleineren Trupps von Haus zu Haus und sangen vor den Thüren geistliche Lieder. Solche bettelnde Schülerchöre wurden „Kurrende" genannt, ihre Teilnehmer Kurrendaner oder Kurrendschüler. Daneben hatten sie verschiedene, oft rein lokale Spottnamen. Am bekanntesten davon ist „Partekenhengste oder Partekenfresser". Der Ausdruck wird abgeleitet von dem Anteil — Parteken (der Ton liegt auf der ersten Silbe), Diminutiv von pars — an dem erbettelten Almosen, das in der Regel von dem Lehrer selbst unter die armen Schüler, die „Partemisten", verteilt wurde. Luther erzählt, er sei auch so ein „Partekenhengst" gewesen, sonderlich zu Eisenach, wo ihn aber eine andächtige Matrone, die wohlhabende Frau Ursula Cotta an ihren Tisch nahm, ihm Herberge und Unterhalt gewährte, weil sie „um seines Singens und herzlichen Betens willen eine sehnliche Zuneigung zu ihm gefaßt hätte". Es gab auch Eltern, die ihre Söhne mit Absicht knapp hielten, damit sie auch die Not des Lebens kennen lernten und späterhin desto mildthätiger wären. So mußte Heinrich Bullinger während seines ganzen Schulbesuchs zu Emmerich vor den Thüren betteln, obgleich sein recht wohlhabender Vater ihm nachher auf der Universität zu Köln in etwa drei Jahren 118 rheinische Goldgulden geben und ihn einmal vollständig bekleiden konnte. Ein neuer Anzug war damals ein Ereignis.

Das Singen und Betteln der Schüler vor den Thüren wurde von der Einwohnerschaft oft als eine schwere Belästigung empfunden. Daher wurde die Zahl der armen Schüler in vielen Städten beschränkt, auch sollte ein jeder zum Betteln Berechtigte ein Zeichen haben, aus Messing oder einem andern Blech. Dies Zeichen sollten nur die fleißigen Schüler, nicht die „Fossen" oder Taugenichtse, in Straßburg (1500) niemand, der über 16 Jahre alt wäre, erhalten. Letzteres war eine rigorose Bestimmung. Vielerorten erhielten auch ältere Schüler, selbst Studenten ihr Teil. Der Augsburger Chronist Burkhart Zink wurde, fast 20 Jahre alt, in Biberach, wo er zur Schule ging, von einem frommen Manne um Gottes willen ins Haus genommen. Dieser, ein ehemaliger Schuhmacher, war reich, verlangte jedoch von seinem Schützling, daß er sich sein Brot selber durch Betteln verdiene. Zink aber schämte sich zu betteln und kaufte sich von dem Gelde, das ihm noch von früher her übrig geblieben war, einen Laib Brot um einen Pfennig, den schnitt er in Stücke, und wenn er heim kam und sein Herr fragte ihn, ob er in der Stadt gewesen wäre nach Brot, so sagte er: Ja. Da sagte der Alte: Man giebt gar gern hier den armen Schülern. Zink trieb das aber nur etwa 14 Tage, da war ihm das Geld ausgegangen. Er kam nach Ehingen und sah dort, wie so viele alte und große Schüler nach Brot liefen und sangen. Da schämte er sich nun auch nicht mehr und gewann sich genug, ja er hat späterhin gemeint, er hätte wohl damals vier Schüler ernähren können.

Im allgemeinen aber gab man den älteren langaufgeschossenen Burschen nur ungern. Diese behalfen sich nun auf andere Weise. Sie redeten nicht nur dummen Bauern, sondern selbst klugen Bürgersleuten vor, sie wollten sich ihres Knäbleins annehmen und es auf eine gute Schule führen. Die gutmütigen Eltern glaubten, jetzt sei ihr Sohn auf dem Wege, zu Ehren zu kommen und dereinst ein Pfaffe und gelahrter Herr zu werden. Mit Kleidung, Büchern und etwas Wegzehrung versehen, gaben sie ihre armen Bübchen in die Gewalt der großen Schüler. Gewiß gab es gute Kerle unter diesen, wie jener, von dem Luther erzählt, daß er ihn oft den schlechtpassierbaren Schulweg auf seinen Armen getragen habe. In der Regel aber war der „Bachant", wie der große, oft schon bebärtete, herumstreifende Schüler genannt wurde — das Wort gilt den meisten als aus „Vagant" entstellt — ein fauler und gewissenloser, rüder Geselle, der seinen Pflegling nur als eine einträgliche Erwerbsquelle ansah und sich etwas Besseres wußte, als sich um das geistige Fortkommen des ihm Anvertrauten zu kümmern. Der bedauernswerte Kleine mußte nicht nur für ihn betteln, sondern ihm auch stehlen helfen, er wurde gelehrt, wie man die Gänse „schoß", d. h. mit Steinen nach ihnen warf, daß sie flügellahm wurden und dem frechen Diebe als willkommene Beute anheimfielen. Vielleicht schreibt sich die Benennung „Schütz" für den



Abb. 49. Ein Lehrer lehrt 2 Schüler das ABC. Holzschnitt aus: Geiler von Keisersberg, Ein heylsame lere und predig 1490 o. O. (Ausgabe von Hain nicht erwähnt.)

jungen Schüler (wie noch unser heutiges „ABC-schütz") von diesem „Schießen" der Gänse her, während Paulsen das Wort am besten mit dem studentisch-burschikosen Ausdruck „Hosenschützins" — eine nähere Erklärung dürfen wir uns wohl ersparen — zusammenzubringen meint.

Die Selbstbiographien ehemaliger fahrender Schüler, die als Schützen anfingen, sind voll von Klagen über die Unbarmherzigkeit ihrer Herren, der Bachanten. Die großen, ausgewachsenen Schlingel hatten gute Beine und machten große Tagesmärsche. Die armen Schützen mußten mit, keuchend und weinend: wollte es nicht mehr gehen, so zwickten sie die Bachanten in die bloßen Beine, die oft nicht einmal in zerrissenen Schuhen steckten. Ein Dorf kam, wo Hofhunde drohten. Der Bachant drückte sich da herum, der Schütz mußte hinein. Zu essen hätte er genug gehabt, denn einem armen, kleinen und vielleicht hübschen Bübchen gab jeder gern, aber alles, was er bekam, mußte er seinem Herrn abgeben, der nie genug hatte. Oft sammelte sich das Brot so an, daß es schimmlig wurde, das gab ihm dann der Bachant zu essen. Zwar that er sich manchmal heimlich gütlich von dem, was er erbettelte, oder eine gutmütige Bürgersfrau nahm ihn ins Haus, setzte ihn, wenn er fror, an den warmen Ofen, wickelte ihm die von Kälte erstarrten Füße in dicke Pelze und gab ihm eine warme Suppe und Fleisch zu essen. Aber die Bachanten verstanden sich darauf, dem Schützen das Handwerk zu legen. Sie lauerten ihm auf, ob sie ihn essend fänden, oder sie zwangen ihn, den Mund mit warmem Wasser auszuspülen und in ein Gefäß zu spucken. Zeigten sich dann Fettspuren, so rissen sie dem wehrlosen Knaben die Kleider vom Leibe, warfen ihm ein Kissen über den Kopf, daß man sein Schreien nicht hören konnte, und verprügelten ihn unbarmherzig. Manch hungernder Schütz suchte da lieber die Brosamen aus den Dielenspalten zusammen und jagte den Hunden auf der Straße die Knochen ab. Von Lernen war kaum die Rede. Platter wurde 18 Jahre alt und konnte den Donat noch nicht lesen. Denn er hatte den ganzen Tag bis tief in die Dunkelheit, ja bis Mitternacht, in den Straßen singen und um Brot betteln müssen, nur für den Bachanten. Seinem grausamen Peiniger zu entlaufen, war keine leichte Sache: die Bachanten waren so frech, daß sie wohl gar das Haus zu stürmen wagten, in dem einer dieser Unglücklichen bei mitleidigen Leuten Zuflucht gefunden hatte.

Nicht selten kamen die Bachanten und Schützen, die sich mit der Zeit zu großen Jungen auswuchsen, in einer anständigen Familie unter, wo sie entweder als „Pädagogen" die Kinder zur Schule führten oder sonst zu allerlei Diensten verwendet wurden. Da war es denn gut weilen für die wahrlich nicht verwöhnten Kinder der Landstraße. Weit öfter aber mußten sie mit dürftigerer Herberge vorlieb nehmen. In vielen Städten bestanden, wie an den Universitäten für die Studenten, Bursen für arme Schüler, Stiftungshäuser bescheidenster Art mit Kammern zum

Schlafen und meist wohl auch einem schmalen Mittagstische. Manchmal lagen diese Kammern im Schulhaus, bei St. Elisabeth in Breslau sollen etliche hundert Kämmerlein gewesen sein, da legten sich die Bachanten hinein, meistens zu mehreren. Die Schützen lagen im Winter auf dem Herd oder in der Ofenecke im Schulzimmer. Im Sommer betteten sie sich auf den Kirchhof. Bei Regen und Gewitter flohen sie ins Schulzimmer und sangen die ganze Nacht „Responsoria mit dem subcantore". Auf der Wanderschaft mußten sie natürlich oftmals mit einem Lager im Stall oder in der Scheune oder wohl gar bei „Mutter Grün" vorlieb nehmen.

Das beständige Herumlungern von Ort zu Ort, die schlechte, unregelmäßige Nahrung, der Mangel an Reinlichkeit waren Ursache, daß die fahrenden Schüler meist in ekelhafter Weise von Ungezieser heimgesucht waren. Namentlich in den slavischen Ländern kannte dies Übel keine Grenzen. Thomas Platter erzählt, in Breslau sei er so voller Läuse gewesen, daß er jedesmal auf der Stelle drei Läuse mit einander aus dem Busen hätte ziehen können. Im Breslauer Spital, in das er einen Winter dreimal hinein mußte, war er sonst zufrieden, aber in den Betten, erzählt er mit Schaudern, seien Läuse gewesen so groß wie Hanfsamen. In Schlettstadt kam Platter, schon 18 Jahre alt, mit einem Gesellen, Antoni Venetz geheißen, zu dem damals sehr berühmten, humanistisch gebildeten Lehrer Johannes Sapidus, der gelegentlich an 900 Schüler hatte. Der sagte einstmals, als er seine Schüler verlas: „Ich han viel barbara nomina, ich muß einmal ein wenig latinisch machen". Da „vertirte" er die beiden zu Thomas Platerus und Antonius Venetus und fragte: „Wer sind die zween?" Da sie nun aufstanden, sprach er: „Pfui, sind das zween räudig Schützen und hand so hübsch Namen"! „Und das war auch zum Teil wahr", schreibt Platter, „insunders min Gsell, der war so räudig, daß ich ihm manchen Morgen mußte das Linlachen (Betttuch) ab dem Leib abziehen wie die Haut von einer Geis". Daß wohlgehaltene Patriziersöhnchen mit diesen verlausten, räudigen Gesellen zusammen auf einer Bank sitzen mußten, wurde gewiß von mancher guten Mutter als Strafe empfunden.

Oft hungernd und frierend, von Hunden gehetzt, von Eicheln und Holzäpfeln sich nährend, dann wieder schwelgend in Völlerei, daß er krank wurde, in den Kneipen trinkend und würfelnd, in Unzucht fast vergehend, so schlug sich der fahrende Schüler durchs Leben. Vielen gefiel das so, sie wurden 20 bis 30 Jahre alt, ehe sie seßhaft wurden. Manch einer lernte wohl auch ein Gewerbe und brachte es vielleicht soweit, sich als ehrsamer Bürgersmann eine Familie zu gründen. Wem aber die rechte Liebe zum Studium innewohnte, den litt es auf die Dauer nicht beim Handwerk. Johannes Butzbach setzte sich, nachdem er schon Schneider gewesen war, als erwachsener Mann wieder unter die Schulbuben. Thomas Platter betrieb noch als Magister an der Universität Basel zu seinem Unterhalt das Seilerhandwerk. Er arbeitete am Tage und studierte in der Nacht; von einem Plautus befestigte er die einzelnen Bögen mit einer Klammer an den Strick, den er drehte, und las so während der Arbeit. Er wurde schließlich Rektor der lateinischen



Abb. 50. Singende Scholaren. Holzschnitt aus: De generibus ebriosorum. Nürnberg, Höltzel, 1516

Schule und erreichte trotz seiner harten Jugend ein Alter von 83 Jahren. Gar viele der Fahrenden aber gingen um die Ecke.

Sie untergruben auch sehr stark die Zucht in den Schulen. Der Schulmeister war zu Zeiten nicht einmal seines Lebens vor ihnen sicher. An einer einigermaßen besuchten Schule wäre er auch allein kaum imstande gewesen, eine solche Herde Rangen in Ordnung zu halten. So hatte er denn seine Gehilfen, deren Zahl je nach der Menge der Schüler und der Klassenzahl wechselte. In Breslau bei St. Elisabeth waren einmal 9 Baccalarii, die alle zusammen in einer Stube unterrichteten. Letzteres war das Gewöhnliche, nach getrennten Klassenräumen scheint das Mittelalter noch kein Bedürfnis empfunden zu haben. Seine Gehilfen hatte der Schulmeister selbst anzustellen und zu besolden. Doch wurde der Kantor, der wieder seinerseits einen oder mehrere subcantores oder succentores zu unterhalten pflegte und mit diesen



Abb. 51. Schulmeister im 16. Jahrhundert. Michael Neander (vergl. S. 101). Gleichzeit. Kpfr. Nürnberg, Germanisches Museum.

dem Schulmeister beim Unterricht zu helfen verpflichtet war, häufig vom Kirchenpatron angestellt. Die vom Schulmeister angenommenen Gehilfen nannte man socii oder provisores, auch stampuales, am häufigsten locati (Stellvertreter des Schulmeisters oder Aufseher, bezw. Leiter eines locus, einer Schülerabteilung) oder auf deutsch Jungmeister. Sie waren nicht selten Baccalarii der freien Künste, oft aber auch nur ältere und dann meist etwas verbummelte Studenten.

Der eigentliche Schulmeister, wie er deutsch wohl immer heißt, oder Rektor (ludimagister, rector scholarum oder scholarium), das Haupt der Schule, war in den meisten Fällen ein promovierter Magister artium. Seine Anstellung erfolgte durch Vertrag mit der Schulbehörde, also einem geistlichen Stift oder dem Rate der Stadt, stets widerruflich, meist mit vierteljährlicher Kündigung. Nicht selten wurde er auf mehrere Jahre angestellt, dann war er gebunden, der Rat aber konnte kündigen. Bei der Einführung in sein neues Amt wurde ihm wohl eine Rute oder ein Stock als Symbol schulmeisterlicher Gewalt übergeben. Sehr häufig übernahm der Rektor außer der Leitung der Schule noch andere Verpflichtungen gegen die Schulbehörde. „Der Schulmeister hat dreifaltig Amt, nämlich im Chor zu singen, in der Schule zu lesen oder zu lehren und in gemeinen der Kirchen Sachen zu schreiben", so war es schon 1326 Gewohnheitsrecht für das schweizerische Kollegiatstift Bero-Münster. Wie hier, so mußte er auch anderswo als Chordirigent zu Messezeiten in der Kirche sein und beim Officium mithelfen. Er sang weiter mit seinen Schülern bei Hochzeiten und bei Leichen, sowohl in den Häusern die Vigilien wie auf dem Kirchhof, er mußte wohl auch mit dem heiligen Öle zu den Sterbenden gehen. An kleineren Orten, zumal in Dörfern, hat sich diese Verpflichtung des Schulmeisters bis in die neueste Zeit, zum Teil bis auf den heutigen Tag erhalten. Natürlich erlitt der Schuldienst dadurch arge Störungen. Deshalb entband man den Lehrer häufig von den lästigen Obliegenheiten des Chordienstes und übertrug sie einem besonderen Kantor. Die Verbindung mit dem Schreiberamt findet sich gleichfalls sehr häufig in kleineren Städten. In Brugg im Aargau erhielt



Abb. 52. Die Schule. Kpfr. von Jost Amman (1577). Dresden, Kupferstichkabinet. A. 105.

der Schulmeister von jedem „permentin brief", d. h. von jeder Urkunde auf Pergament, die er schrieb, aber nicht von solchen auf Papier, etwas besonderes. In Nördlingen und anderswo mußte der Schulmeister „in Botschaft" seiner Herren vom Rat „handeln und reiten" und, was man ihm vorlegte, „von latin zu tutsch transferieren". In Hannover mußte er sich sogar verpflichten, auf Kosten der Stadt nach Rom zu reisen (1411). In Schwäbisch Hall hatte er 1513 den Schlüssel zur Liberey, zur Stadtbibliothek, in Horb war er zugleich geschworener Notar (1399).

Es ist behauptet worden, daß das Einkommen der Lehrer vor der Reformation ein im ganzen zufriedenstellendes gewesen sei. Ganz klar sehen wir hierin nicht. An Klagen der Lehrer hat es jedenfalls schon im Mittelalter nicht gefehlt. Schon im 13. Jahrhundert tönen uns solche entgegen aus den lateinischen Versen des Grammatikers Eberhard (von Bethune?), aus den deutschen des Bamberger Schulmeisters Hugo von Trimberg. Letzterer mußte 34 Jahre lang mit einem einzigen Mantel sich behelfen. Auch der alte Spruch:

„Dat Galenus opes, dat Justinianus honores,
„Sed genus et species cogitur ire pedes,
„Schätze verleiht Galen, der Ehren viel Justinianus,
„Doch der Grammatiker keucht mühsam durchs Leben zu Fuß",

deutet auf keine sehr angenehme Lage der Lehrer. In einer Augsburger Urkunde von 1466 erklärt das Pfarrkapitel zu St. Moritz, daß „laider die jerlich nutzung, so ain schulmaister bisher davon gehabt hat, so clain ist, das die ain gelerten und redlichen man zu seinem stät (in seiner Stelle) nit wol ertragen (erhalten) mag". Sehr willkommene Aufschlüsse gewährt ein Verzeichnis über die Einkünfte der Nürnberger Rektoren von 1485 (?). Danach hatte der Schulmeister bei St. Sebald etwa 70 zahlende Schüler und bezog von diesen ein jährliches Schulgeld von 140 Pfund Heller gleich 17 Gulden. Weiter hatte er von seiner kirchlich-musikalischen Thätigkeit bei Messen, Vigilien, Jahrtägen u. s. w. 75 Pfund, dazu 16 fl. feste jährliche Besoldung von der Kirche. Seine Nebenbezüge an Holz, Licht u. s. w. gingen wenigstens nach seiner eigenen Angabe „auf notturft derselben ding". So hatte er eine jährliche Einnahme von im ganzen 43 fl. Davon mußte er aber noch den Kantor und drei Baccalarien mit zusammen etwa 13 fl. besolden. Es blieben also 28½ fl. reines Einkommen. Das war nicht schlecht, wenn man bedenkt, daß damals ein Pfund Schweinefleisch für 5, ein Pfund Rindfleisch für 4, ein Pfund Kalbfleisch sogar für nur 3 Pfennig zu haben war (nach unserm heutigen Gelde etwa für 12, 10, bezw. 7½ Pfennig), daß man also für einen Gulden etwa 50 Pfund Schweine- und 60 Pfund Rindfleisch kaufen konnte. Freilich waren andere Eßwaren, wie Fische, Eier, Geflügel bedeutend teurer. Der Schulmeister bei St. Sebald hatte aber noch obendrein freien Tisch im Pfarrhof, allerdings ohne Getränk.

Was wunders Gott mit seiner Hand
Zu würcken pflegt/ in jedem Land/
Das wird gerhümt vnd hoch geprisen/
Als darob Gott sein macht bewisen.
Num sich dich jetzt ein wenig vmb/
Vnd merck auch/ lieber Leser frumm/

Was hie zu Hall in diser Statt/
Gott seltzam Wunder gschicket hat:
Allhie drey Schreiber wunderbar/
Dergleichen kaum gesehen war/
So lang die weite Welt gestanden/
Keim Menschen kommen sind zu handen/

Die haben all drey nur zwo Händ/
Schreiben doch fertig vnd behend.
Den zweyen hat das vnglück gnommen
Die lincken Händ/ hab ich vernommen/
In eim Scharmützel durch das Schwert/
Wie solchs offt gschicht on als geferdt.

Extollunt alij, patrias quæ mira per oras
Munera mirificus contulit ipse Deus.
En res mira tibi, totum vix visa per orbem:
Laudatur Scribis nobilis Hala tribus:
His partim casus, partim fortuna sinistras
Abstulit: huic genitrix brachia neutra dedit.

Ambo pares primi dextris: feliciter ambo
Describunt caussas Rustica turba tuas.
Cetera dissimiles: virtutibus, artibus, annis,
Officijs. Curæ est huic Schola, & huic lituus.
Qui minor est annis, qui primus in ordine, sculpsit
Effigiem hanc; læva nil operante manu.

Tertius hos superat. Dictu, & mirabile visu:
Quod manus ipsa negat, pes facit officium.
Vidit eum Cæsar: Ludovicus & accola Rheni;
Augustus Saxo; magnanimiq; Duces.
Et plures alij Scribis, an non memorandum:
Quod tantùm geminæ sint tribus hisce manus.

Der erst/ so dise ordnung fürt/
Helt teutsche Schul/ wie sichs gebürt/
Derselb hat dises Werck gemacht/
Zu Gottes ehr vnd lob volbracht.
Die Bauren suchen bey jm rath/
Sein schreiben jn offt hülffe that.

Der ander ist sehr wol bedagt/
Schrifftlich zu dienen keim versagt.
Wie solchs die Advocaten thon/
Darumb sie nemen jren lohn.
Wenn jm kein schreiben ist im laun/
Bläst er zur kurtzweil die Posaun.

Der dritt ein mercklich wunder ist/
Vnd doch darbey ein frommer Christ.
Der ist ohn Arm von Mutter leib
Geboren: mit den Füssen schreib.
Wie solches Kayserlich Maiestat/
Vnd mancher Fürst gesehen hat.

Beschluß.



Auß disem allem wird man gwar/
Wie Gottes gab seind wunderbar.
Für welch jm billich gdanckt soll werden
Von menniglich auff diser Erden.
Biß daß wir in volkommen gleich
Dort werden loben ewigleich. Amen.



Wilhelm Boß/ Burger
vnd Teutscher Schulmeister/
zu S. Hall.

Abb. 53. Flugblatt des deutschen Schulmeisters Wilhelm Boß über 3 Schreiber in Schwäbisch Hall, von denen der eine (er selbst) deutsche Schule hält. 1582. Nürnberg, Germanisches Museum.

Bescheidener gestalteten sich die Einkünfte der Schulmeister bei den übrigen Kirchen. Zwar der Spitaler, der 60 zahlende Schüler hatte und von der Kirche 8 fl. festen Gehalt bezog, behielt nach Abzug der im ganzen $8^1/_4$ fl., die er seinen Gehilfen zu zahlen hatte, für sich noch 18 fl. übrig und hatte außerdem freien Tisch mit Bier. Am Kloster zu St. Ägidien behielt der Schulmeister bei 45 zahlenden Schülern „Eynnemens über Außgeben" 9 fl. — ein Kantor und ein Lokat bezogen zusammen 6 fl. — und hatte den Tisch vom Abt, ohne Getränk. Am schlimmsten war der Schulmeister bei St. Lorenzen dran. Er hatte zwar auch wie der Sebalder 70 zahlende Schüler und von Vigilien und Jahrtägen wenigstens 50 Pfund, bezog aber nichts von der Kirche, und da er einen Kantor, drei Baccalarien und einen Lokaten mit zusammen jährlich 17 fl. zu besolden hatte, so blieben ihm selbst nur $5^1/_2$ fl. übrig. Den Tisch hatte auch er ohne Getränk. Übrigens darf nicht vergessen werden, daß der Schulmeister in allen Fällen freie Wohnung hatte.

Der Nürnberger Rat forderte nun 1485 die geistlichen Behörden, den Pfarrer von St. Lorenz, den Abt von St. Ägidien und das Heil. Geistspital auf, „sich in die Besserung des Solds ihrer Schulmeister zu geben". Außerdem nahm er noch folgende Neuerungen vor. Fortan sollten alle Jahre zwölf Mäß Holz aus dem Stadtwald an die drei Schulen zu St. Sebald, St. Lorenz und ans Spital zur Heizung abgegeben werden. Das Schulgeld wurde für jeden zahlenden Schüler auf 25 Pfennig jeden Quatember, im Jahr also auf 100 Pfennig (gegen 60 Pfennig früher) festgesetzt, dafür kamen alle anderen Accidenzien als Licht-, Fenster-, Neujahrsgeld u. s. w. in Fortfall, wenigstens sollte niemand schuldig sein, sie zu zahlen. Die pauperes sollten jede Woche einen Pfennig, also im Jahr 52 Pfennig zahlen.

Nicht überall hatten die Lehrer eine, wenn auch noch so geringe, feste Besoldung. Wohl aber gab es fast stets ein Schulgeld, dessen Höhe verschieden bemessen war. Ein sehr gewöhnlicher Satz in den süddeutschen Städten war 15 Pfennig vierteljährlich, dazu kam noch ein bescheidener Zehrpfennig für den Lokaten. Der Arme zahlte meist nur die Hälfte, oft auch garnichts.

Außer dem Schulgeld waren die Schüler meist noch zu einer großen Menge kleinerer Leistungen verpflichtet, die großenteils in Naturalabgaben bestanden, wie dies ja auch in einer Zeit der noch unentwickelten Geldwirtschaft erklärlich ist. Zur Heizung des Schulzimmers mußte fast überall jeder Schüler während der schlechten Jahreszeit täglich ein oder zwei Scheit Holz in die Schule mitbringen. Wer sich Liebkind machen wollte, trug sein Holz natürlich sehr „förderlich", so daß der Schulmeister auch wohl seine eigene Stube damit heizen konnte, was eigentlich nicht sein sollte. Dafür wurde es ihm wohl ausdrücklich gestattet, die Asche aus dem Ofen des Schulzimmers für sich zu nehmen. Statt täglich Holz zu schleppen, konnten die Schüler auch ein paar Pfennige oder Groschen als sog. Holzgeld oder Holzpfennig zahlen. Dazu kam wohl noch der Einheizpfennig für den Calefaktor oder Custos. Meist war das ein armer Schüler; Thomas Platter versah dies Amt bei dem von ihm hochverehrten Lehrer Myconius in Zürich. Da es ihm oft an Holz gebrach, machte er sich kein Gewissen daraus, solches in der Nacht zu stehlen. Eines kalten Wintermorgens hatte er nicht ein Scheit mehr, da entwendete er heimlich einen in Holz geschnitzten Johannes vom Kirchenaltar und schob ihn in den Ofen. Myconius freute sich nachher während des Unterrichts der Wärme und sprach zu ihm lobend: „Custos, du hast heute gut Holz gehabt". Während der Messe aber hörte Platter, wie ein „Pfaffe" zum andern sagte: „Du lutherischer Schelm, du hast mir meinen Johannes gestohlen". Platter hätte für diese Kirchenschändung damals wohl sein Leben verbüßt gehabt, er war aber schon etwas angesteckt von der Lehre Zwinglis, der die Bilder der Heiligen als Götzenbilder verdammte.

Von der Beleuchtung wurde schon oben gesprochen. Es war nicht gerade sehr würdig, daß der Lehrer die Lichtstummel behalten durfte. Zu Mariä Lichtmeß mußte jeder Schüler ein oder zwei Kerzen für den Schulmeister mitbringen, die in der Regel aber erst in der Kirche zur Festmesse oder bei der Prozession brennen mußten. Ganz allgemein verbreitet war die Sitte des Neujahrsgeldes, das die Schüler entweder selbst in die

Schule brachten oder das wohl auch der Schulmeister mit den Schülern oder diese allein, oft meilenweit in der Runde von Haus zu Haus herumsingend, erbetteln mußten. Zu Martini gab jeder Schüler vielerorten dem Schulmeister eine Maß Landwein oder eine Gans, zu Fastnacht ein Fastnachtshuhn, zu Ostern Eier. Dazu kamen Jahrmarkts- und Kirchweih-, in Norddeutschland Kirmesgelder, der Fensterpfennig zum Ausbessern zerbrochener Fensterscheiben, Ablaß- und Beichtgelder, Badegelder u. s. w. Sehr oft kommt das sog. Anhebegeld vor, das gezahlt wurde, wenn ein Schüler sich seine Bücher selber kaufte und sie nicht vom Schulmeister oder Lokaten bezog, wie es die Regel war. Bücher waren damals teuer. Der Schulmeister schrieb sie wohl meist selber ab, ein ganzer Text des Alexander oder des Donat kostete in Bautzen 1418 eine halbe Mark (Silbers), das sind etwa 80 Groschen oder 4 Gulden. Auch für andere, nicht nur Schüler, Bücher abzuschreiben, war ein nicht seltener Nebenverdienst der Lehrer. Gar seltsam berührt es uns, daß die Schüler vielfach verpflichtet waren, dem Lehrer Kirschenkerne — womöglich aufgeklopft — abzuliefern, die älteren bis zu 6 Pfund, die kleineren etwa nur 3 Pfund, oder dafür ein paar Pfennige als Kerngeld zahlen mußten. In Bautzen findet sich 1418 die Bestimmung, jedes wohlhabende Kind solle seinem Lokator (so!) von seinem Frühstücksbrot die Hälfte oder dafür ein Geldstück geben. In Frankfurt a. O. mußten umgekehrt die armen Schüler, die kein Schulgeld zahlten, mit dem „Gesellen" (dem Lokaten) ihr Prandium (Frühstück) teilen. Wie mußte dadurch das Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler erniedrigt werden. Man glaubt es zu sehen, wie der kärglich bezahlte, oft vielleicht Hunger leidende Schulmeistergehilfe oder wohl gar der würdige Herr Rektor selbst nach der Hand des wohlhabenderen Schulkindes hinschielte, ob sich nicht dieselbe zur Darreichung eines Groschens oder wenigstens ein paar blanker Pfennige öffnen würde. Wie mag da dem Reichen so manches nachgesehen, wie mag dafür der Arme um so kräftiger verprügelt worden sein. Kam es doch sogar vor, daß der Schulmeister sich dazu herbeiließ, seinen Schülern um Geld einen freien Tag zu geben. Gewiß gab es damals so gut wie heute uneigennützige, ihren Beruf in idealem Sinne auffassende Lehrer, denen ihre Schüler denn auch zeitlebens ein dankbares Andenken bewahrten. Wir haben schon von solchen erzählen hören. Der Mehrzahl aber war wohl wie vielen Menschen ihr Beruf nichts weiter als eine Brotquelle. Und wenn dieselbe so spärlich floß, war es zu verwundern, daß ein armer Teufel von Schullehrer auf die nun einmal üblichen außerordentlichen Einnahmen selbst in unwürdiger Weise erpicht war, „freiwillige Schenck" in pflichtmäßige zu verwandeln und neue einzuführen suchte?

Oft gewiß mehr als was die Schule eintrug, bekam der Schulmeister von Hochzeiten und Leichen, von Vigilien und Jahrtägen. Manchmal bezog er einen festen Gehalt von der Kirchenverwaltung, oder es wurde ihm eine Pfründe zu teil. Letzterem begegnen wir aber nur selten. Das kommt daher, daß der Schulmeister im späteren Mittelalter im allgemeinen kein Geistlicher war. Es gab sogar Klöster, die einen Laien als Lehrer anstellten. An den städtischen Schulen dürfte dies die Regel gewesen sein. Viele Lehrer waren denn auch verheiratet. Manche hielten auch Wirtschaft oder Zehrung „auf der Schule", was wir wiederholt verboten finden. Gewiß nicht ohne Grund, denn wenn Wein oder Bier verschenkt wurde, kam es zu Würfelspiel und anderen Ausschreitungen. Oft freilich wird es ohne Wirtschaft nicht gut abgegangen sein, da nämlich, wo der Rektor fremde Schüler bei sich wohnen hatte.

Wenn der Lehrer nun auch im allgemeinen kein Geistlicher war, sein Leben, seine ganze Stellung hatte doch einen stark geistlichen Anstrich. Er hatte wohl die niederen Weihen empfangen; er lebte auch wohl meist im Cölibat: so konnte er hoffen, dermaleinst eine Pfründe, eine Vikarie oder Pfarrei zu erlangen. Als Junggeselle hatte er oft seinen Tisch beim Pfarrer. Häufig wurden diese Mahlzeiten nur ausnahmsweise gewährt, so an Festtagen. Dazu kam wohl noch an einigen heiligen Abenden, d. h. den Abenden vor einem Feste, ein Bad und danach eine Kollation, eine Abendmahlzeit. Die Stellung des Schulmeisters an solch einem gemeinsamen Tisch im Pfarrhof war verschieden. In Görlitz

sollte der Pfarrer ihn über die anderen Kapläne zunächst dem Prediger setzen (1446), in Gerolzhofen (1445) mußte der Schulmeister des Pfarrers Tisch decken und ihm, „ob er anders des geheißen wird", den Wein aus dem Keller holen. In Altenburg bestimmten die Deutschritter, daß „der Rektor (protoscholasticus) und der Kantor auf dem Schlosse die Kost aus der Amtleute Schüsseln und jeglicher auf den Abend alle Tage eine Kanne durfte er überhaupt nicht in ein „offen Weinhaus" gehen. Letzteres Verbot wurde später zurückgenommen, da man sich zu dem Schulmeister versah, er würde sich darin ziemlich benehmen. Als Bezeichnung des Lehrers findet sich „wolgelehrt und ehrsam", auch wohl „verständig". In Marburg begegnet im Jahre 1302 ein Schulmeister als Schöffe. Anderswo wieder rangieren die Lehrer unter den niederen Stadtbeamten, wie

Bier zum Schlaftrunk und ein paar Lichter erhalten sollten". Es ist mehr die allgemeine Rückständigkeit der wirtschaftlichen Kultur, die eine solche Bestimmung, die uns erniedrigend erscheint, hervorruft. In den Augen der damaligen Welt war sie es kaum. So auch nicht die Memminger Bestimmung, wonach der Schulmeister einmal jährlich vom Rate ein Rindfleisch — wieviel ist nicht gesagt — bekommen sollte, „ob er das verdient". Wenn es hier ausdrücklich heißt (1424): Die Schenkung steht beim Rate, so ist das auch nichts schlimmeres als die Anstellung auf Widerruf, die wir bei den meisten Ämtern des Mittelalters finden. Der Lehrer war natürlich auch bezüglich seines ganzen Verhaltens den Vorschriften seines Brotherren, also etwa des Stadtrats unterworfen. Doch nicht nur gemeine „Tabernen" und andere anrüchige Stätten und unziemliche Spiele, wie Würfel- und Kartenspiele, wurden ihm und seinen Gesellen verboten, in Memmingen



Abb. 54. Bilder für den Anschauungsunterricht über die Worte: mager, wissend, subtil, feist, grob. Holzschn. aus: Ars memorativa. Augsburg, Anton Sorg, um 1475.

z. B. in München nach den Kornmessern. Trotzdem war die Stellung des Rektors einer Lateinschule sicherlich eine durchaus ehrenvolle, zumal wenn er ein tüchtiger Mann war. In geringerer Achtung standen die Gehilfen des Schulmeisters, oft freilich nicht unverdient.

Nun noch ein paar Worte von der mittelalterlichen Dorfschule. Wir wissen darüber blutwenig. So viel steht jedenfalls fest, daß ebenso wie in den Städten, so auch auf dem Lande ein Schulzwang nicht bestanden hat. Die gelegentlichen urkundlichen Erwähnungen von Dorfschulmeistern und -Schulhäusern schon im 14. und 15. Jahrhundert lassen aber darauf schließen, daß sich doch mehr als ein Pfarrer auf dem Lande des Unterrichts der ihm anvertrauten Kinder annahm. Meist war es aber wohl nicht der Pfarrer selbst, sondern sein Gehilfe, der die Dienste eines Kantors, Ministranten, Kampanators (Glöckners) und Schulmeisters zugleich versah. Es war dies wohl oft, wie der Lokatus an größeren Schulen, ein in den niederen Weihen stecken gebliebener Kleriker, auch wohl ein vagierender Student, wie daraus hervorgeht, daß dergleichen leichtfertige Subjekte anzunehmen den Pfarrern wiederholt verboten wurde. Für den Unterricht kam wohl nur der Gesang und die Erlernung eines geringen religiösen Memorierstoffes in Frage, an dem zugleich Lesen und Schreiben geübt wurde. Trotzdem wuchsen die meisten Kinder der Armen in der Stadt wie auf dem Lande als „Laienknaben" auf: so nämlich findet man die illitterati im Gegensatz zu den „gelehrten" Schulkindern bezeichnet.

Dagegen pflegte ein verhältnismäßig recht guter Unterricht den Mädchen zuteil zu werden, allerdings nur den Töchtern der vornehmeren Stände oder der besser gestellten Bürger. Dies gilt schon vom frühen Mittelalter. Teils privatim, teils in Nonnenklöstern erzogen, lernten sie meist lesen und schreiben und erlangten auch nicht selten eine gewisse Kenntnis des Lateinischen, die sie zum Lesen des Psalters und anderer geistlicher Erbauungsbücher befähigte. Mehr freilich mögen noch die deutschen Übersetzungen heiliger Schriften, die seit dem 9. Jahrhundert immer häufiger wurden, und mehr noch als diese bald die Lieder und Epen der Minnesänger den Ritterfrauen und -Fräulein willkommen gewesen sein. Fürstliche Frauen besaßen nicht selten eine geradezu gelehrte Bildung, bekannt ist die schöne, aber strenge Herzogin Hedwig aus Scheffels Ekkehard.

In den Städten zumal des späteren Mittelalters wurden die Mädchen weniger in Klöstern als vielmehr von Privatlehrerinnen unterrichtet, den deutschen Lehr- oder Schulfrauen (auch Lehr- oder Schulmeisterinnen und wohl gar rectrices genannt), die ebenso wie die deutschen Schulmeister eine offene Schule hielten. Sehr häufig finden wir beide miteinander vereinigt und dann wohl auch verheiratet, was gelegentlich geradezu verlangt wurde. Wo die Mädchen zu einem Schulmeister ohne Frau gingen, da forderte man wohl, daß er sie in einem besonderen Zimmer, getrennt von den Knaben, halten solle und daß sie auch nicht gleichzeitig mit den Knaben zu und von der Schule kommen dürften. Auch öffentliche, von der Stadt unterhaltene Mädchenschulen finden sich, so in Memmingen (schon 1400), in Venloo (1457) und anderswo. An manchen Orten, wie in Emmerich, in Siegen, wurden die „großen" Schulen, die Lateinschulen, wohl auch von Mädchen besucht, wie es andererseits vorkam, daß Knaben zu den Lehrfrauen geschickt und von diesen zusammen mit den Mädchen unterrichtet wurden. Über die Erfolge der Mädchenerziehung — das nebenstehende Bild stammt erst aus späterer Zeit — belehren uns des öfteren Briefe von Frauen oder jungen Mädchen, wie die der elfjährigen Cordula Tucherin in Nürnberg (1517), die der „höheren Tochter alle Ehre machen".

Das Mittelalter ging zu Ende. Wenn irgendwo, so äußerten auf dem Gebiet des Unterrichtswesens die beiden großen Mächte der neuen Zeit, Humanismus und Reformation, ihren umgestaltenden Einfluß. Allerdings ging diese Umgestaltung nur sehr langsam vor sich. Sie begann mit der Abhaltung humanistischer Vorlesungen an einzelnen Universitäten seit der Mitte des 15. Jahrhunderts, der die Errichtung einer Reihe fester Lehrstühle für Poesie und Eloquenz folgte. Ernstliche Reformen wurden erst um die Wende des zweiten Jahrzehnts des 16. Jahrhunderts vorgenommen, meistens unter thätiger Mitwirkung der regierenden Fürsten. So 1519



Abb. 55. Mädchenschule im 17. Jahrhundert. Kpfr. von Abraham de Bosse (1605—1678). Nagler, Bd. II, S. 72.

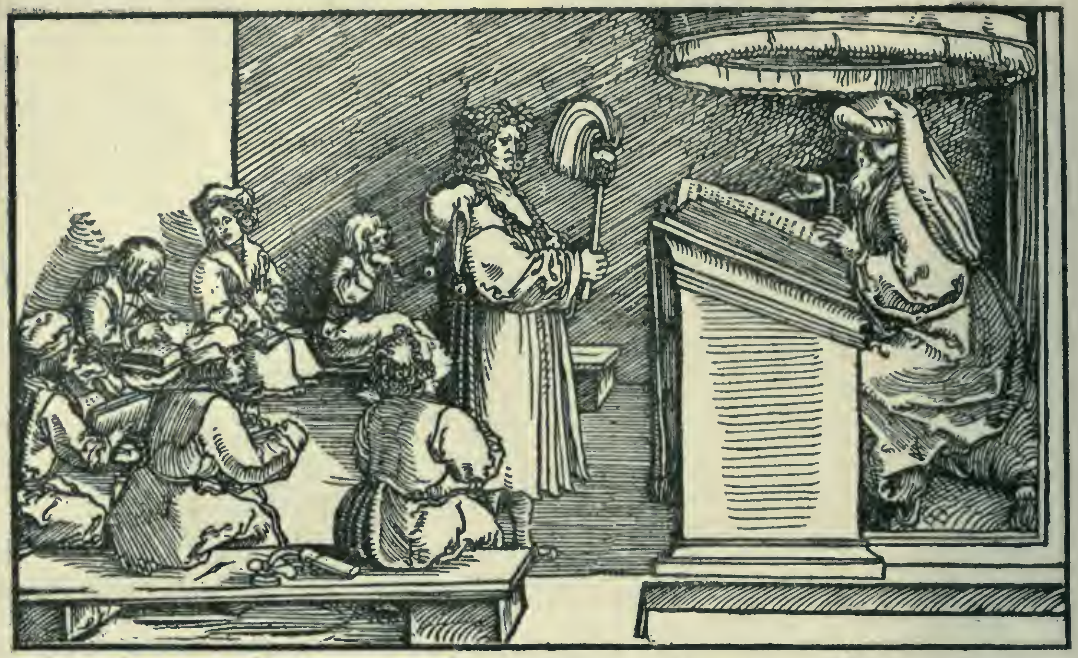


Abb. 56. Der ungelehrige Schüler, angedeutet durch die Gugel mit Eselsohren und Schellen und durch einen Fliegenwedel in der Hand. Holzschnitt vom Meister des Trostspiegels aus: Petrarca, Trostspiegel. Augsburg, Steyner, 1539.

in Erfurt, Leipzig und Ingolstadt (hier durch Johann Eck), 1521 in Rostock, 1522 in Heidelberg. In Wittenberg hielt Melanchthon, seinem unscheinbaren Äußern nach fast noch ein Knabe, am 29. August 1518 seine Antrittsrede über die Verbesserung der Studien. Aber während hier bei der hochgehenden Begeisterung für die neuen Studien die „unsinnigen", alten scholastischen Lektionen und Disputationen von selber eingingen, wurde noch 1522 in den reformierten Statuten der artistischen Fakultät in Köln für den philosophischen Unterricht das humanistische Latein ausdrücklich verboten. Man wollte nicht diese „gesuchte und gedrechselte" Sprache: das ungezwungene, gewöhnliche Latein, wie es ehedem allein herrschend war, sollte zumal bei Disputationen und Prüfungen beibehalten werden. Doch wäre auch das neue Latein zuzulassen, aber nach ordentlichen und ehrbaren Mustern, Cicero und Virgil, nicht nach den leichtfertigen und unzüchtigen Dichtern, welche „die Gemüter berücken und durch die Gewalt ihrer Zaubersprüche die Menschen töten". Darf man sich über ein solches Verlangen für die Jugend so sehr wundern? Horaz, Ovid, Terenz, Plautus, keusche Federn haben sie gerade nicht geführt.

Anfangs langsamer, dann entschieden rascher bürgerte sich die neue Richtung an den Schulen ein. Humanistische Privatlehrer, zum Teil Italiener, gab es schon seit etwa 1450 an Fürstenhöfen, an den Schulen kam die Poesie und Eloquenz der Alten erst in den letzten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts ganz allmählich in Aufnahme. In Norddeutschland ist hier besonders Deventer zu nennen, wo Alexander Hegius, von Geburt ein Westfale, von 1474 bis 1498 eine vielbesuchte und weithin berühmte Schule leitete. Er war erst in ziemlich vorgerückten Jahren dem Humanismus gewonnen worden, daher er denn auch, wenn er ältere Jünglinge zum Lernen aneiferte, zu sagen pflegte: „Sehet mich an, ich bin noch als vierzigjähriger Mann und längst Magister der freien Künste zu dem zehn Jahre jüngeren Agricola in die Schule gegangen, um mich in der neuen Litteratur unterrichten zu lassen". Neben Deventer waren Zwolle und Lüttich — hier leiteten die Brüder vom gemeinsamen Leben, die Hieronymianer, eine Schule — Münster (wo



Abb. 57. Szene aus dem Schauspiel Eunuchus von Terenz. Holzschnitt aus: Terentius, Comoediae. Straßburg, Grüninger, 1496.

Murmellius lehrte), Emmerich u. s. w. humanistische Pflanzstätten für das niedere Deutschland.

Aber auch Süddeutschland blieb nicht zurück. Wir haben schon oben eine Nürnberger Schulordnung aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts angezogen, die den Terenz als Schullektüre empfiehlt. Dieselbe Ordnung schreibt weiter vor, daß an Sonn- und Feiertagen frühe vor der Messe und unter der Frühpredigt eine Epistel des Aeneas Sylvius, des Gasparino da Barzizza, zweier hervorragender italienischer Vertreter des Humanismus, oder etwas anderes dergleichen mit Kreide an die Tafel geschrieben, exponiert und verdeutscht werden solle. Endlich sollte auch „geschickten", d. h. fähigeren und vorgerückteren Schülern außer ihren vier ordentlichen Stunden „ain sunder actus in arte humanitatis oder in leichten Episteln als Enee Siluij, dergleichen oder sunst ichtzit anders ye zu zeiten, so sich das leyden mag, gehalten werden". Im Jahre 1509 wurde bestimmt, daß in den zwei Pfarrschulen (St. Sebald und St. Lorenz) an zwei besonderen Stätten oder „loca" Vor- und Nachmittags je eine Stunde die Knaben in der „neuen regulierten grammatica vnd poesie oder arte oratoria" unterwiesen werden sollten. Dafür wurde ein jeder Schulmeister um 20 fl. jährlich „gebessert". Daneben sollten aber auch die anderen „lectiones" nach wie vor ihren Fortgang haben. Wir sehen daraus, wie lange Zeit das Neue neben dem Alten einherlief, so befremdlich es uns erscheinen will, daß das Lateinische damals gewissermaßen als zwei Sprachen, nämlich als altgewohnte mittelalterliche und als moderne oder vielmehr klassisch-antike gelehrt wurde. Indessen mit den humanistisch gebildeten Lehrern zog auch das verbesserte Latein überall ein und mit ihm eine Menge moderner Grammatiken, lateinischer Gesprächs- und anderer Lehrbücher, die allmählich den Alexander, zuerst nur seine Kommente, dann ihn selbst, die alten Texte des Aristoteles u. s. w. verdrängten. Manchmal ging die Anregung dazu von den Schülern (oder ihren Eltern) selbst aus; so in Ulm, wo seit 1500 der Schulmeister „uff der schuler gmain beger vnd bit" eine Stunde in grammatica, d. h. in der neuen, verbesserten „exerzierte". Von „Poeten" wurden Virgil, Plautus, Terenz, Boethius, Sedulius gelesen. Die Stadtbehörde legte den Schülern dafür eine ganz besondere Aufmerksamkeit ans Herz. Die Ulmer Schule hatte denn auch damals einen großen Ruf. Anderswo war man be-



Abb. 58. Unterricht des späteren Kaisers Maximilian I. Holzschnitt von Leonhard Beck aus dem Weißkunig.

scheidener. So wurde 1512 in Nördlingen zwar Terenz gelesen, aber die „hohen Poeten" sollten den Universitäten gelassen werden. Dem Humanismus kam auch die sich mehr und mehr ausbreitende Kunst des Buchdrucks allmählich zu statten. Indes dauerte es doch noch recht lange, bis gedruckte Bücher in den Schulen die alten Handschriften verdrängten und das Nachschreiben der in ganzen Stücken an der Tafel vorgeschriebenen Autoren unnötig machten. Noch im zweiten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts hatte in der Schule zu St. Elisabeth in Breslau nur der Schulmeister einen gedruckten Terenz. Bald drang neben dem gereinigten Latein auch das Griechische in die Schulen wie in die Universitäten. Natürlich war es hier anfangs noch schwieriger, sich die

nötigen Texte zu beschaffen. Es pflegten daher die Professoren die griechischen Autoren, die sie interpretierten, oder auch nur Teile daraus für ihre Zuhörer drucken zu lassen. Das kam noch im 18. Jahrhundert vor. Daneben schrieben sich immer noch Studenten und Schüler die Texte ab, was ja auch zugleich recht lehrreich war.

Daß sich der Humanismus nur langsam in den Schulen festsetzte, lag an der erbitterten Feindschaft, die zwischen seinen Anhängern und den Verteidigern der mittelalterlichen Wissenschaft, der Scholastik und des ganzen scholastischen Lehrbetriebes, bestand. Wir können hier nicht näher darauf eingehen und verweisen unsere Leser deshalb auf unsern „Gelehrten". Die Gegnerschaft der Alten hatte namentlich in den süddeutschen Städten zur Folge, daß die Freunde des Neuen, anstatt die bestehenden Schulen mit dem modernen Geiste zu erfüllen, es vorzogen, selbständige humanistische Schulen zu gründen. Diese größtenteils privaten, in der Regel aber von der Obrigkeit unterstützten sog. „Poetenschulen" sind nach kurzer Blüte fast alle wieder eingegangen. Ein sehr interessantes Beispiel bietet Nürnberg. Hier richtete der Rat selbst 1496 eine Poetenschule ein, als deren Lehrer, „pro communi philosopho gemeiner Stadt", wie es in dem Ratsbeschluß heißt, Heinrich Grieninger mit einem Gehalt von 100 fl. Rh., wozu noch das Schulgeld kam, angestellt wurde. Die Anhänger der alten Richtung waren außer sich. Namentlich die Predigermönche schmähten auf offener Kanzel wider den „Poeten", so daß der Rat sich ernstlich ins Mittel legen mußte. Dazu kam der Brotneid der Rektoren der alten Pfarrschulen, die sich durch die neue Schule in ihren Einkünften beeinträchtigt sahen. Die gegenseitige Erbitterung führte 1503 zu den ärgerlichsten Auftritten. Grieningers Schüler hatten die Pfarrschüler von St. Sebald in ihre Schule gezogen und verhauen. Der Kantor, des Rektors Gehilfe, wollte deshalb den „Poeten" zur Rede stellen. Des Poeten Jungmeister (Lokatus) aber zog ein Messer hervor und stach damit dreimal nach dem Kantor, so daß dieser weichen mußte. Mittlerweile kamen aber die Bachanten, die älteren Schüler der Sebalder Schule, herbei, schleppten den Jungmeister in ihre Schule, wo ihn der Rektor festhalten ließ und so jämmerlich verprügelte, daß fünf Gerten dabei in Stücke gingen. Der Rat schritt mit Strenge gegen die Übelthäter ein. Die Schüler, die sich an der Gewaltthat beteiligt hatten, wurden jeder einen Tag „auf den Turm" gestraft, dem jungen Lokatus hielt man eine „sträfliche" Rede, der rohe Schulmeister aber wurde aus der Stadt gewiesen und ein neuer an seiner Stelle gewählt.

Die Poetenschule in Nürnberg wurde 1509 aufgelöst. Statt dessen wurden die obenerwähnten humanistischen Lektionen eingerichtet. Durch die Berufung des Cochläus an die Lorenzer Pfarrschule (1510) erhielt die neue Richtung in Nürnberg völlig die Oberhand. Cochläus hatte übrigens jetzt als Rektor von St. Lorenz kein geringes Einkommen. Er bezog nach Abzug aller Unkosten ein Gehalt von 100 fl. und hatte obendrein noch Kost und Wohnung frei.

Nun schien es aber eine Zeit lang, als ob der Humanismus durch die Gewalt der Reformationsbewegung völlig zu Grunde gerichtet werden würde. Die religiösen Kämpfe nahmen alles Sinnen und Trachten gefangen. Wer kümmerte sich jetzt um die Verse und schön stilisierten Reden der „Poeten". Oder gar um das Griechische! Melanchthon hatte 1524 in einer Vorlesung über Demosthenes nur vier Zuhörer. Die Anschläge über seine Vorlesungen enthalten rührende Klagen. So 1531: Wie einst Homer, so gehe auch er betteln, nämlich nach Zuhörern. Und 1534: „Morgen beginne ich die Interpretation der Antigone. Eine Ermahnung mag ich nicht hinzufügen, denn bei diesen Barbarengemütern wäre sie doch vergeblich". Wie das Bildungsstreben war auch die Frequenz auf Schulen und Universitäten zeitweilig in erschrecklichem Niedergange begriffen. Der Besuch selbst der Wittenberger Universität, der auf Luthers erstes Auftreten hin ungemein zugenommen hatte, sank seit 1522 unaufhaltsam. Andere Universitäten litten noch mehr, und es gab solche, die wie Wien, Rostock, Erfurt — Erfurt die alma mater so vieler Gelehrten, jetzt eine jammervolle Ruine, wie Justus Jonas 1538 klagt — beinahe, und eine, Basel, die, wenigstens zeitweise, ganz eingingen.



Abb. 59. Bildnis des Erasmus (1467—1536) aus dem Jahre 1522. Baseler Holzschnitt.

früh aus der Schule zu nehmen und sie bei Zeiten etwa ein Handwerk oder die Kaufmannschaft erlernen zu lassen? Und wer konnte denn Vertrauen auf den dauernden Bestand der neuen Verhältnisse haben? War es nicht sogar gefährlich, sein Kind geistlich werden zu lassen, da der religiöse Haß der Parteien vor allem die Geistlichen traf, sie mit Landesausweisung und selbst mit Lebensgefahr bedrohte? Erasmus, zu dem die jungen Leute nicht mehr pilgerten, durfte nicht ganz ohne Grund klagen: „Wo immer das Luthertum herrscht, da gehen die Wissenschaften zu Grunde".

Das hatte Luther allerdings nun ganz und gar nicht beabsichtigt. Einer gelegentlichen Wallung seines impulsiven Temperaments nachgebend, hatte er wohl einmal ein heftiges Wort gegen die Teufelshure, die Vernunft, gebraucht, wenn sie sich unterstehen wollte, an Gottes Wort zu drehen und zu deuteln. Es war aber nicht so gemeint. Die Geistesarmut, als in der Schrift geprieſen, im Leben zu verwirklichen und gegen Bildung und Gelehrsamkeit zu predigen, überließ er Karlstadt und den Wiedertäufern. Allerdings tobte sein Zorn heftig gegen den Aristoteles, diesen „verdammten, hochmütigen, schalkhaften Heiden", der in seinem bei alledem besten Buche, de anima, zu lehren wage, daß die Seele sterblich sei mit dem Körper. Aber schon 1520 wollte er wenigstens des Aristoteles Bücher von der Logica, Rhetorica und Poetica beibehalten wissen, allerdings ohne ihre weitschweifigen Kommentare. Sehr hübsch ist, wie er

Es war in der Hauptsache ein aus der Kirchenbewegung sich ergebender materieller Grund, der Rückgang des geistlichen Standes an Ansehen und an Einkünften, der jenen Abfall von den Studien zur Folge hatte. Wenn es keine fetten Pfründen mehr gab, wenn die Bauern ihre Zehnten, die Bürger ihre Stolgebühren nicht mehr zahlen wollten, wenn sogar die Meinung laut wurde, namentlich von wiedertäuferischer Seite, man brauche überhaupt „keine Priester, Doctoren, Magister, Baccalaureos und Gelehrten mehr im geistlichen und weltlichen Regiment, könne man doch wohl deutsch die Bibel und Gottes Wort lernen, die genugsam seien zur Seeligkeit", thaten da einsichtige Eltern nicht besser daran, ihre Kinder schon

einmal die Dialektik und Rhetorik einander gegenübergestellt: „Dialektika ist eine hohe Kunst, redet einfältig, schlecht und gerecht, als wenn ich sage: ‚Gib mir zu trinken'. Rhetorika aber schmückts und spricht: ‚Gib mir des lieblichen Safts im Keller, das fein krause stehet und die Leute fröhlich macht'".

Im Jahre 1524 ließ Luther seine berühmte Schrift „An die Ratsherren aller Städte deutsches Lands, daß sie christliche Schulen aufrichten und halten sollen", hinausgehen. Darin betonte er aufs entschiedenste die Notwendigkeit eines gelehrten Unterrichts, sowohl um der Religion wie um des weltlichen Regiments willen. Vor allem verlangte er die Pflege der drei Sprachen, natürlich an den besten Schriftstellern, Latein, Griechisch und Hebräisch, denn ohne die beiden letzteren könne das Wort Gottes nicht richtig verstanden werden. „Ja wie leid ist mir's jetzt", schrieb er, „daß ich nicht mehr Poeten und Historien gelesen habe und mich auch dieselben niemand gelehret. Habe dafür müssen lesen des Teufels Dreck, die Philosophen und Sophisten (die Scholastiker) mit großen Kosten, Arbeit und Schaden, daß ich genug habe daran auszufegen". Daneben sollten auch andere Fächer nicht vernachlässigt werden. „Wenn ich Kinder hätte", meint er, „und vermöcht's, sie müßten mir nicht allein die Sprachen und Historien hören, sondern auch singen und die Musica mit der ganzen Mathematica lernen".

Nun erhob sich aber die Frage, von wem die Pflege des gelehrten Unterrichts in Zukunft wohl verlangt werden möchte. Luthers Antwort lautet: von der weltlichen Obrigkeit. Gewiß hatte diese auch schon im Mittelalter für Schulen und Universitäten manches gethan, in der Hauptsache war es aber doch die Kirche gewesen, die ihre Hand über den gelehrten Studien gehalten. Ganz anders war nun aber das neue Prinzip des Protestantismus. Nachdem Luther das Joch des Papsttums und der Priesterherrschaft gebrochen, sah er sich nach einer Stütze um, auf die er seine neue Kirche gründen konnte. Der Kaiser versagte sich ihm, wer blieb ihm also übrig als die Landesherren, die Fürsten und Städte? Und wie sie ihm die Kirchen einrichten halfen, so forderte er jetzt dasselbe auch für die Schulen und Universitäten.

Der eigentliche Organisator des gelehrten Unterrichtswesens der neuen Kirche war Melanchthon, der „praeceptor Germaniae". Für alle Fächer verfaßte er Lehrbücher: lateinische und griechische Grammatiken, Kompendien der Rhetorik und Dialektik, der Ethik, Physik und Psychologie (auf Grund der Aristotelischen Schriften), außerdem erklärte er eine Menge klassischer Schriftsteller, edierte sie, übersetzte die Griechen ins Lateinische u. s. w. Ihm verdankt die neue protestantische Theologie — eine ungelehrte Theologie ist ihm eine Ilias malorum — ihre erste Dogmatik, die berühmten loci communes. Sein Leben lang hat er seine Kraft zwischen philologisch-philosophischen und theologischen Arbeiten geteilt. Schon seine ersten Vorlesungen in Wittenberg deuteten darauf hin, er las über Homer und den Titusbrief. Und wenn er oft auch sehnlichst zurückverlangte nach der ausschließlichen Beschäftigung mit den altklassischen Studien: Luther, der ihn als „von Gottes Gnaden" besonders reich begabt ansah, ließ nicht zu, daß er seinen theologischen Vorlesungen entsagte. Gepredigt aber hat Melanchthon nie, auch konnte er sich nicht dazu entschließen, die theologische Doktorwürde zu erwerben.

Wichtiger noch als durch seine Lehrbücher wurde Melanchthon durch seine praktische Thätigkeit für die Organisation der Universitäten und gelehrten Schulen. Wo es sie nur gab in protestantischen Landen oder wo solche neu errichtet wurden, überall begehrte man seinen Rat, mußte er womöglich den Lehrplan entwerfen und wohl gar persönlich bei der Einrichtung der Anstalt zugegen sein. Daß aber überall in seinem Geiste gelehrt wurde, dafür sorgte er durch die Heranbildung einer erstaunlichen Zahl zum Teil hervorragender Lehrer, die jeder protestantische Fürst und jede Stadtverwaltung auf seine gewissenhafte Empfehlung hin gern anzustellen bereit war. „Als er nach 42jähriger Wirksamkeit starb, da wird es nicht viele Städte im protestantischen Deutschland gegeben haben, in der nicht ein Lehrer oder Pfarrer den Tod seines Lehrers und vielleicht auch seines persönlichen Beraters und Leiters betrauerte" (Paulsen). Und immer noch hatte das Wort Geltung, das Luther, der wohl wußte, was



Abb. 60. Bildnis des Melanchthon (1497—1560). Holzschnitt von Lukas Cranach d. j. 1561. B. 153.

er an ihm besaß, schon zu seinen Lebzeiten gesprochen hatte: „Was wir irgend von Künsten und wahrer Philosophie wissen, das ist Philippi Werk. Er trägt zwar den geringen Magistertitel, übertrifft aber weit alle Doktoren".

Das Ziel nun alles gelehrten Unterrichts war bei Melanchthon, nach der sehr glücklichen Formulierung des Straßburger Rektors Johannes Sturm, „sapiens et eloquens pietas", also eine Frömmigkeit im Bunde mit Wissen und Eloquenz. Unter letzterer verstand er die „Fähigkeit des sprachrichtigen, logisch durchsichtigen und sachkundigen Vortrags, natürlich in der gelehrten Sprache". Diese Fähigkeit zu erlangen, muß vor allem die lateinische Sprache gründlich erlernt, die alte klassische Litteratur eifrig studiert werden. Eine nützliche Übung dafür ist das Versemachen. Von besonders hohem Wert ist ferner das Griechische, wegen der griechischen Autoren und des Neuen Testaments, für den Theologen auch die hebräische Sprache. Aber — und hierin kehrte Melanchthon wieder bis zu einem gewissen Grade zu der mittelalterlichen, scholastischen Methode zurück — die artes, die eigentlichen „Wissenschaften", sollten die Ergänzung und Krönung des sprachlich-humanistischen Unterrichts bilden. Niemand aber war mehr dazu berufen, sie zu lehren, als der zu Zeiten so geschmähte Aristoteles, freilich in verbesserten Übersetzungen, womöglich im griechischen Originale. Und nicht nur Rhetorik und Logik lernte man wieder an seiner Hand, sondern auch Physik und Metaphysik, und selbst für die Seelenlehre fand man in des Aristoteles Buch de anima — Luther muß doch nichts dagegen gehabt haben — den besten Führer.

Ganz im Sinne des Humanismus war es dann wieder, daß Melanchthon auch der Mathematik und Astronomie, die an den Universitäten des Mittelalters doch immer stark vernachlässigt worden waren, eine angesehenere Stellung einräumte. Die Musik kam auf den Universitäten nicht mehr in Frage. Aber die „Historie", für die Luther immer eine ganz besondere Vorliebe gehabt hatte, wurde an protestantischen Universitäten wenigstens insoweit berücksichtigt, als von eigens dazu angestellten Professoren klassische historische Schriftsteller, Livius, Caesar, Sueton erklärt wurden, ja auch wohl, wie z. B. von Melanchthon selbst, über eine neuere Chronik, die des Carion, „gelesen" zu werden pflegte. Im allgemeinen blieb das Studium der Geschichte, zumal der neueren, noch lange allein dem Privatfleiß überlassen. Weiter aber durfte sich niemand zu einer gelehrten Laufbahn berufen wähnen, der nicht über die Elemente der Kirchenlehre sich hätte ausweisen können. Der Baccalariandus wurde daraufhin geprüft. Denn pietas, verba, res, religiöses, sprachliches und sachliches, namentlich philosophisches Wissen machten die allgemeine gelehrte Bildung aus.

Diese setzte nun in den Stand, sich den eigentlichen Fachwissenschaften, die in den drei oberen Fakultäten gelehrt wurden, mit Nutzen hinzugeben. Gesetzlich fixiert waren die Vorbedingungen

dafür indessen nicht. Doch konnte der Jurist wenigstens eine gründliche Beherrschung der lateinischen Sprache nicht entbehren. Für den Mediziner wird jene allgemeine Bildung sogar die Regel gewesen sein. Ausdrücklich aber verlangten sie die Reformatoren von dem künftigen Pfarrer. Und es wird auch ohne gesetzliche Regelung kaum einen Studierenden der Theologie gegeben haben, der den philosophischen Kursus nicht wenigstens nominell durchgemacht hätte.

Die Krönung seines ganzen gelehrten Unterrichtssystems sah Melanchthon nicht anders als Luther in dem Studium der Theologie, der alle Wissenschaften zu dienen berufen waren. Auch darin also huldigt Melanchthon wieder der mittelalterlichen Anschauung. Aber er sagte: „Wenn wir nur theologische Studien treiben, fallen wir in die Barbarei zurück", und daran erkennen wir wieder den Humanisten.

Auch die Theologie erfuhr bei den Protestanten eine wesentliche Neugestaltung. War sie früher eine rationale oder philosophische, so wurde sie jetzt eine schriftmäßige oder philologische. Die Sentenzen des Petrus Lombardus wurden ausdrücklich abgeschafft. Dafür las man über die Bücher der Schrift und wohl auch über einige Kirchenväter, namentlich den Augustinus. Auch in der juristischen und medizinischen Fakultät ging man wieder mehr auf die unverfälschten klassischen Quellen zurück. Ein näheres Eingehen darauf müssen wir uns hier versagen.

Dem soeben geschilderten Lehrsystem entsprechend wurde nun das Studium an den protestantischen gelehrten Schulen und Universitäten seit etwa den dreißiger Jahren des 16. Jahrhunderts neu geregelt, teils durch Melanchthon selbst, teils durch seine Schüler, unter denen Joachim Camerarius wohl der thätigste war.

Auch das gelehrte Schulwesen in den katholisch gebliebenen Teilen unseres Vaterlandes wurde im Laufe des 16. Jahrhunderts humanistisch umgestaltet. Seit der Mitte dieses Jahrhunderts kam es allmählich, aber unaufhaltsam unter die Herrschaft oder wenigstens den bestimmenden Einfluß des bei allem Unsympathischen, das ihm anhaftet, doch bewunderungswürdigen Ordens der Jesuiten, dem die katholische Kirche nie genug dankbar sein kann. Denn er hat ihre schon überall im Wanken begriffene, nur auf die Defensive beschränkte Herrschaft in Deutschland aufs neue befestigt und in einer kräftigen, nachhaltigen Offensivbewegung zu einem großen Teile wieder hergestellt.

Die Jesuiten übten diesen Einfluß nicht zum wenigsten durch ihre Unterrichtsanstalten in ihren Kollegien, die sie an zahlreichen Orten gründeten. Diese mußten schon deshalb vor allen anderen Lehrinstituten einen großen Vorsprung haben, weil prinzipiell der Unterricht darin unentgeltlich erteilt wurde. Dies war ein Hauptgrund, daß zwischen den Universitäten und den auch sonst mit Mißtrauen, ja offenbarem Haß betrachteten, anfangs ja häufig als Fremde anderer Nationalität sich darstellenden Vätern so harte, langjährige Kämpfe stattfanden. Sie endeten überall mit dem Siege des Ordens, dem um die Wende des 16. Jahrhunderts wohl sämtliche theologische und philosophische Fakultäten der katholischen Universitäten übergeben waren. Häufig,



Abb. 61. Bildnis des Joachim Camerarius (1500—1574). Zeitgenössisches Kupfer.

Von zweyerley Studenten/vnd vnderscheyd ihrer beyden Geschickligkeiten.



Ecce libris onerat dives studiosus asellum' Quo pereunte eius ars quoq tota perit.

Multi saepe domum fatuum pro vate reportat' Et vacuos loculos et vacuum arte caput.

Mʜ. F.

MAn sagt/es waren zwen Studenten
Die grosse müh vnd fleiß anwendten/
Zu werden hochgelehrt in der Schrifft/
Damit sie kämen auff ein Stifft/
Doch warens an Verstand vngleich/
Auch einer arm/ der ander reich.
Als sie nun außgwest bey vier Jahrn/
Ihr meynung nach gelehrt gnug warn/
Zohen sie heim/der gmelt Reich hett/
Viel Bücher / die er laden thet/
Auff seinen Esel / doch in dem Weg/
Kamen sie zu eim hohen Steg/
Drab fiel der Esel vnd ertranck/
Verlohr alls mit/ob er sucht lang/
Welchs der Student bitterlich klagt/
Sein Mitgesell / fieng an vnd sagt:
Ey hab gedult/der Bücher wegen:
Ist dir so gar viel dran gelegen?
Der Reiche sprach: klag ich vmbsunst?
Ich hab all mein Arbeit vnd Kunst/
Einsmahls verlohrn: Da sprach der arm/
Ist ihm also / mich deinr erbarm:
O thörecht Mensch / warumb hast nit/
Die Kunst gelegt in dein Hertz mit?
Hettest sie nicht im Buch gelassen/
Sondern tieff im Hertzen thun fassen/
So hettest die nicht könnt verliehrn/
Als an dir nun mehr ist zuspührn:
Ich hab kein Buch dann mein Hertz ebn/
Drinn ist zumahl/ was Gott mir gebn.
Also geschicht eben heut noch/
Gemeinlich / vieln Gelehrten hoch/
Bey andern/ so auß Gottes Gabn/
Deß Geistes Lehr im Hertzen habn.
Dann all Bücher / vnd eußren dingn/
Zeigen auff Gott / deßn Wort durchdringn
Deß Hertzen grund/ Ja Seel vnd Geist/
Welchs Gottes lebendigs Wort heißt/
Zu vns gesandt/ der HErre Christ/
Ohn den all Schrifft verschlossen ist.

D. S.

Straßburg bey Jacob von der Heyden.

Abb. 62. Von zweierlei Arten zu studieren. Fliegendes Blatt aus dem 16. Jahrhundert. Ulm, Stadtbibliothek.

wie in Graz, Innsbruck, Trier, haben sich die Jesuitenkollegien auch selbständig zu Universitäten entwickelt. Charakteristisch ist es für die katholischen Gebiete, daß in ihnen vielfach nur halbe Universitäten, Lyceen mit philosophisch-theologischem Kursus gegründet wurden — Dillingen, Augsburg, Bamberg, Osnabrück, Hildesheim u. s. w. —, die sich nur selten zu einer vollständig besetzten hohen Schule entwickelten.

Das Ziel des Unterrichts war bei den Jesuiten mutatis mutandis nahezu dasselbe wie das der protestantischen gelehrten Schulen. Auch bei ihnen bestand es in Wohlredenheit, natürlich in der gelehrten Sprache, geschöpft aus dem Studium der Klassiker, in einem bestimmten philosophischen Wissen, zumeist aus dem Aristoteles gewonnen, und in Frömmigkeit, d. h. in der Belebung des kirchlichen Sinnes und einer gewissen Kenntnis der Glaubenslehre, also auch hier sapiens et eloquens pietas. Auch bei den Jesuiten war die Einübung des Formalen im Sinne des Humanismus die Hauptsache. Dagegen ist der wiedergefestigte theologische Kursus von den humanistischen Tendenzen weniger berührt worden. Hier herrschte die scholastische Theologie des h. Thomas.

Im Folgenden handeln wir zunächst hauptsächlich von den protestantischen Universitäten.

Der neue Territorialstaat machte sich auch dadurch bemerkbar, daß er die Freizügigkeit der Studierenden zu beschränken suchte. In der Hauptsache waren es fiskalische Interessen, die den Landesherrn veranlaßten, seinen Landeskindern das Studieren an auswärtigen Universitäten zu untersagen. Aber auch Universitäten mit nicht ganz reiner Lehre wurden verboten. Die gemeinsame Folge war, daß wir jetzt so viele neue Universitäten entstehen sehen, Marburg (1527), Königsberg (1544), Jena (1558), Helmstädt (1576), Gießen (1607) und noch manche andere. Ein jedes Ländchen wollte womöglich seine eigene vollständige „hohe Schule" haben. Eine Universität einzurichten fiel ja in jener Zeit nicht besonders schwer; wenigstens nicht, wo schon gelehrte Schulen für vorgeschrittenere Schüler, wie in Straßburg, Nürnberg oder eigentlich Altdorf u. s. w., bestanden. Die philosophischen Fakultäten hatten meist nur wenig vor diesen voraus. Sie sind alle beide unsern heutigen Gymnasien vergleichbar. Wie diese sahen sie ihre Aufgabe nicht sowohl darin, ihre Zöglinge zu freier wissenschaftlicher Forschung anzuleiten, als vielmehr darin, ihnen durch die Übermittelung eines bestimmten Wissensstoffes eine allgemeine gelehrte Grundlage zu geben. So war es im Mittelalter gewesen, so blieb es auch in der neueren Zeit bis tief ins 18. Jahrhundert. Man brauchte also nur zu den bisherigen Lehrern einer Gelehrtenschule ein paar neue Lehrkräfte anzustellen, und eine philosophische Fakultät war fertig, die weiter durch die Berufung mehrerer juristischer, medizinischer und theologischer Professoren mit nicht allzuhohen Kosten zu einer vollständigen Universität erweitert werden konnte. Blieb nur noch die Bestätigung derselben durch den Kaiser



Abb. 68. Unterricht des Simplicissimus. Kpfr. aus: Grimmelshausen, Simplicissimus. Nürnberg 1684.

— eine päpstliche Errichtungsbulle wurde für protestantische Universitäten ja nicht mehr eingeholt — und die Verleihung des Rechts, Magister und Doktoren zu ernennen. Auf letzteres, wenigstens was gewisse Fakultäten, insbesondere die theologische anbetraf, haben manche hohe Schulen allerdings noch recht lange warten müssen.

Die großartigen naturwissenschaftlichen und medizinischen Institute, Anatomien, botanische Gärten u. s. w., die heute einer Universität erst ihren rechten Wert verleihen, gab es damals noch nicht. Oft genügte ein einziges Gebäude für die Auditorien und Festsäle. Höchstens, daß hier und da ein kleiner Bücherschatz unterhalten wurde. Das Corpus academicum war meist nur klein. 15—20 Professoren, dazu 3—400 Studierende machten schon eine ganz stattliche Universität aus. Daß in Wittenberg um die Mitte des 16. Jahrhunderts 2000 Studenten waren, ist eine Ausnahme. Daher konnten immer noch sehr leicht Übersiedelungen stattfinden, die infolge von Zwistigkeiten oder etwa wegen einer Pest nichts ganz Seltenes waren.

Wie im Gefolge des Humanismus und der Reformation der Unterricht an den Universitäten materiell ein zum Teil ganz anderer wurde, so fanden jetzt auch im Unterrichtsbetrieb sehr bedeutende Veränderungen statt. Im Mittelalter hatte jeder Magister über alles lesen müssen, was gewohnheitsmäßig zur Lehraufgabe seiner Fakultät gerechnet wurde. Erst seit der Reformation werden ordentliche Professuren mit festen Lehraufträgen üblich. Als Beispiel diene die artistische Fakultät — jetzt gewöhnlich philosophische genannt — der protestantischen Mutteruniversität Wittenberg. Sie erhielt 1536 zehn ordentliche Lektionen, die von ebensoviel Professoren vertreten waren: Hebräisch, Griechisch, Poesie, Grammatik mit Lektüre des Terenz, Mathematik (zwei Lektionen), Dialektik, Rhetorik, Physik und Moral. Später fanden allerlei, jedoch nicht sehr erhebliche Veränderungen statt. Über Geschichte wurde schon 1561 einstündig gelesen und 1588 an Stelle der Lektur der lateinischen Grammatik eine professio historiarum eingerichtet. Die Professur der Logik wurde 1614 mit der der Moral oder praktischen Philosophie vereinigt, und der Gräcist mußte auch die zweite mathematische Professur verwalten.

Die Vorlesungen hielten sich wie im Mittelalter stets an einen Text, also etwa Virgil oder ein Stück des Plautus, eine Schrift von Cicero, Euklides, Ptolemäus u. s. w. Der Text des Schriftstellers war jetzt gewöhnlich in den Händen der Zuhörer, die sich ja die durch den Buchdruck billiger gewordenen Bücher leicht beschaffen konnten. Wie früher wurde Satz für Satz vorgelesen und erläutert; die Hauptpunkte des Gelesenen wurden dann dazwischen in systematisch fortlaufendem Vortrag zusammengefaßt. Ein großer Übelstand war, daß die Professoren in der Ausdehnung ihrer Kollegia sich so garnicht beschränken wollten. Ein Professor in Tübingen las über die ältere Analytik des Aristoteles zwei Jahre, das ganze Organon war in vier Jahren noch nicht vollendet. Ein Leipziger Theologe brauchte zur Erklärung der ersten neun Kapitel des

Wir Rector/vnd Rat/gemainer hohenschůl zů Ingolstat/ Embieten allen vnd yeden was/wesen/wirden vnd Standts die sein/ vnsern freündlichen grůß zůuor/ fůgen denselben hiemit zůuernemmen/als wir des nechst verschienen halben jars mit gunst vñ verwilligung/ des Durchleüchtigen Hochgebornen Fürsten vnd Herrn/ Herrn Wilhelmen Pfaltzgrauen bey Rhein/Hertzogen in Obern vnd Nidern Bayrn ꝛc. vnsers genedigen Herrn/der sterbenden läuff halb/so sich bey vns erhaben/ All vnnd yede Lectiones/ bey gemainer vnser hohenschůl auffgehebt/ vnd den Doctorn(zůuorauß der Juristen facultet) Magistris/vnd andern Lerenden vnd studierenden personen(souil wir der beyeinander behalten haben mögen)an ain sicher ort/ nemlich gen Kelhaim/ sich zůenthalten verordnet haben/vnnd die andern von einander an die ort/dahin sich ain yeder zůthůn fürgenommen ziehen haben lassen/Dieweil nun von den genaden Gott des Allmechtigen die Sterbenden läuff gentzlich auffgehört/ haben/ wir vor ainer zeit/ auff besundern beuelch hochgenants vnsers genedigen Herrn des Landsfürsten/ die gemelten Doctores/ Magistri/ vnd ander Lesendt vnd Studierendt personen widerumb berůffen lassen/ darzů verordnet das in hohen/ vnd freyen künsten/ on bezalung ainichs gelts soll vleissig gelert vnnd gelesen werden/ Solchs wolten wir ainem jeden so sich zů vns thůn/oder jemandt zůschicken vorhet/nit verhalten. Geben zů Ingolstat vnder vnser Vniuersitet hiefürgedruckten Secret Insigel/am achtzehenden tag des monats May Nach Christi vnsers Herren geburt Fünffzehenhundert vnd im sechs vnd viertzigsten jar.

Abb. 64. Rektor und Senat der Universität Ingolstadt setzen die wegen einer Pest verlegte hohe Schule wieder in den alten Stand. 1546. Einblattdruck. München, Hofbibliothek.



Abb. 65. Vorlesung eines Professors zu Heidelberg. 16. Jahrhundert. Holzschnitt.

Jesaias ein volles Jahr. Es war wirklich mehr als Ausdauer, ein solches Kolleg bis zu Ende zu hören. Natürlich aber kamen immer neue Zuhörer mitten in die Vorlesung hinein, weshalb auch ihnen zu Liebe Wiederholungen nichts Seltenes waren. Eine Semestereinteilung gab es nicht, doch fanden zu Weihnachten, Ostern, Pfingsten, in den Hundstagen und um Michaelis herum längere Unterbrechungen statt, die zusammen wohl bis 17 Wochen ausmachten. Immer noch wurde viel geklagt über das Aussetzen von Vorlesungen und zwar nicht nur bei Medizinern und Juristen, die ihrer Praxis nachgingen, sondern auch bei den philosophischen Professoren. Es lag das nicht zum kleinsten Teil daran, daß die Hauptkollegia, wie wir noch des näheren hören werden, jetzt durchweg gratis gelesen wurden. Das Pflichtgefühl des besoldeten Beamten war noch wenig entwickelt. Nur für die Privatvorlesungen, die aber nicht in den öffentlichen Lektorien, sondern zu Hause und meist von jüngeren Magistern gehalten wurden, fand eine Bezahlung statt. In ihnen wurde auch mehr examiniert, sie glichen also den alten Repetitionen. Später wurden sie zu Vorlesungen wie die anderen; seit dem 18. Jahrhundert drängten sie die Publika ganz in den Hintergrund.

Die Disputationen hatten unter dem Spott des Humanismus viel zu leiden gehabt und waren deshalb meist in Verfall geraten. Melanchthon aber erklärte, eine Schule ohne Disputationen verdiene garnicht den Namen einer Akademie. So wurden sie denn überall, im wesentlichen in der alten Weise, wieder eingeführt und behaupteten nun Jahrhunderte lang denselben Platz im akademischen Lehrbetrieb wie im Mittelalter, am meisten natürlich wieder in der philosophischen Fakultät, wo in der Regel jede Woche eine Disputation stattfand mit einem Professor als Präses und einem Baccalarianden oder Magistranden als Respondenten. Dazu kamen die Argumentanten, Professoren und Studierende, die aus freien Stücken opponierten und etwas mehr Freiheit in den Redekampf brachten. Die Disputatio quodlibetica übrigens war ganz eingegangen. Die Disputationen — ihre Pflege war namentlich für die Glaubenskämpfe der Zeit wertvoll — verliehen den daran Beteiligten eine „Sicherheit und Gegenwärtigkeit des Wissens und eine Schlagfertigkeit in der Argumentation", wie sie heute nur etwa auf den jährlich sich wiederholenden gelehrten Versammlungen in dem freien Streit der Gelehrten zu Tage zu treten vermag. Neben der alten Disputierkunst kam aber auch das rein humanistische Prinzip auf den Universitäten zur Geltung in den Deklamationen, die Melanchthon 1524 in Wittenberg eingeführt hatte, um das Gefühl für Form- und Stilschönheit zu entwickeln und die Kunst des mündlichen Vortrags zu befördern. Außer in freier Rede er-



Abb. 66. Vorlesung eines Professors. Kpfr. von Peter Rollos aus: B. Carpzovius, libri VI responsorum juris electoralium Leipzig, Andreas Kühne, 1680.

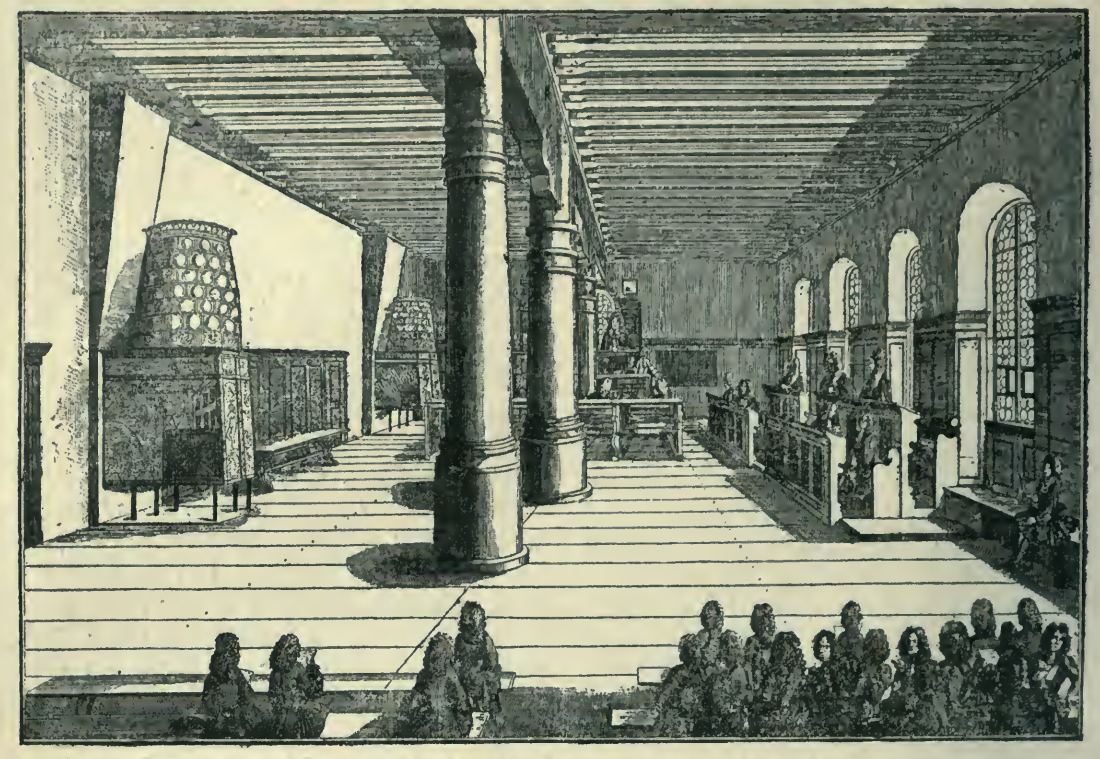


Abb. 67. Disputation im theologischen Hörsaal zu Altdorf im 18. Jahrhundert. Gleichzeitiges Kpfr. von Puschner.

hielten die Studierenden und Baccalarien dasselbe Thema wohl auch in Versen, natürlich lateinischen, zu behandeln.

Der vollständige Kursus in der philosophischen Fakultät pflegte vier Jahre zu dauern. Er gliederte sich in zwei zumeist gleiche Teile durch das Baccalariatsexamen. Den Grad eines Baccalarius konnte man hier und da auch an einem Pädagogium erlangen. Dies waren Unterrichtsanstalten, die als Vorschule für die artistische oder philosophische Fakultät unter Leitung eines Magisters eingerichtet waren, um diejenigen Studierenden, die für die öffentlichen Lektionen an den Universitäten noch nicht die gehörige Reife, namentlich nicht die genügenden Kenntnisse im Lateinischen besaßen, in schulmäßiger Weise zu unterrichten. Ihr vollständiger Kursus umfaßte etwa 3—4 Jahre. Wir finden diese Pädagogien jetzt an fast allen Universitäten, aus manchen derselben sind später richtige Gymnasien hervorgegangen.

Die Promotionen, die unter dem Einfluß des Humanismus und der ersten reformatorischen Kämpfe eine Zeit lang geruht hatten — denn es stehet geschrieben, „Ihr sollt euch nicht Meister nennen lassen" —, waren dem Ordnungstrieb der menschlichen Natur zu Liebe wieder eingeführt worden. In Wittenberg wurde schon 1528 der erste Magister, 1533 die drei ersten protestantischen Doktoren der Theologie kreiert. Die Promotionen fanden an den meisten Universitäten im großen statt, an einem oder mehreren festen Tagen im Jahre. Das war dann eine große Feierlichkeit, es kam wohl vor, daß 40 und mehr zu Magistern promoviert wurden. Die folgenden Bilder (Abb. 68, 70) veranschaulichen uns einen solchen Festakt mit Prozession am Peter- und Paulstage in Altdorf.

Vom Unterrichtsbetrieb wenden wir uns zu dem Leben und Treiben an den Universitäten, wie es uns in der Zeit nach der Reformation im 16. und in der Hauptsache auch noch im 17., ja bis ins 18. Jahrhundert hinein entgegentritt. Hinsichtlich der Professoren, ihrer ökonomischen Verhältnisse, ihrer Art zu studieren, ihrer Sitten u. s. w.

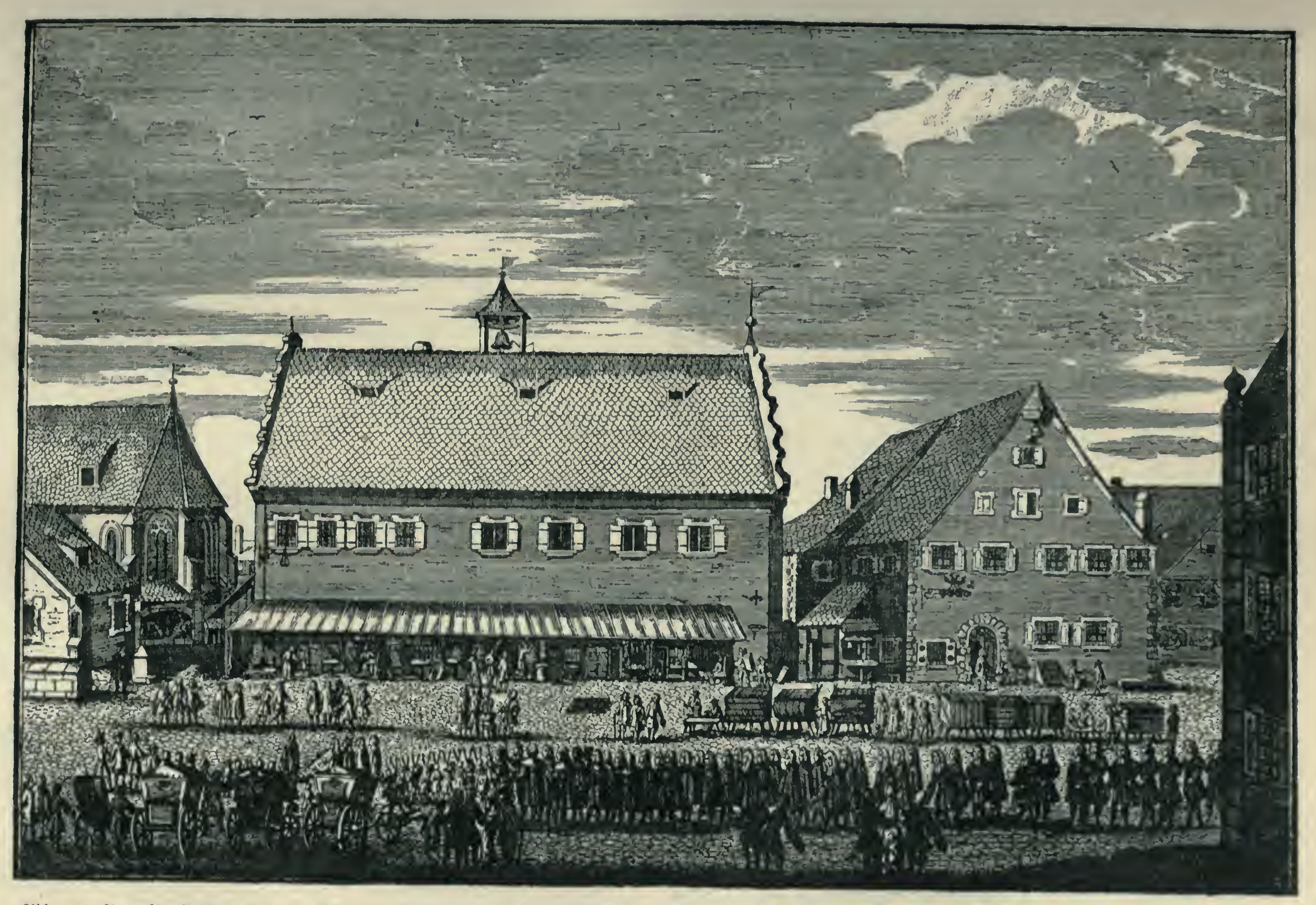


Abb. 68. Peter-Pauls-Prozession am Fest- und Promotionstage der Universität in Altdorf. 18. Jahrhundert. Kpfr. von Puschner. Nürnberg, Germ. Museum.



Abb. 69. Arbeitssaal im Collegium oder Alumneum zu Altdorf. 18. Jahrh. Kpfr. von Puschner. Nürnberg, Germ. Mus.

dürfen wir uns hier kurz fassen. Was in unserer Monographie über den Gelehrten von diesem im allgemeinen gesagt wurde, gilt ganz besonders von dem deutschen Professor. Nur dies sei noch besonders hervorgehoben. Der Lehrer an den deutschen Hochschulen war jetzt ein Staatsbeamter geworden. Er war mit einem festen Gehalt angestellt, das ihm vom Landesherrn gezahlt wurde. Dafür hatte er die Hauptkollegia, meist vierstündig in der Woche, unentgeltlich zu lesen. Es ist erklärlich, daß die Obrigkeit für ihr Geld nun auch den Fleiß ihrer Beamten einer Kontrolle unterzog. Nur fand sie häufig ein recht unschickliches Mittel dazu, indem z. B. in Helmstädt der eigene Famulus der Professoren, in Marburg und Gießen die Universitätspedelle oder besonders dazu bestellte Studenten beauftragt wurden, versäumte Stunden der Professoren anzuzeigen. Das Gehalt war übrigens vielfach immer noch so berechnet, als ob es für Hagestolze bestimmt gewesen wäre, wie im Mittelalter. Münzverschlechterungen, unregelmäßige Auszahlungen der Gehälter kamen hinzu. Daher fristete so mancher verheiratete protestantische Universitätsprofessor eine recht trübselige Existenz und war auf allerlei Nebenbezüge angewiesen, wie wir das alles im „Gelehrten" ausgeführt haben.

Das Wohnen in den Kollegien war für die Magister mit der Aufhebung des Cölibats in Fortfall gekommen. Auch das Leben der Scholaren in den Bursen kommt jetzt außer Mode. Viele ältere Leute sahen darin die Ursache der angeblich zunehmenden Zuchtlosigkeit der Studenten. Immerhin finden wir außer den meist bursenähnlich eingerichteten Pädagogien oder den Privatschulen einzelner Magister — selbst Melanchthon unterhielt zeitweise eine solche — an den meisten Universitäten ziemlich zahlreich besetzte Internate.

Seit es mit den reichen Pfründen der alten Kirche vorbei war, waren es in der protestantischen Kirche in der Regel nur arme Leute, die sich dem geistlichen Berufe zuwandten. Um diesen nun ihr Fortkommen zu erleichtern oder überhaupt möglich zu machen, schuf die Obrigkeit zumeist aus den Einkünften alter Kirchengüter, zum Teil auch auf Kosten der Gemeinden, besonders der Städte,



Abb. 70. Doktorpromotion zu Altdorf. 18. Jahrhundert. Kptr. von Puschner. Nürnberg, Germanisches Museum.



Abb. 71 u. 72. Häscherkompagnie zu Leipzig gefolgt
Die Karrikaturen sind in Briefform aus den Kreisen der Studenten an die Stadtknechte geschickt

denen dann das Präsentationsrecht zustand, eine große Zahl von Freistellen, bis zu 150 an einer Universität, und verlieh dieselben an die sog. Stipendiaten, die sich verpflichten mußten, nach beendetem Studium in geistlichen Ämtern sich verwenden zu lassen. Ein Stipendium von 20 bis 40 fl. wurde im 16. Jahrhundert als ausreichend angesehen. Die Stipendiaten wurden fast durchweg gemeinsam in einem Kollegium, Kontubernium oder Konvikt untergebracht. Dazu wurde meist ein altes Kloster benutzt. Auch die Zucht in den Konvikten war eine klösterliche, wie im Mittelalter.

In den katholisch gebliebenen Teilen wurden ebenfalls Konvikte und Seminare für Schüler und Studenten gegründet. Manche davon waren allein für Adelige bestimmt, die die hochangesehenen geistlichen Ämter immer noch zum Studium auch der Theologie anlockten.

Namentlich im Besuch der Vorlesungen waren die Stipendiaten ziemlich strenger Kontrolle unterworfen. In Jena hatte der Pedell darüber die Aufsicht; Abwesenheit wurde dem Rektor angezeigt. Dazu kamen wiederholte schriftliche Aufsätze und mündliche Prüfungen, die zum Teil öffentlich waren. Diese öffentlichen Examina versuchte die Regierung in Jena sogar allgemein einzuführen, auf Wunsch der Professoren wurde aber davon abgesehen, weil das die Anstalt zu einer Schule herabgedrückt und die Studenten von der Universität verjagt hätte.

Die Studenten! Wie mußte auf sie nicht Rücksicht genommen werden! Die Universitätsakten des 16. und 17. Jahrhunderts, die Reskripte der Landesherren und städtischen Obrigkeiten, zahlreiche Privatäußerungen von Professoren und Studierenden aus derselben Zeit, sie alle sind voll von Klagen über das wüste, jeder Zucht bare Betragen der akademischen Jugend, dem man weder durch Mahnungen und Drohungen noch auch durch wirklich ausgeführte Strafen zu steuern vermochte. Ob es indes damit schlimmer bestellt gewesen ist als im Mittelalter, möchte doch sehr zu bezweifeln sein. Unsere Nachrichten fließen nur jetzt reichlicher. Insbesondere dürfte der Kirchenspaltung nicht entfernt die Schuld an der angeblichen Verschlechterung der Sitten beizumessen sein, die ihr von katholischen Schriftstellern gern zugeschrieben zu werden pflegt. Daß im Gefolge von Luthers Auftreten, durch die Erschütterung der bis dahin als heilig verehrten Autoritäten, viele ihren moralischen Halt verloren und deshalb



von lärmenden Studenten. 1674.
worden mit der Aufſchrift: Der ſamptlichen Heſcher Cleriſey alhier. Franco. In Loch.

auf ſittliche Abwege gerieten, unterliegt keinem Zweifel. Allein ſolche Wirkungen können ſich naturgemäß — und ſo auch auf den Univerſitäten — nur in der erſten Zeit gezeigt haben. Nachdem einmal das in der That oft ſchlechte Beiſpiel der ausgelaufenen Mönche und Nonnen aufgehört hatte, nachdem die Klöſter- und viele Kirchengüter in den ruhigen Beſitz der Fürſten und Stadtgemeinden übergegangen und größtenteils geordnete Verhältniſſe zurückgekehrt waren, müſſen wieder die alten — und neue — Urſachen für die Wildheit der ſtudentiſchen Sitten verantwortlich gemacht werden. Unter den alten die damals allgemeine Derbheit, um nicht zu ſagen Rohheit der Umgangsformen, die Schwäche der obrigkeitlichen Autorität, der Mangel einer ſtarken Polizeigewalt. Als eine neue, aber ſehr weſentliche Urſache kam dann Folgendes hinzu.

Im Mittelalter war in den juriſtiſchen Fakultäten nur geiſtliches Recht geleſen und ſelbſtverſtändlich nur — oder faſt nur — von Geiſtlichen gehört worden. Nun war aber ſeit der Mitte des 15. Jahrhunderts das römiſche Recht auch in Deutſchland ſiegreich eingedrungen, und bald verlangten Fürſten und Städte zu Beratern in der Politik, in Rechts- und Verwaltungsfragen, zu Mitgliedern der Richterkollegien u. ſ. w. vorzugsweiſe ſtudierte Juriſten. So kam es, daß die juriſtiſche Fakultät im Laufe des 16. Jahrhunderts ſtetig zunahm. Vor allem aber war ſie jetzt ihrem Range nach in den Augen der Welt die angeſehenſte geworden. Das kam namentlich daher, weil der Adel frühzeitig erkannte, welch gewinnbringende und einflußreiche Laufbahn ihm in der juriſtiſchen Staatskarriere winkte. So wurde die Zahl der Adeligen unter den juriſtiſchen Studenten bald eine ſehr große. Aus Liebedienerei und Gewinnſucht verfuhr man mit ihnen gelinder bei den Prüfungen, ſo daß juriſtiſche Fakultäten nicht ſelten beſchuldigt wurden, den Doktorhut um Geld zu verkaufen. Übrigens erhielten auch die bürgerlichen Doktoren der Rechte Rang und Anſehen der Ritterbürtigen, trotz der Proteſte, die der Geburtsadel dagegen einlegte. Ein anderer ſchwerer Vorwurf, der den juriſtiſchen Profeſſoren gemacht wurde, war, daß ſie ihre Kollegia ſo ſaumſelig laſen. Allerdings wurden ſie ja vielfach von anderen Geſchäften in Anſpruch genommen, namentlich zur Abgabe von Rechtsgutachten, die oft eine ſehr langwierige Aktenarbeit erforderten. Und ſie verfuhren gewiß dabei nicht weniger umſtändlich wie mit ihren Vorleſungen. Immer noch

wurden zu einem Kolleg über Institutionen viele Jahre gebraucht, und mancher Student hörte wohl während seiner ganzen Universitätszeit nur wenige Stellen der Pandekten erörtern. Kein Wunder, daß aus allen diesen Gründen Müßiggang und liederliches Leben gerade bei den Studierenden der Jurisprudenz üppig im Schwange waren. Die Hauptsache blieb immer, daß die Juristen der Herrenstand waren, oder wie sich die Räte des Kurfürsten Maximilian von Bayern 1602 mit Bezug auf die bösen Sitten an der Universität Ingolstadt ausdrückten, „diejenigen, so in Jure studieren, seien vom Adel und dergleichen Leute, die gerne eine ziemliche Libertatem haben". Natürlich verfügten sie auch von Hause her über den größten Wechsel. In vornehmer Kleidung stolzierten sie einher, die verschwenderische spanische Tracht fand ihren Beifall, wie dies unter anderm die ziemlich zahlreichen Abbildungen in Stammbüchern beweisen. Für ihre kavaliermäßigen Sitten verlangten sie auch von den Universitäten Berücksichtigung. So kamen jetzt überall Fechtmeister auf. In Jena gab es ihrer vier schon bald nach der Gründung (1558). Die Professoren beklagten sich darüber, da die Studenten über dem Fechten die Vorlesungen versäumten. Der Herzog indes wies die Beschwerde ab. Er erwiderte, zu Lebzeiten seines Vaters und Dr. Luther's hätten in Wittenberg wohl 10 Fechtmeister gleichzeitig ihre Nahrung gefunden. An den mittelalterlichen Universitäten scheinen Fechtmeister nicht bezeugt zu sein, wenn auch die meisten Studenten — alles ganze oder halbe Kleriker, wie wir wissen — trotz aller Verbote Waffen zu führen pflegten. Die Ausbildung im Fechten leistete natürlich auch den Duellen starken Vorschub, die in ihrer modernen Form damals von Spanien und Frankreich zu uns kamen. Übrigens blieb noch auf lange hinaus der studentische Zweikampf vorzugsweise ein „Rencontre", d. h. die Gegner, die an einander gerieten, meist des Nachts und in der Trunkenheit, pflegten ihren Zwist auf der Stelle auszufechten. Etwas kavaliermäßiger als bei den Schlägereien im Mittelalter mag es wohl dabei hergegangen sein, das regelrechte Duell aber mit „Beschicksleuten" (Kartellträgern) und „Beiständen" (Sekundanten), gewöhnlich am Morgen nach stattgehabtem Streit und vor den Thoren ausgefochten, wurde erst im Laufe des 17. Jahrhunderts häufiger. Ohne Frage bedeutete dies eine Verfeinerung der Sitten. Andererseits dürfen wir auch den akademischen Behörden von früher nicht ganz Unrecht geben, die in dem verabredeten Duell den Vorsatz des Mordes sahen und daher viel härtere Strafen darauf zu setzen pflegten als auf das Rencontre, bei dem ein tödlicher Ausgang als einfacher Totschlag angesehen wurde. Natürlich suchten nun alle Duellanten ihre Zweikämpfe auf Rencontres hinauszureden, und die zum Teil sehr strengen Strafandrohungen blieben ein Schlag ins Wasser, um so mehr als man doch den adeligen Studenten Zugeständnisse machen mußte, die man gerechterweise den bürgerlichen schließlich auch nicht verweigern konnte. Die Fechtart war ursprünglich das Hiebfechten, in den 20er Jahren des 17. Jahrhunderts kam nach italienischer Mode die Stoßfechtkunst auf, die im 18. Jahrhundert allgemein üblich war, bis sie gegen Ende desselben wieder von dem deutschen Hieb abgelöst wurde.

Der Übermut der juristischen Studenten, namentlich derjenigen vom Adel, kannte oft keine Grenzen. Und welche Nachsicht mußten die akademischen oder Stadtbehörden mit diesen jungen hochmögenden Herren üben. Ein lehrreiches Beispiel dafür ist die Behandlung Wallensteins, der etwa sechzehnjährig in Altdorf studierte, durch den Nürnberger Rat. Bei einem nächtlichen Skandal vor dem Hause eines Professors, sowie bei einer Rauferei mit einem Bürgerssohn, die letzterer mit seinem Leben bezahlte, war Wallenstein einer der Haupträdelsführer. Er und andere Studenten widersetzten sich nachher noch mit bewaffneter Hand dem Einschreiten der Obrigkeit. Während nun aber seine bürgerlichen Spießgesellen nach Nürnberg ins Gefängnis abgeführt und später in dem greulichen Karzer im Keller des Altdorfer „Kollegiengebäudes", dem sog. Hundeloch, eingesperrt wurden, erhielt Wallenstein lediglich Stubenarrest. Auch eine neue abscheuliche Frevelthat — er band seinen Famulus mit Händen und Füßen an die Stubenthüre und hieb ihn eine ganze Stunde lang mit Riemen, „weil er nicht mit ihm neben dem Schlitten hergeloffen sei" — trug dem un-



Abb. 73. Fechtluſtiger Student aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts. Gleichzeitiges Kpfr. Nürnberg, Germaniſches Muſeum.

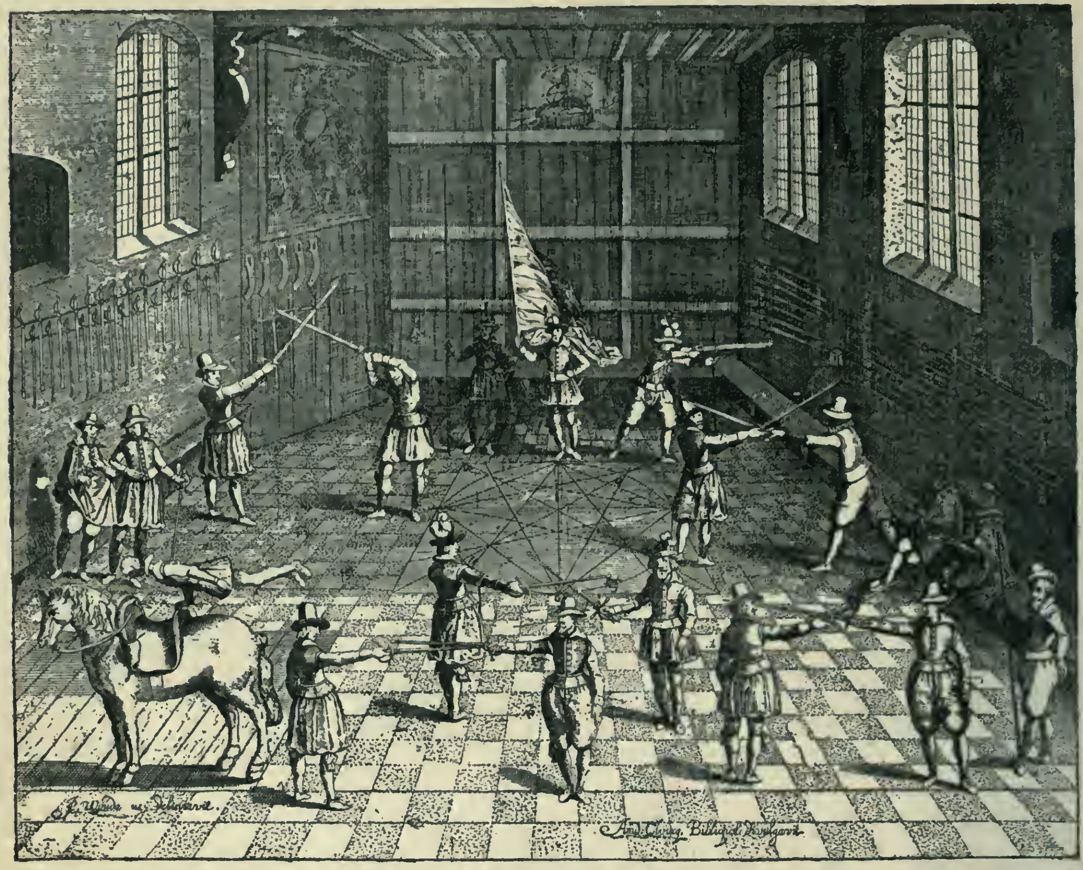


Abb. 74. Fechtübungen der Studenten in Leiden. Kpfr. nach J. C. Woudanus 1610. Nürnberg, Germ. Museum.

bändigen jungen Edelmann nur eine mäßige Geldstrafe und die Erklärung seitens des Nürnberger Rats ein, „wie man sich zu ihm versehe, er werde sich mit der Zeit nach Bezahlung seiner Schulden von selbst hinwegzuthun wissen". Wallenstein leistete diesem sanft geäußerten consilium abeundi in der That bald nachher Folge, in Altdorf und Nürnberg „ein Andenken unbezähmbarer Heftigkeit hinterlassend". Man sieht, offenbar hatten die Behörden „viel mehr Furcht vor den jungen Herren als diese umgekehrt vor jenen".

Wie nun zu allen Zeiten die geringeren Stände es immer den vornehmeren nachzumachen suchten, so wurden auch die chevaleresken Sitten der Juristen für die anderen Fakultäten tonangebend. Die alte klerikale Tracht der Studenten, an die sich ja freilich schon im Mittelalter viele nicht hatten kehren wollen, verschwand im Laufe des 16. Jahrhunderts fast völlig. Kurze Kleider, Pluderhosen, das Tragen von Degen wurde allgemein. Nirgends mehr als an den Universitäten fand man „so seltsame, närrische, ungeheuere, fremde, üppige, leichtfertige, freche, prächtige, unverschämte Kleidung". Und in den Sitten galten schließlich vielerorten die Theologen für die wildesten von allen. Auch die Bursen und Konvikte schützten nicht vor Verwahrlosung, zudem herrschte hier oft ein Geist der Widersetzlichkeit, der sich gelegentlich bis zu förmlichem Aufruhr steigerte. Die Prügelstrafe, die im Mittelalter und noch in den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts üblich gewesen war, konnte jetzt nicht mehr angewendet werden. Das lag wohl vor allem daran, daß im Gefolge der Reformation das Durchschnittsalter der Studenten ein höheres geworden war. Die Schulen — was wir heute Gymnasien nennen würden — gaben jetzt eine längere und bessere Vorbildung. Natürlich schlugen nun aber

auch die jungen Leute, wenn sie endlich, in schon etwas reiferen Jahren, dem Joch der Schule entrannen, um so mehr über die Stränge. Es ist betrübend, die immer wiederholten Klagen wohlmeinender Lehrer über das zucht- und gottlose Gebahren der studentischen Jugend zu vernehmen, über ihr Saufen und Raufen, Huren und Buben, Spielen und Schuldenmachen, ihr ewiges Fluchen und Gotteslästern. Fast jede Nacht erschallte wüster Lärm auf den Straßen, betrunkene Raufbolde stellten die Entgegenkommenden und forderten sie durch „Wetzen", d. h. Hauen auf die Pflastersteine zum Zweikampf auf. Häuser wurden belagert, Thüren erbrochen, Fenster zerschlagen, Gärten verwüstet. Mißliebigen Professoren brachte man Katzenmusiken und sog. „Generalstallungen", indem ein wüster Chorus betrunkener Studenten die Schwellen ihrer Häuser bespie und in unflätiger Weise besudelte. Der Herzog Christoph von Württemberg klagte, daß er bei einem Besuche seines „Augapfels", der Universität Tübingen, (1565) vor „Mordgeschrei, Toben und Wüten auf den Gassen" die ganze Nacht keinen ruhigen Schlaf hätte finden können. Ganz besonders schlimm war es schon zu Luthers Zeiten in Wittenberg, offenbar wegen der großen Menge der dortigen Studierenden, die zudem noch aus aller Herren Länder zusammengeströmt waren. Melanchthon stürzten während der Vorlesung bisweilen die hellen Thränen aus den Augen, er meinte, der „grenzenlose Mutwille der Jugend sei ein Zeichen, daß der Weltuntergang nahe bevorstände". Als er einmal mitten in der Nacht dem Rasen einer tobenden Schar Einhalt gebieten wollte, wurde er, der „teuerste Lehrer", von einem Studenten mit blanker Waffe angegriffen. Am schlimmsten hatten unter dem Übermut der Studenten die Bürger zu leiden, Kaufleute und Handwerker, weiter natürlich die Polizeibeamten, die städtischen Häscher und Nachtwächter, „Nachtraben" genannt. Mit ihnen gab es unaufhörliche Raufereien, die nicht gerade selten zu tödlichem Ausgang führten. Es wollte schließlich niemand mehr das Amt eines Nachtwächters übernehmen. Der Streit drehte sich häufig um das weibliche Geschlecht, denn die Studenten betrachteten wohl jedes hübsche Bürgermädchen als ihnen von Rechts wegen verfallen. Dazu sahen sie Tänze und andere Lustbarkeiten der Bürger fast als eine „persönliche Beleidigung" an und suchten sie in brutaler Weise zu stören. An den katholischen Universitäten war die Zucht nicht besser. Das Kontubernium in Prag schien 1614 wegen der dort herrschenden Trunksucht „eher ein Kombibernium zu nennen", in Würzburg beschädigten die Studenten die Weinberge u. s. w. Nur der ernstliche Eifer der Jesuiten schien wenigstens in der ersten Zeit des Ordens eine bessere Zucht zu gewährleisten.

Die Strafmittel der akademischen Behörden, Geldstrafen, Einkarzerung, Relegation, hatten



Wer ein apffl schelt vnd den nicht isst/ Ein Jungfraw halst vnd die nit küst. Hat küllen wein vnd schenckt nit ein. Der sol ein Münch im Closter sein

Abb. 75. Studenten beim Gelage. Kpfr. von Peter Rollos aus: Vita Corneliana. 1610.



Abb. 76. Student im Carcer. Kpfr. ca. 1750. Nürnberg, Germ. Museum.

wenig Wirkung, da sie, wie wir schon von Wallensteins Beispiel her wissen, selten am richtigen Orte und in der richtigen Art angewendet wurden. Die Karzer waren übrigens manchmal scheußliche Löcher, wie der zu Heidelberg, wo den Eingesperrten durch die Feuchtigkeit die Kleider vom Leibe und die Schuhe von den Füßen faulten, weshalb sich auch die Studenten dort lieber ausweisen als einkarzern ließen. Schlimmer als die unzeitige Nachsicht der Professoren war das böse Beispiel der „Gemeinheit, Unmäßigkeit und Ausschweifung", das viele von ihnen ihren Schülern gaben. Der litterarische Streit bewegte sich häufig in ganz pöbelhaften Formen. Der Tübinger Professor Crusius verstand nach seinem früheren Kollegen Frischlin „von der Philosophie weniger als ein geschlachtetes Schwein; er ist ein schimmlicher Alter, ein meineidiger Schurke, eine Cloake des Satans" u. s. w. Manchmal, zumal bei theologischen Zwistigkeiten, rissen die Professoren ihre Anhänger unter den Studenten sogar zu körperlichen Angriffen fort. Den Andreas Musculus in Frankfurt a. O. bewarfen Studenten mit Steinen. Zweimal stürmten sie ihm sein Haus. Der Königsberger, früher Nürnbergische Theologe Andreas Osiander mußte in den Hörsaal wie auf die Kanzel Waffen mitnehmen. Und wie war es um den Lebenswandel der akademischen Lehrer bestellt! Den Fakultäten mußte eingeschärft werden, keine „versoffenen" Professoren zu wählen. Als der Landgraf Moritz von Hessen seinen trunkfreudigen Privatsekretär der Universität Marburg als Professor aufdrängen wollte (1615) und diese sich dagegen sträubte, konnte er mit Recht zurückschreiben: „Sollte es dabei auf unnötigen Trunk gemeint sein, tragen wir die Vorsorge, er würde zu Marburg viele Brüder finden, denn uns leider zu viel bekannt ist, daß fast in allen Fakultäten gute Zechbrüder und Lucubranten mit unterlaufen". Die Protokolle des Ehegerichts von Tübingen von 1580 bis 1620 „weisen die ärgsten Skandale in der dortigen Professorenwelt nach". Konnten die Schüler besser sein als ihre Lehrer?

Von den akademischen Mißbräuchen der früheren Jahrhunderte machten wohl ehemals am meisten von sich reden die Deposition und der Pennalismus. Erstere, man weiß nicht recht, wie und wo sie zuerst entstanden ist, war jedenfalls schon im Mittelalter in Deutschland allgemein verbreitet und offenbar von den französischen Hochschulen herübergenommen worden. Der Sinn dieser seltsamen Sitte war, daß der Neuankömmling auf Universitäten, der Bachant oder Beanus — französisch bec jaune, d. h. der Gelbschnabel — als ein ungefüges Stück Vieh angesehen wurde, oder wie ein geläufiges Anagramm um 1600 das Wort erklärte: Beanus est animal nesciens vitam studiosorum, der Bean ist ein Tier, unbekannt mit dem Leben der Studenten. Mit diesem einfältigen, unförmlichen Tiere mußten nun allerlei Prozeduren vorgenommen werden, damit ein ordentlicher Bursch und überhaupt ein Mensch daraus würde. Zu diesem Zweck sammelte sich eine Schar älterer Studenten — auch Magister, namentlich jüngere, fehlten nicht — um einen oder mehrere junge Füchse, die in feierlichem Zuge etwa in die Hauptstube einer Burse oder in den Universitätshof geschleppt wurden. Sie befinden sich in einer seltsamen Vermummung. Ihr Ge-

sicht ist geschwärzt, auf dem Hut tragen sie Hörner, die Ohren sind künstlich verlängert, im Munde stecken ihnen gewaltige Schweinszähne, die sie bei Strafe von Schlägen im Munde halten müssen. Daher können sie nicht ordentlich sprechen und grunzen, wenn sie gefragt werden, wie die Schweine. Man sieht, daß man es nicht mit Menschen, sondern mit unvernünftigen gehörnten Tieren zu thun hat, von denen zudem ein greulicher Gestank angeblich ausgeht. Der Depositor, meist ein älterer Student oder auch der Universitätspedell, beginnt die Ceremonie. Den Beanen werden die Haare geschnitten, die Ohren mit einem mächtigen Ohrlöffel gereinigt, die Zähne ausgezogen, die Hände und Nägel glatt gefeilt. Man malt ihnen einen Bart an, auf daß sie nicht aussähen wie die Kinder. Ein widerliches Mundwasser wird ihnen gereicht — Kräuter, die am Abtritt wachsen, haben es gewürzt —, auch ekelhafte Pillen und Salben fehlen nicht. Man droht den Geängstigten, sie in der Cloake aufzuhängen. Der Länge nach werden sie auf den Boden gelegt und gleich groben Klötzen gründlich behauen und behobelt. Ein Bohrer bearbeitet einen nicht sehr anständigen Körperteil, so sollen die Beane es lernen, die dicken Bretter der schönen Künste zu bohren. Eine lange Litanei, ein Sündenbekenntnis nach Art der Beichte müssen sie hersagen, die Hörner werden ihnen abgeschlagen — an einigen Orten mußten sie sie sich durch Rennen mit dem Kopf gegen eine Thüre ablaufen —, und als besonders zweckdienlich erachtete man es, den Neuling eine Zeit lang im „Schülersack“ herumzutragen. Aus Zirkel und Richtscheit sollen sich die Beanen noch allerlei gute Lehren nehmen, sie werden mit Wasser begossen und unsanft abgetrocknet, endlich giebt der Depositor das Zeichen, daß der Gequälte von seinem Beanismus geheilt ist. Nun muß er noch zum Dekan der philosophischen Fakultät, der dem andächtig knieenden mit ermahnenden Worten in etwas frecher Nachahmung der christlichen Sakramente das Salz der Weisheit reicht und ihm den Wein der Reinigung aufs Haupt gießt. Ein solenner Schmaus, dessen Kosten natürlich die Deponierten tragen mußten, beschloß die ganze seltsame, symbolische Handlung. Aus der Thätigkeit des Dekans ersieht man schon, daß die Deposition, wenigstens in späteren Zeiten, durchaus als offizieller Akt angesehen wurde, ja es durfte wohl nach den Universitätsstatuten niemand immatrikuliert oder zum Baccalar befördert werden, der nicht seinen Depositionsschein vorwies. Im einzelnen fanden sich in dem Ritus an den verschiedenen Universitäten und zu verschiedenen Zeiten natürlich mannigfaltige Abweichungen, immer aber blieb die Hauptsache, daß der studentische Neuling ordentlich gequält und „vexirt“, ja manchmal förmlich gefoltert wurde. Dem Bartholomäus Sastrow wurde bei der Deposition zu Rostock mit dem hölzernen Schermesser die Oberlippe durchgeschnitten. Mit der Zeit empfand man das Unsinnige der ganzen Handlung immer mehr, trotzdem hielten viele Universitäten mit merkwürdiger Zähigkeit daran fest, doch pflegte die Ceremonie mehr und mehr in sanfteren Formen zu verlaufen. In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurde sie allgemein offiziell abgeschafft, und es blieb höchstens der harmlose Brauch bestehen, daß den jungen Studenten die alten Depositionswerkzeuge gezeigt und ihnen die



Abb. 77. Depositionsszene des 16. Jahrhunderts. Holzschnitt aus: Widebrand, carmen heroicum de typo depositionis. Erfurt und Wittenberg 1578.



Abb. 78. Depositionsszene im 17. Jahrhundert. Gleichzeitiges Kpfr. Nürnberg, Germanisches Museum.

einem Magister oder älteren Scholaren als sog. praeceptor oder inspector morum in Obhut zu geben, hat ihn sicherlich sehr gefördert. Die Fiktion, daß der Neuling auf Universitäten nur ein unvernünftiges Tier oder wenigstens ein ganz ungeschliffenes, ungehobeltes Menschenkind sei, ein Pennalis, wie er von der Feder (Penna) hieß, mit der er von der Schule kam, ein Rapschnabel, Spulwurm, Feix oder Feux (davon vielleicht Fuchs) und was sonst noch für Kosenamen für ihn galten, wurde nun trotz geschehener Deposition

sog. Depositionsgebühren abverlangt wurden. In unserm Jahrhundert ist auch dies überall abgekommen.

Die lästige Posse der Deposition wurde früher so gefürchtet, daß besorgte Eltern sie an ihren Söhnen lieber schon im Kindesalter vornehmen ließen, was wohl in der Hauptsache darauf hinauslief, daß ein von der Universität anerkannter Depositor im Lande herumreiste und für Geld Depositionsscheine ausstellte. Auch sonst wurden solche Scheine wohl gegen gehörige Bezahlung ohne die üblichen Vexationen abgegeben. Das mußte natürlich das Ansehen der Deposition, ohne die nun einmal damals ein ordentlicher Student nicht denkbar war, stark herabsetzen. Dafür kam — etwa im ersten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts — eine andere Belästigung der akademischen Neulinge obenauf, mit der verglichen die Deposition, auch wo sie in der rohesten Form ausgeführt wurde, nur ein Kinderspiel war. Dies war der Pennalismus, von dem sich gleichfalls schon auf den mittelalterlichen französischen Universitäten die ersten Spuren finden sollen. Der Umstand, daß mit dem Nachlassen der Burseneinrichtung im Reformationszeitalter die Sitte aufkam, die jungen Studenten für ein ganzes Jahr festgehalten. Während dieser verhältnismäßig langen Zeit, dem sog. Status, sollte der Pennal erst lernen, ein ordentlicher Bursch zu werden, er mußte deshalb den älteren Studenten gehorchen und ihnen in allen Stücken zu Willen sein. Aber weit entfernt, daß diese sich nun seine Ausbildung in sittlicher, wissenschaftlicher und gesellschaftlicher Hinsicht ernstlich angelegen sein ließen, faßten sie ihre Aufgabe vielmehr dahin auf, daß sie den jungen Kommilitonen auf alle mögliche Weise auszubeuten suchten, ihn in einem fort hänselten und peinigten oder, wie es damals hieß, agierten, vexierten und tribulierten, drillten und schoren. Sie schoren ihm auch wirklich die Haare ab, „als den Nonnen, so Profeß thun wollen". Davon hießen sie bei den Gepeinigten Schoristen, Agierer, Tribulierer u.s.w. Sie selbst freilich nannten sich „Absoluti", fröhliche Bursche, „freye, redliche, dapffere und hertzhaffte Studenten". Die Ähnlichkeit mit dem Handwerksbrauche liegt zu Tage.

„Prächtig kommen die Pennäler hergezogen,
„Die da neulich sind ausgeflogen;
„Und haben lang zu Hause gesogen
„Von der Mutter . . .

so lautet der Anfang des langen Pennallieds, der Schluß aber:

„So thut man die Pennäl agiren,
„Wann sie sich viel imaginiren
„Und die Studenten despektiren.

Der Pennal war der Sklave der älteren Studenten. Er konnte kaum einen roten Heller für sich verbrauchen. Was er an „Mutterpfennigen" von daheim mitbrachte, was er später zugeschickt erhielt, alles war seinen übermütigen Herren verfallen, die sich dafür mit Zechen und Schlemmen gütlich thaten. Nicht einmal seine sauberen Kleider konnte er behalten, er mußte sie gegen das abgetragene Wams, die zerlöcherten Hosen des ersten besten Burschen, der ihn darum anging, eintauschen. Sein Platz war ja eigentlich unter dem Tische, was brauchte er anständige Kleidung. Den Wein einschenken, die Gläser ausspülen, die Pfeife stopfen, dem Leibburschen Schuhe und Kleider putzen, auf der Straße als gehorsamer Diener hinter ihm hergehen, ihm Degen und Spielkarten nachtragen, den Betrunkenen nach Hause bringen, den Kranken warten, das war seines Amtes, wehe, wenn er sich dagegen aufzulehnen wagte: Kniffe und Püffe, Haarreißen und schlimmere, selbst entehrende Mißhandlungen waren ihm dann sicher. Das dauerte ein Jahr und länger, weil die Ferien abgezogen wurden. Endlich wurde der Pennal für bewährt befunden und gelegentlich einer großen Zechfeierlichkeit, des Pennal- oder Absolutionsschmauses, der natürlich auch aus seiner Tasche ging, bei dem er aber noch einmal sich tüchtig „agiren", mit ekelerregenden Sachen speisen und tränken, von den Studenten als Reitesel benützen lassen mußte, „im Namen der h. Dreieinigkeit" absolviert und zum freien Burschen befördert.

Der Pennalismus war ein weit schlimmeres Übel als die Deposition, die mit ein paar Stunden erlittener Unbill abgemacht war. Er wurde daher von jedem ernsthaft und christlich denkenden Manne als eine förmliche Verschwörung der studentischen Jugend gegen alle Zucht und gegen das wissenschaftliche Streben im besonderen angesehen und daher schon bald, nachdem er fast überall seine Herrschaft angetreten hatte, aufs heftigste in Predigten und Universitätsmandaten befehdet. Freilich lange vergeblich. Seine Blüte-



Der seine Zeit u. Geld weiss nützlich anzuwenden,
heisst recht ein Musen Sohn u. würdiger Student.
Dan die gelehrte Welt lässt sich den Schein nicht blenden,
u. wahre Weisheit wird allein mit Ruhm gekrönt.

Abb. 79. Der fleißige Student. Kpfr. aus dem Anfang des 18. Jahrh. Nürnberg, Germanisches Museum.



Der wird ein Esel-selbst auf einer Hohen Schule,
Der nur die Zeit zubringt im wüsten Laster-pfule
Wer aber fleissig lernt, und liebt die Wissenschaften,
Der wird gewiss gelehrt, der Fleiss macht alles haften

Einer Tugendliebenden Jugend verehrt, von der Burgerbibliothec
in Winterthur am Neüjahrstag A. 1775

Abb. 80. Der fleißige und der im Genuß lebende Student. Kpfr. von Schellenberg nach J. Sulzer 1775. München, Kupferstichkabinet.

zeit erlebte der „pestartige Brand und Krebs" während des dreißigjährigen Krieges. Selbst die Professoren liebäugelten mit ihm, und es kam vor, daß in ihren eigenen Häusern, wo sie ja das Recht des Bier- und Weinausschenkens hatten, die berüchtigten Pennalschmäuse abgehalten wurden. Dem Zusammengehen verschiedener Universitäten, der erstarkenden Gewalt der Landesbehörden gelang es schließlich, in den sechziger Jahren der Unsitte an allen deutschen Hochschulen eine Ende zu machen.

Ganz freilich verschwand der Pennalismus darum doch nicht aus dem deutschen Studentenleben, wenn er auch seitdem in weit weniger rohen Formen auftrat. Seine Heimstätte hatte er wie früher, so auch bis in das 19. Jahrhundert hinein, in den Landsmannschaften oder Nationen, die übrigens mit den alten Nationen des Mittelalters wenig oder garnichts zu thun gehabt haben dürften. Die Landsmannschaften waren engere Verbindungen von Landsleuten, die sich ehedem im Mittelalter wohl in bestimmten Bursen zusammengefunden hatten, jetzt aber in studentischen Korporationen vereinigten, die nach dem Landstrich, aus dem sie sich vorzugsweise rekrutierten, den Namen führten. Der Zweck ihrer Verbindung war wesentlich ein geselliger. Weil die meist mit Recht als Unsitte angesehenen studentischen Gebräuche, das viele Trinken und Schlagen, die Deposition und der Pennalismus vorzugsweise in diesen Verbindungen ihren Sitz hatten, so wurde das Landsmannschaftswesen, der Nationalismus, von den Behörden meist als die Wurzel alles Übels betrachtet, weshalb man ihn durch wiederholte Verordnungen und Strafen zu unterdrücken suchte. Allerdings ohne Erfolg. Die Landsmannschaften wußten sich heimlich zu erhalten und wurden wohl auch meist stillschweigend, gelegentlich sogar öffentlich geduldet, weshalb sie wohl bei akademischen Festen mit ihren Farben prunken durften. Übrigens sind wir über diese Dinge merkwürdig schlecht unterrichtet.

Im ganzen erhielt sich das studentische, überhaupt das akademische Leben in den alten Formen bis tief ins 18. Jahrhundert hinein, ja wohl bis in das erste Viertel des 19. Jahrhunderts. Wenn uns darin vieles roh und für einen modernen Menschen unausstehlich vorkommt, so müssen wir bedenken, daß die Zeit selbst das im allgemeinen nicht halb so schlimm empfand, und dann, daß uns die Schilderung jener Mißbräuche meist von gegnerischer Seite in einer nach damaliger Sitte stark übertreibenden Polemik erhalten ist. Auch die Universitätsakten geben leicht ein zu gedrängtes Bild der studentischen Freveltaten. Ob z. B.

früher viel mehr Leute beim nächtlichen Rencontre tödlich verwundet wurden als heutzutage in Duellen, dürfte doch sehr die Frage sein. Die Formen freilich waren andere und rohere. Aber während draußen zum Schrecken der Bürger nächtlicherweile die Degen „gewetzt“ wurden und wüster Lärm vor ihren Fenstern schallte, saß zu derselben Zeit, in sein friedliches „Museum“ gebannt, der arbeitsame Student und las bei dem trüben Scheine eines Talglichts seinen Cicero, aus dem er sich mit raschhingleitender Feder eifrig Excerpte machte. Das freilich wurde nicht in den Akten verzeichnet.

„Ich soll zeigen meinen Fleiß
„Weil ich ein Studente heiß“,
heißt es in einem Studentenliede des 18. Jahrhunderts. Das wurde gewiß von vielen beherzigt. Wie an den liederlichen und großsprecherischen Raufbold, so heftete sich auch an den fleißigen Studenten die Satire. Beistehendes lustige Bild zeigt uns einen solchen, der an einem sehr ruhigen Orte seine Studien zu machen vorzieht.

Selbst das schlimmste aller Übel, der Pennalismus, wurde den davon Betroffenen so vertraut, daß, als er abgeschafft wurde, die Pennäler selbst sich zusammenthaten und von ihren durchlöcherten Kleidern nicht lassen wollten. Der auch in der Geschichte der Pädagogik mit Ehren genannte Johann Balthasar Schuppius schrieb an seinen Sohn, da er zur Universität gehen wollte, er solle sich nur das erste Jahr über drillen und vexieren lassen. „Olim meminisse iuvabit“. Es kommt die Zeit, wo man sich dieser Erinnerung freuen wird. Dieses Wort, bemerkt Fabricius mit Recht, sagt mehr zur Entschuldigung — aber nicht Rechtfertigung — des Pennalismus, als lange Abhandlungen es zu thun vermöchten.

Und wie sah es im 16. und 17. Jahrhundert an den Schulen aus? Das Ideal der philosophischen Fakultäten, Wissen und Wohlredenheit gepaart mit Frömmigkeit, galt auch hier, wenigstens für allen höheren Schulunterricht, bei Katholiken sowohl als bei den Protestanten. So waren auch die Anforderungen, die man an die heute als



Abb. 81. Der Student auf dem loco secreto. Kpfr. ca. 1750.
Nürnberg, Germanisches Museum.

Mittelschulen bezeichneten Lehranstalten stellte, im Gefolge des Humanismus und der Reformation wesentlich höhere geworden. Sie fingen jetzt an, sich mit mehr oder minder Glück zu den deutschen Gymnasien auszuwachsen. In Nürnberg wurde 1526 eine neue Schule gegründet mit der ausgesprochenen Absicht, der Jugend eine bessere Vorbildung für die Universitäten zu geben. Poetik, Rhetorik und Dialektik, Griechisch und Mathematik wurden hier gelehrt von hervorragenden Männern, Camerarius, Eobanus Hesse, Johann Schoner. In vielen Städten wurde eine Anzahl älterer Pfarrschulen zusammengelegt und dafür in irgend einem verlassenen Kloster eine große neue Schule mit erweitertem Lehrplan errichtet. So in Hamburg, Lübeck, Straßburg und anderswo. Größeren Gebieten kam es zugute, daß die protestantisch gewordenen Fürsten die Klostergüter zur Neubegründung höherer Schulen verwendeten. So entstanden (1543) die berühmten sächsischen Fürstenschulen zu Schulpforta, St. Afra in Meißen und in Grimma, so in Württemberg die Klosterschulen zu Maulbronn, Bebenhausen u. a. Beiderlei Anstalten waren Internate, zu dem Zweck gestiftet, einen gelehrten Nachwuchs besonders für die Kanzel zu beschaffen. Wir wissen, daß daran anfänglich großer Mangel herrschte. Luther selbst hatte daher eine Art Aushebung der jungen Leute für die Studien befürwortet. In seinem Sinne war denn auch schon 1529 vom Nürnberger Rate das alte, inzwischen eingegangene Alumneum beim Spital für 12 fähige Knaben neu eingerichtet worden. Es wurde später (1575) nach Altdorf hinausverlegt. Der Spott des Erasmus, daß jetzt nicht nur die Professoren, sondern auch die Schüler besoldet werden müßten, schien nicht aller Berechtigung zu entbehren.

In die eben erwähnten Schulstifte wurden nun keine Kinder, sondern nur solche, etwa elf- bis fünfzehnjährige, Knaben aufgenommen, die bereits in einer niederen Schule die Elemente des Lateinischen erlernt hatten. Die Aufnahme erfolgte in der Regel nur nach bestandener Prüfung, woraus sich in Württemberg später das sog. Landexamen entwickelte. Übrigens waren die württembergischen Klosterschulen oder Schulklöster nur für Theologen bestimmt, die später als Stipendiaten in das Tübinger Stift übergingen mit der uns schon bekannten Verpflichtung, nach erledigtem Universitätsstudium im Kirchen- und Schuldienst dem Staate zu dienen. Für die anderen



Abb. 82. Alphabet Tafel, gehalten von Genien. Kpfr. von Heinrich Aldegrever 1535. Dresden, Kupferstichkabinet. B. 250.



Abb. 83. Schulhof des Gymnasiums zu St. Anna in Augsburg. 1731. Gleichz. Kpfr. Nürnberg, Germ. Museum.

Fakultätsstudien bereiteten die Pädagogien in Stuttgart und Tübingen vor. Die sächsischen Fürstenschulen waren nicht so exklusiv.

Solche Schulen, die vom Landesherrn für das ganze Land eingerichtet wurden, führten häufig den Namen Landes- oder Landschule. Daneben begegnet auch schon der Name Gymnasium, der übrigens im 16. Jahrhundert neben Academia und Lyceum noch vielfach für Universitäten gebraucht wurde. Auch schola particularis, Partikularschule, im Gegensatz zum studium generale der Hochschulen, auch einfach Partikularität, im Gegensatz zu Universität, wurde gesagt; so in Preußen, so für die 1575 von Nürnberg nach Altdorf verlegte Schule, die die Wissenschaft in dem nicht ganz kleinen Nürnberger Gebiet pflegen sollte und sich später zur Universität Altdorf auswuchs.

Mittelformen zwischen Schule und Universität waren damals überhaupt an der Tagesordnung. In Zürich, Hamburg, Lübeck, Straßburg, Herborn, Duisburg u. a. Orten wurden auf der Oberstufe des Gymnasiums oder im Anschluß an dasselbe in besonderen Lektionen philosophische und theologische, ja sogar juristische und medizinische Vorlesungen in akademischen Formen gehalten. Sie wurden aber wenig besucht, weil sie wohl im Falle des Bedarfs zu erledigten Kirchen- oder Schulstellen befähigten, aber keine akademischen Grade verliehen. Das Bestreben dieser Anstalten ging daher bald darauf hin, ihre Studierenden wenigstens zu Magistern ernennen zu können. Mit der Erteilung dieses Rechts entwickelten sich daraus erst halbe, und da später auch wohl die Verleihung des Doktorgrades in den übrigen Fakultäten hinzukam, mit der Zeit ganze Universitäten. Das ging übrigens oft sehr langsam. Altdorf z. B. erlangte erst 1696 das Recht, theologische Doctores zu kreieren. Daneben bestanden aber im ganzen 17. und 18., ja bis tief ins 19. Jahrhundert hinein jene unvollkommenen Lehranstalten fort, zu Hamburg, Danzig, Coburg (das beiläufig zwei Mal vergeblich die Universitätsprivilegien erhielt), zu Bremen, Hamm, Zerbst, Hanau u. s. w. Diese Anstalten finden sich außer als Archigymnasium oder Gymnasium illustre gern als Academicum, auch wohl Athenaeum, bezeichnet. Sie sind glücklich als Universitäten ohne Promotionsrechte und mit beschränkter Professorenzahl charakterisiert worden.

Eine höhere Mittelschule oder, wie wir heute sagen würden, ein Gymnasium hatte jetzt meist eine größere Klassenzahl und dementsprechend längeren Schulkursus als im Mittelalter. Die Regel war fünf Klassen. Die humanistische Bezeichnung classis wird erst jetzt üblich für das mittelalterliche locus oder Haufen. Doch kommen auch 8, oder wo die Oberstufe für den akademischen Unterricht eingerichtet war, wie in Straßburg, 9 bis 10 Klassen vor. Das erforderte na-



Abb. 84. Titel eines Schönschreibeheftes von dem Nürnberger Schreib- und Rechenmeister Johann Burger. 1677.

türlich eine größere Lehrerzahl, wenn man auch noch keineswegs gewillt war, jeder Klasse ein besonderes Schulzimmer einzuräumen. Zumal die kleinen Stadt- oder Pfarrschulen, deren, so viele davon aufgelöst wurden, doch immer noch eine große Menge bestehen blieb, mußten sich noch bis tief ins 18. Jahrhundert hinein meist, wie heute die Dorfschulen, mit einem Zimmer begnügen. Hier waren auch gewöhnlich nicht mehr als 3 Lehrer thätig oder wohl noch weniger, wie es denn viele kleine Städte gab, in denen nur ein Lehrer wirkte, der dann zugleich „Kantor, Organist, Stadtschreiber und Küster" war und die liebe Jugend nur im Katechismus und in etwas Lesen und Schreiben unterrichtete. Weniger konnte nun freilich auch auf dem Dorfe nicht verlangt werden.

Die typische Lateinschule war zugleich „allgemeine Bürgerschule und elementare Gelehrtenschule" (Paulsen). Daneben blieben überall die deutschen Schreib- und Rechenschulen bestehen. Sie waren gut besucht, ihre Zahl war auch meist beschränkt, nach Handwerksbrauch, weil sich die Schulhalter zu Zünften zusammenschlossen, die Probestücke verlangten und Winkelschulmeister (Kalmäuser, auch Streuner und Vaganten hießen sie in Nürnberg) nicht aufkommen ließen. Es gab jetzt zwei Schriftarten zu lehren, die runde lateinische und die spitze deutsche Kurrentschrift, die namentlich von dem Nürnberger Schreib- und Rechenmeister Johann Neudörfer (starb 1563) und seinen Nachkommen sehr mannigfaltig ausgebildet wurde. Auch die schwer zu erlernenden Schnörkel der Kalligraphie blühten jetzt auf den Schreibschulen. Neudörfer wie andere seiner Berufsgenossen lehrten übrigens außer der Regel de tri auch die Anfangsgründe der Mathematik, die Kos (Al-

gebra) und die sog. Sphaera (mathematische Geographie). Den populärsten Namen erlangte aber Adam Riese, geboren in Staffelstein 1489, gestorben 1559 als Bergbeamter und Rechenmeister zu Annaberg mit seinen vielverbreiteten Rechenbüchlein. Neben den Rechenmeistern wirkten immer noch die Lehrfrauen in Mädchenschulen.

Die Idee einer allgemeinen deutschen Volksschule war durch die Reformation entschieden gefördert worden. Luther hatte allerdings nur einem Schulzwang zu Gunsten der gelehrten Studien das Wort geredet. Aber wenn er dann riet, es sollten überall Knaben- und Mädchenschulen mit zum mindesten 1—2 Stunden Unterricht täglich eingerichtet werden, so konnte dies doch nur der allgemeinen Volksbildung, kaum der Vorbereitung zum Studium zugute kommen. Die Wirklichkeit blieb freilich noch lange hinter solchen bescheidenen Forderungen zurück. Die Hauptsache war jetzt zum Unterschied vom Mittelalter, daß — zunächst in den protestantischen Landesteilen — der Staat die Verpflichtung fühlte, für das Seelenheil seiner Unterthanen zu sorgen. So verlangte die kursächsische Schulordnung von 1580 ausdrücklich, daß die Dorfküster Schule halten, Lesen und Schreiben und christliche Gesänge lehren sollten. Eine Synode in Heidelberg beschloß 1563, es sollten künftig nur solche Küster angestellt werden, die im stande seien, die Kinder den Katechismus zu lehren. In jeder Stadt sollte ein Haus für eine Mägdleinschule gebaut werden. Mit dem Katechismus kam eben auch das übrige. Daneben nahm man wohl an den deutschen Schulen Anstoß, weil dadurch die Lateinschulen geschädigt würden. So in Württemberg. Hier wie in Sachsen wurde auch für die großen Dörfer elementarer Lateinunterricht gefordert. Die Bildung auf dem Lande lag trotzdem noch Jahrhunderte lang im Argen. Selbst wo es Schulen und geeignete Lehrer gab, konnten die Kinder nicht viel lernen, weil sie ganz willkürlich aus der Schule blieben, zumal im Sommer, wenn sie den Eltern im Felde oder als Hütejungen halfen. In den katholischen Gebieten stand es damit nicht besser. In Tirol meinte ein Dorfrichter (1582), die Bauern brauchten nicht in allen Winkeln einen

Rechenung nach der lenge/ auff den Linihen vnd Feder.

Darzu forteil vnd behendigkeit durch die Proportiones/Practica genant/Mit grüntlichem vnterricht des visierens.

Durch Adam Riesen.
im 1550. Jar.



Cum gratia & priuilegio Cæsareo.

Abb. 85. Titel von: Adam Riese, Rechnung u. s. w. Leipzig, Berwalt, 1550.



Abb. 86. Ein Schreib- und Rechenlehrer aus dem 17. Jahrhundert. (Arnold Möller.) Kpfr. 1644.

Schulmeister, und in Baiern wollte sogar die Regierung (1614) auf dem Lande keine deutschen Schulen, weil dadurch die jungen Bauernsöhne und -Töchter allzulange in der Schule sein und vom Dienen abgehalten würden. „Was großer Mangel auf dem Lande an rechtschaffenen Ehehalten, Knechten und Dirnen, wissen die, so es täglich erfahren und deren bedürfen". Eine recht moderne Motivierung.

Die große Mannigfaltigkeit der Schulen erhielt sich vom 16. bis zum 18., ja bis ins 19. Jahrhundert hinein. Der Leiter einer Schule, an der mehrere Lehrer beschäftigt waren, führte jetzt in der Regel allein den Titel: Rektor, vor seinen Namen durfte er wohl meist ein M. setzen, die übliche Abkürzung für Magister artium. Das deutsche Wort „Schulmeister" verliert allmählich seinen alten Klang und wird nur mehr für die Lehrer der niederen Schulen und, wenn für diejenigen höherer Lehranstalten, schon halb in geringschätzigem Sinne angewandt. Der nächste nach dem Rektor hieß wohl Supremus, Kon- oder Subrektor, auch Provisor. Ihm folgten der Tertius, Quartus u. s. w., schließlich der Infimus oder Baccalaureus (für Baccalarius). Des Kantors spezifisch kirchlich-musikalische Thätigkeit giebt schon der Name an. Auch Auditor und Hypodidascalus und für den Unterricht auf den niederen Stufen „Kindermeister" kommen vor. Insgesamt nennt man die Lehrer Collegae oder Collaboratores, auch Coadjuvantes oder Adstantes, häufig ist für sie der deutsche Ausdruck „Schuldiener". Viele von ihnen hatten nur einen sehr geringen Bildungsgrad, den sie auch nicht auf einer Universität, sondern nur auf einem Gymnasium oder Pädagogium, ja wohl gar nur auf einer niederen Lateinschule notdürftig erlangt hatten. Sie unterrichteten deshalb auch nur auf den unteren Stufen; das Klassenlehrersystem, wenn wir so sagen dürfen, erhielt sich ja weiter wie im Mittelalter. Im Ein-

zelnen wechselten die Titel der Lehrer nach den verschiedenen Städten und Territorien. Ganz allgemein aber war das geringe Ansehen, in dem der Lehrerberuf früher stand. Selbst Melanchthon als Universitätsprofessor sprach zu seinem Schüler und jüngeren Kollegen Camerarius von der Niedrigkeit des Schullebens, in der sie beide ausgehalten hätten. Wie viel schlimmer aber waren die Lehrer auf den Schulen daran! Ihr Beruf scheint um so geringer geachtet worden zu sein, je mehr Mühe er brachte. Und die brachte er reichlich! Das „desudare in pulvere scholastico", das sich abmühen und schwitzen im Schulstaub, war stehende Redensart. Als der berühmte Schulmann Michael Neander, Rektor in Ilfeld (†1595), einst zu Dresden die Brüder Nävius, beides Ärzte beim Kurfürsten, besuchte und diese hörten, wie lange er schon mit der Unterweisung der Jugend beschäftigt sei, da sagten sie: „Du bist ein glücklicher Mensch, daß du so lange ein so gutes Werk treibst, das beschwerlichste, wie wir meinen, auf der Welt und auf Erden, wenn auch nicht im Himmel, nicht eben in Achtung stehend". Dem Gespräche wohnte Johann Gigas bei, ehemals Rektor zu Schulpforta, der „viel von jungen eingefleischten Teufeln wußte, über die kein Lehrer Gewalt hat und der jetzt auf einer Pfarre sich ausruhte". Der sprach: „Mein lieber Neander, ihr solltet euch lieber einmal haben lebendig schinden lassen, denn so viel Jahre vornehmlich mit der jetzigen teuflischen bösen Jugend umbgangen haben". „Aber", berichtet Neander selbst, „einen frommen und eifrigen Lehrer wirrt dergleichen nicht. Er denkt an das, was der Gottesmann Luther spricht: Hast du einen frommen Unterthan, Bürger oder Pfarrkind, oder zween, so danke Gott. So dir ein Nachbar, ja ein Kind oder Gesind wohl geräth, so laß dir genügen. Kriegstu solcher zwene oder mehr, so hebe die Hände auf und halt's für große Gnade; denn du lebest doch hie nicht anders, denn in des Teufels Mordgruben und als unter eitel Drachen und Schlangen".

Auch ein einsichtiger Jesuitengeneral bezeichnete es als ein Martyrium, „mit seinem Schweiß den Schulacker zu benetzen", nicht geringer als das der Missionare, die „in Indien ihr Blut vergießen". Daher betrachteten die meisten Lehrer bei Katholiken wie bei Protestanten ihren Beruf nur als ein Durchgangsstadium zu dem weit angeseheneren und einträglicheren Pfarramt. Doch gab es viele tüchtige Rektoren, die wie Neander im Schulleben verharrten; seit dem 17. Jahrhundert wird dies sogar mehr und mehr die Regel. Vielen Lehrern war es ja schon um ihrer geringen Bildung willen verwehrt, zu einer Pfarre zu gelangen.

Halb die Ursache und halb die Folge des geringen Ansehens des Lehrerstandes war seine meist erbärmliche Besoldung, wozu noch die Unsicherheit der Stellung kam. Denn der Lehrer mußte sich wohl seiner Behörde gegenüber auf mehrere Jahre verpflichten, ein Fürst oder Stadtrat aber konnte ihm in der Regel auf der Stelle oder wenigstens nur mit kurzer Kündigungsfrist aufsagen. Besser zahlten nur einige größere und reichere Städte. Es war ein bis dahin unerhörter



Abb. 87. Holländische Dorfschule. Kpfr. von Adrian van Ostade (1610—1685). B. 17.

Gehalt, den Nürnberg seinen 1526 an die neue Schule zu St. Aegidien berufenen Lehrern zahlte, 150 bezw. 100 Gulden. Gut wurden auch die Lehrer an den sächsischen Fürstenschulen bezahlt, nämlich bei Wohnung und freier Verpflegung mit 150 bezw. 100 Gulden. Der berühmte Gräcist Hieronymus Wolf erhielt 1557 als Rektor der Schule zu St. Anna und Stadtbibliothekar in Augsburg 300 Gulden. Einem nach Jülich zu berufenden Rektor wurden 1587 210 Thaler geboten. Dergleichen anständige Besoldungen hatten aber im allgemeinen nur sehr hervorragende Schulmänner und Philologen zu erwarten. Der Durchschnitt mußte sich mit dreißig, zwanzig, zehn, ja wohl noch weniger Gulden festen Gehalts jährlich begnügen. So war es wenigstens im 16. Jahrhundert, ja, als im ersten Drittel des dreißigjährigen Krieges — und schon vorher — die Münze einer unglaublichen Entwertung verfiel, stand es mit der Bezahlung noch schlimmer, wenn auch vielleicht der nominelle Gehalt hier und da erhöht wurde. Frischlin klagte (1588), die Männer, die „den ganzen Tag im Gestank und Lärmen der Knaben zubrächten und halb schwindsüchtig, halb taub geworden seien, die müßten mancherorten, wenn sie heimgekommen, das Brot des Jammers essen und das Wasser der Bekümmernis trinken“. „Sau- und Kuhhirten, gemeine Ackersknechte“, hieß es, „hätten fast einen besseren Lohn als die armen Schuldiener“. Das Schulgeld, das für den einzelnen Schüler nie mehr als ein paar Kreuzer oder Batzen vierteljährlich betrug, brachte nur bei einer einigermaßen gut besuchten Schule etwas ein, wurde aber meist — wie auch nicht selten der Gehalt — sehr zögernd und unregelmäßig gezahlt. Freie Wohnung war mit einer gemeindlichen Schulrektorsstelle wohl meist verbunden, Acker- und Weideland, Gemüsegärtchen, Naturallieferungen in Getreide, Holz u. s. w. waren meist nicht der Rede wert. In einer Schrift, „Der arme Teufel“, klagt ein Lehrer namens seiner Leidensgenossen, daß man dem Schulmeister ein „sonderlich“, d. h. ein schlechtes Brot backe wie einem Kettenhunde. Der Schulmeister von Labes fragte 1598 die Stadtbehörde, wie er es denn anfangen solle, mit zehn Gulden und achtehalb Scheffeln Hafer jährlich auszukommen. Früher hätte es wenigstens noch den „freien Tisch“ bei den Bürgern gegeben, der sei leider jetzt abgeschafft worden. Die Knaben, die er mit dem Almosenkorbe im Städtchen herumschicke, würden meist mit „groben, spottlichen Worten“ abgewiesen. Der Beispiele ließen sich unzählige anführen, in welch herabwürdigender Weise die Nahrungsquellen häufig dem Lehrer flossen. Und nicht nur dem an den ganz niederen Schulen, wie es noch bis in die allerneueste Zeit hin Sitte war. So hatten z. B. auch die Lehrer der Provinzial- oder Fürstenschule zu Lyck in Ostpreußen ihren Tisch reihum bei den Bürgern, in Form der sog. mensa ambulatoria. Eine Schulordnung von 1638 schärfte ihnen ein, nicht durch langes Sitzen nach der Mahlzeit den Bürgern lästig zu fallen. Es setzt das wohl voraus, daß diese Lehrer unverheiratet waren, was jetzt — zumal in den protestantischen Ländern — in der Regel nicht mehr der Fall war. Doch waren z. B. die Lehrer an den württembergischen Klosterschulen zum Cölibat verpflichtet. Auch in dem evangelischen Lübeck wurde den Lehrern geraten, nicht zu heiraten, falls sie nicht noch einen ordentlichen Nebenverdienst hätten. Als Wohnung war jedem von ihnen in dem ehemaligen Franziskanerkloster zu St. Catharinen nur ein Zimmer mit einer Kammer eingeräumt, dazu „ein klein Räumchen im Keller, dahin er seine Tonne Covent (Dünnbier) legen könnte“.

Auch zu Hochzeiten und Kindtaufen lud man die Lehrer ein, da trugen sie ihre selbstgemachten Carmina vor, wirkten aber auch wohl als Spielleute und Spaßmacher. Der Rektor von Wernigerode und sein Kollege aus Halberstadt samt den „Cantores“ erhielten denn auch 1541 bei einer gräflich Stolbergischen Hochzeit nicht mehr wie ein Dudelsackpfeifer, aber nur halb so viel als ein Schnarrorgelspieler. Konnte man es den Lehrern verdenken, daß sie beim Hochzeitsschmause gehörig einhieben und dann gern des Guten zu viel thaten?

Um nun einigermaßen ihren Unterhalt bestreiten zu können, mußten die Lehrer allerlei Nebenerwerb suchen, selbst solchen, der auch nach damaliger Auffassung mit der Würde ihres Amts nicht verträglich erschien. Die gelehrteren schrieben



Abb. 88. Holländische Dorfschule. Kpfr. von Adrian van Ostade (1610—1685). München, Kupferstichkabinet.

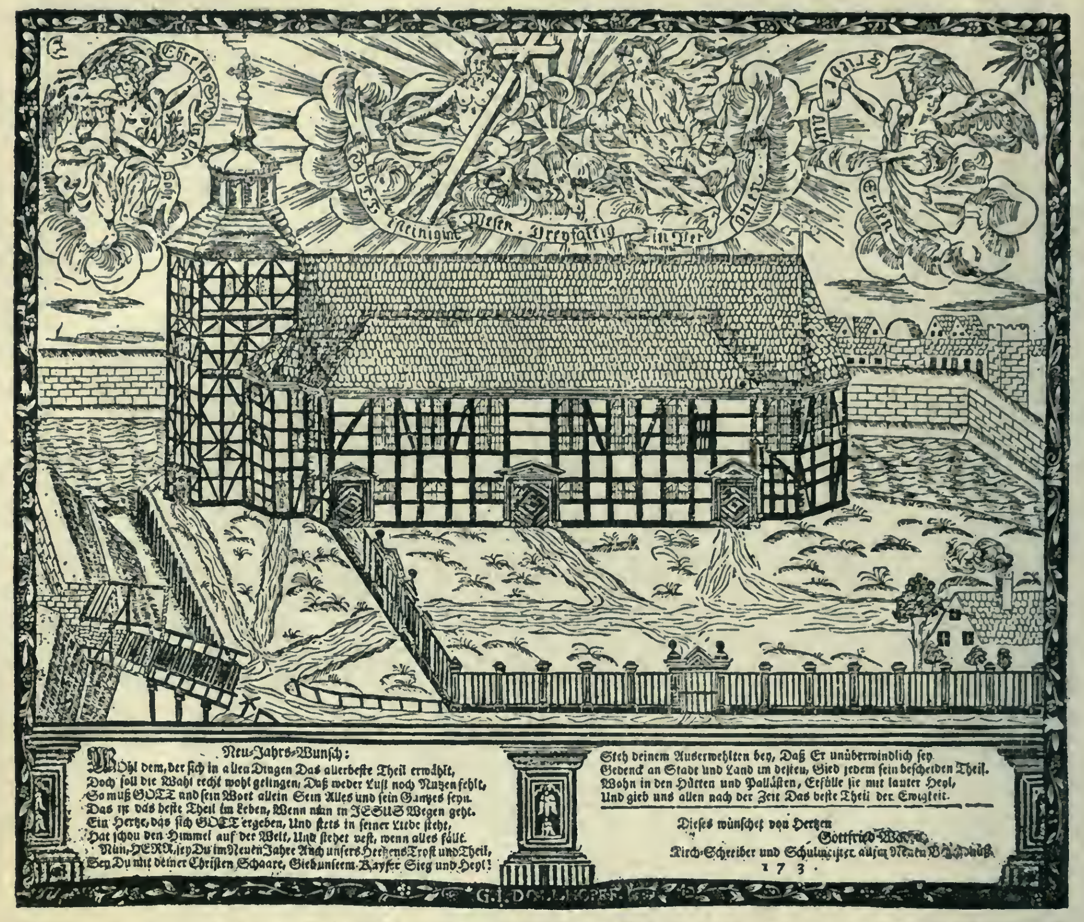


Abb. 89. Neujahrswunsch des Schulmeisters Gottfried Waden. Holzschnitt 1732. Leipzig, Deutsche Gesellschaft.

Bücher, wobei freilich das Honorar nicht so sehr in Betracht kam als die klingende Anerkennung, die der hochmögende Gönner, dem das Buch gewidmet wurde, dem Verfasser zollte. Nicht unpassend für einen Schulmeister war auch das Halten von Kostknaben (Pensionären), sowie das Amt des Stadtschreibers; die kirchlichen Verrichtungen eines Organisten und Küsters lagen ihm ja ohnehin an kleineren Orten überall ob. Auch das Verfertigen von Neujahrsgedichten, von allerlei schriftlichen Arbeiten für Privatleute, wenn es nur keine Schmähschriften oder Pasquille waren, möchte wohl so hingehen. Unwürdig aber war es jedenfalls, daß viele Lehrer den Büttel- und Flurschützendienst versehen mußten oder nur durch die Ausübung eines Handwerks als Schneider, Schuhflicker u. s. w. sich und den ihrigen das nötige Brot zu verschaffen vermochten. Freilich ist ja bekannt, wie dergleichen berufswidrige Arbeit noch bis tief ins 19. Jahrhundert hinein bei den Lehrern auf dem Lande und in kleinen Städten gebräuchlich war. Umgekehrt geschah es wohl höchst naiver Weise, daß ein armer Schlucker, der mit seinem Handwerk auf keinen grünen Zweig kommen konnte, vom Rat selbst einer größeren Stadt die Erlaubnis erlangte, eine Schule halten zu dürfen. Kein Wunder, daß so viele Schulmeister „nichts anders denn Tölpel und unwissende Kloben" waren. Zu Weende im Braunschweigischen stellte man 1594 einen Lehrer an, der die bescheidene Probe abgelegt hatte, daß er ein paar Worte schreiben und seinen Namen Christophorus deklinieren konnte. Andererseits standen übrigens die Küster auf dem Lande, die ja nebenbei Schule



Abb. 90. Bettelnde Schüler in Nürnberg mit ihren Körben (vgl. S. 106). Aus dem Kramer'schen Trachtenbuch. Nürnberg 1669.

halten sollten, vielfach in dem Rufe, „leichtfertige und frevelhafte Buben" zu sein, die „sich der schwarzen Kunst, Wahrsagens, Segensprechens, stetigen Vollsaufens, Schatzgrabens oder Geldsuchens oder anderer abergläubischen, zauberischen Narrenteidung zum höchsten geflissen" erzeigten. Auch damit also fristete der Schulmeister früherer Jahrhunderte sein Leben.

Höchst bejammernswert waren auch die Wohnungen, in denen viele Lehrer hausen mußten. Dem hochgeschätzten Rektor Georg Fabricius in Meißen ging 1560 die „eine Wand ganz ein und lag zwölf Wochen lang in Trümmern". Das Haus eines anderen Lehrers war 1567 nicht „allain bös und gar dachlos, sondern auch dermaßen baufällig", daß er „mit großer Sorge und Gefahr darin wohnen" mußte. Und 1574 wurde geklagt, daß die sämtlichen Lehrer in ihren Häusern nicht „trucken" schlafen könnten. Ein Jenenser Prediger berief sich 1577 auf das Zeugnis eines „hochberühmten Präceptors", daß, „wo man den Lehrern Wohnungen gebe, dies oftmals dunkele, dürftige, baufällige Kammern seien, wo Wind und Wetter durchgehe". Wie für die Wohnungen der Lehrer, so war auch für die Schulräume — die ja häufig unter demselben Dache lagen — meist ganz ungenügend gesorgt. Man verglich sie allen Ernstes mit Schafställen und Scheunen und Spelunken und klagte, wie „da nicht wohl mehr ein Ziegel aufgedeckt noch die Fenster geflickt werden und weder Lehrer oder Präceptor noch Zuhörer oder Discipel vor Regen und Wind darinnen bleiben könnten". Aus allen diesen Gründen blieben so viele Lehrer nur etwa ein bis zwei Jahre auf ihrem Posten. Natürlich konnte der unaufhörliche Wechsel der Jugend nicht zum Besten dienen.

Unter den Schülern ist jetzt der Typus der



Abb. 91. Herumsingen der Findelkinder in Nürnberg. 18. Jahrhundert.
Kpfr. aus: Kellner, öffentliche Gebräuche in Nürnberg.

fahrenden verschwunden, wahrscheinlich infolge der Reformation, denn Almosengeben war jetzt kein „gutes Werk“ mehr. Am Orte selbst blieb trotzdem eine große Menge armer Schüler auf die öffentliche und private Mildthätigkeit angewiesen. So erhielt sich auch die „Kurrende“ an den meisten Orten nach wie vor, noch Jahrhunderte lang. In Nürnberg erließ der Rat 1588 eine „Schuler-Ordtnung“, in der das Singen der Schüler auf den Straßen geregelt wurde. In jeder der vier Schulen sollten drei Rotten bestehen, zu jeder Rotte gehörten 10 Schüler, die „des täglichen Almosens als Pauperes nottürftig sein“. Zwei bei jeder Rotte sollten Körbe haben zum Einsammeln des Brots und anderer Eßwaren, zwei andere „eiserne Püxen zu dem Geld“. Die Verteilung der Almosen lag den Rektoren ob. Den Schülern einer jeden Schule waren gewisse Reviere der Stadt vorgeschrieben, in denen allein sie Bettelns halber umherziehen durften. Damit daraus keine Irrungen entstünden, mußten die Körbe mit dem Bilde des Patrons der betreffenden Schule bemalt sein, dem hl. Sebald, St. Lorenz, St. Aegidius und einer Taube, dem Sinnbild des hl. Geistes. Trotzdem mag es wohl manchmal zu Grenzüberschreitungen und argen Prügeleien gekommen sein, wie schon zu Thomas Platters Zeiten in Breslau, wo jedesmal, wenn ein Schüler in eines andern Pfarre betteln ging, die Schützen zusammenliefen und schrieen: Ad idem, ad idem, dabei gar unsanft auf den Übelthäter einschlugen. Im Jahre 1637 gestattete der Nürnberger Rat auf die Fürbitte der Prediger auch das nächtliche Herumsingen der Schüler zur Adventszeit bis zum neuen Jahre. Diese Sitte war noch am Ende des 18. Jahrhunderts gebräuchlich. Auch die Findelkinder, die Pfleglinge des städtischen Waisenhauses, sangen zu Weihnachten um Almosen. Die Schüler fingen in der Weihnachtszeit nachmittags um 3 Uhr an und sangen bis in die Nacht hinein, bis 9 oder 10 Uhr, gewöhnlich in mehrstimmigen Chören. Es wurde aber sehr geklagt, daß dadurch die Gesundheit der Knaben ruiniert und sie ihren Schularbeiten entzogen würden. Die Kurrende, das Neujahrssingen, das Singen mit der Gans zu Martini und andere Haussammlungen, die etwa zu den hohen Festen stattfanden, sollte in der Regel in Nürnberg wie an anderen Orten ein Lehrer begleiten.

Auch darüber wurde viel geklagt, namentlich

in protestantischen Gegenden, daß den Schülern jetzt nicht mehr so gern und reichlich gegeben würde wie ehedem in katholischen Zeiten. Das mag wohl sein: an wohlthätigen Stiftungen zu Schulzwecken hat es aber auch bei den Evangelischen keineswegs gefehlt. In Nürnberg allein lassen sich von der Reformation bis 1793 etwa fünfzig Schulstiftungen von Privatleuten, darunter einige sehr bedeutende, zusammenzählen. Eine nicht geringe Zahl stammt bereits aus dem 16. Jahrhundert. Lehrer und Schüler werden ziemlich gleichmäßig berücksichtigt, letztere öfters mit einer Mahlzeit und mit neuen Kleidern und Schuhen versehen. Insonderheit wurden die Schüler, die „sich in schwarzen Mänteln — anderswo waren sie blau — auf dem Pult einfinden", d. h. diejenigen, die unter der Leitung des Kantors in der Kirche zu den Gottesdiensten sangen, bedacht. Wie im Chore wirkten die Schüler auch weiterhin bei den Begräbnissen mit. Das war für sie wohl eine angenehme Zerstreuung, für gewissenhafte Lehrer aber ein großer Verdruß, daher ertönten viele Klagen aus den Reihen der letzteren. Bei kleineren Begräbnissen gingen freilich in den meisten Städten nur die armen Schüler mit, die dafür etwas bekamen; eine „vornehme Leiche" wurde natürlich von der ganzen Schule hinausbegleitet. Rektor und Konrektor gingen hinten, die „Collegae aber jeder bei seinem Coetu auf der Seiten her mit einem weißen baculo". So war es wenigstens in Braunschweig 1596, ähnlich auch in Nürnberg und anderswo.

Die Schulstunden wurden überhaupt sehr schlecht von den Schülern eingehalten. Der Rektor der Sebalder Lateinschule in Nürnberg, Paulus Prätorius, brachte unter anderen Beschwerden, die er 1574 dem Rate der Stadt vortrug, auch diese vor, daß die Schüler, namentlich am Morgen, nie zur Zeit kämen. Da heißt es, sie hätten aufs Frühstück warten müssen, weil die ihrigen zur Frühpredigt in der Kirche gewesen wären, oder sie hätten für ihre Eltern einen Gang gemacht oder gar, am Abend vorher wäre ein Fest gewesen, das bis in die Nacht gedauert hätte, da hätten ihre Eltern ihnen erlaubt, sich auszuschlafen. Arme Schüler, die als Pädagogen bei Reichen wohnten, entschuldigten sich damit, daß sie die Kinder ihrer Herrschaft hätten anziehen müssen. So käme es, daß nur sehr wenige Schüler beim Morgengebet anwesend seien. Ein Kapitel aus der Bibel vorzulesen, was doch ein so nützlicher Brauch sei, verhindere meist die vorgerückte Zeit. Sehr störend sei es auch, daß manche Eltern so wenig Achtung vor der Schule hätten, daß sie ihre Kinder oft mitten aus dem Unterricht

Die Nacht-Sing oder sogenanten Kindlein Schuler. 1

Abb. 92. Nachtsingen der Kurrende in Nürnberg. 18. Jahrhundert. Kpfr. aus: Kellner, Öffentliche Gebräuche in Nürnberg.

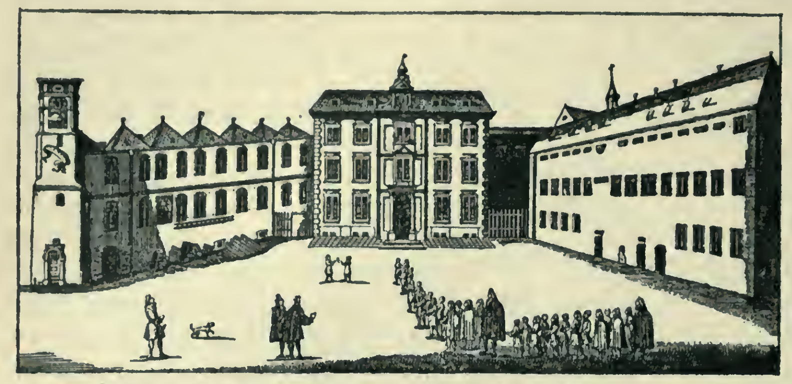


Abb. 93. Schüler mit ihren Lehrern zu Augsburg. 1731. Gleichzeitiges Kpfr.
Nürnberg, Germanisches Museum.

ebenso wie an den Feiertagen aus dem Gottesdienst, abberiefen. Wie sehr dadurch die Schüler beim Lernen zurückblieben, läge auf der Hand.

Man staunt über diesen Mangel an Disziplin in den Schulen, während doch andererseits die Strafen so oft mit ausgesuchter Härte vollzogen wurden. Denn die Prügelei blühte weiter auch in den neueren Jahrhunderten, die darin dem tiefsten Mittelalter kaum nachgestanden haben mögen. „Da kriegt der Schulmeister seine Henkersruthe aus einem Eimer voll Wasser", heißt es in einer Schrift aus dem Jahre 1540, „hauet, peitschet und tummelt den armen Schelm auf Posteriori herum, daß er schreit, daß man's über das dritte Haus hören möchte, hört auch nicht auf, bis daß dicke Schwülen auflaufen und das Blut den Beinen herunterlauft. Theils Schulmeister sind so böse Teufel, daß sie Drath in die Rute flechten oder kehren die Rute um und brauchen das dicke Ende. Auch pflegen sie der Kinder Haare um den Bakel zu wickeln und sie also damit zu zerren und zu raufen, daß es einen Stein in der Erde erbarmen möchte." „Ich habe wohl gesehen, daß die Kinder zu Krüppeln geschlagen wurden oder sonst in schwere Krankheit gefallen", schreibt ein anderer 1564. Manche Knaben wuchsen nicht recht, selbst nicht bei guter Kost, weil sie ewig geprügelt wurden und selbst daheim stets in Angst lebten. Wiederholt mußte den Lehrern verboten werden, die Knaben bis aufs Blut zu stäupen, sie mit Füßen zu treten, bei den Ohren und Haaren aufzuheben, mit den Schlüsseln, mit Stock oder Buch ihnen ins Gesicht zu schlagen. Verständige Obrigkeiten ermahnten ihre Lehrer, den Schülern „allein das Hinterteil mit Ruten zu streichen". Zuwiderhandelnde wurden mit Dienstentlassung bedroht. Aber bei so manchem pedantischen oder grausamen, wollüstig grausamen Wüterich blieben alle Ermahnungen, alle Drohungen vergeblich. Er verfuhr wie ein Henker mit den „armen Knäblein" — verlassene Waisen hatten besonders schwer zu leiden — schlug ihnen Löcher in den Kopf und ins Fleisch, sperrte sie wohl gar des Winters in den Keller, daß sie halb erfroren und sich fast zu Tode fürchteten. Karzerstrafe bei Wasser und Brot galt freilich auch als gesetzliches Zuchtmittel, so z. B. auf den sächsischen Fürstenschulen. Hier war es auch üblich, daß bei besonders großen Vergehungen die Übelthäter „vor dem Cötus" d. h. vor versammelter Schule von sämtlichen Lehrern, einem nach dem andern, „kastigiert" wurden. Als die Lehrer anfingen, dies Henkeramt unter ihrer Würde zu finden und, erst einmal der Rektor (1645), dann das ganze Kollegium (1703), um Aufhebung dieses veralteten Zwanges baten, kam von Dresden die Weisung, sie sollten weiter ihrer Pflicht nachkommen. Offenbar paßte es dem in der Regierung vertretenen Juristenstande nicht, daß die Lehrer anfingen, sich etwas besseres zu dünken. Bei den Jesuiten durfte kein Mitglied des Ordens gröbere körperliche Züchtigungen vollziehen, dazu war ein auswärtiger „Zuchtmeister" (corrector) angestellt. Überhaupt zeugen die pädagogischen Grundsätze der Jesuiten, maßvolle körperliche Züchtigung, Weckung des Ehrgeizes, von großer Einsicht in die menschliche Natur. Doch wurde der Ehrgeiz leicht übertrieben, das Denunziationswesen mit Absicht befördert. An guten Vorschriften hat es übrigens auch auf evangelischer Seite nicht gefehlt. Die Frage ist nur immer, wie sie befolgt wurden.

Die Unsitte der Prügelpädagogik wurde nicht

wenig gefördert durch die große Zuchtlosigkeit der Jugend. Wir werden aber gut thun, den vielen Klagen der Lehrer und Sittenprediger über den Verfall der häuslichen Zucht und wie es ehedem doch so viel besser gewesen sei, nicht unbedingt Gehör zu schenken. Alle solche Beobachtungen sind stets sehr individueller Natur, und das „goldene Zeitalter war wohl nie Gegenwart" (Paulsen). Man höre aber, was Andreas Pancratius, Superintendent zu Hof im Voigtlande, über die ungeratene Jugend zu sagen hat: „Was die Kinder von sieben bis vierzehn Jahren antrifft", schreibt er um 1572, „klagt alle Welt, sonderlich die in den Schulen sein müssen, darüber, daß die nie unbändiger, ungezogener gewesen, denn sie eben jetzt ist; sie ist so gar gottlos, daß sie in der Kirche mit dem Worte Gottes Gespött und Narrenweiß treibt". Unter Hunderten von Kindern gebe es nicht zwei, die auf die Predigt aufmerksam seien. „Laufen entweder droben auf der Portillen um oder gar zur Kirchthür hinaus, oder schwetzen und treiben Schalkheit mit einander". Will man sie strafen, so „stellen sie sich so ungebärdig, als wenn sie nicht Menschen, sondern wilde Tiere wären". „Einer beißet hernieder wie ein unsinniger Hund in den Stein, damit er geworfen wird. Ein anderer mache ein Gesicht, als wenn er voll Teufel wäre. Ein dritter benehme sich so, als wolle er gern dem Züchtiger ins Gesicht schlagen". „Und wäre Noth, wenn irgend ein böser Bube soll gestäupt werden, man hätte alleweg den Schergen bei der Hand, die solchen herüberzögen oder vor der Thüre stünden, damit sie nicht entliefen". Der Lehrer mußte in der That vor so mancher ausgewachsenen Range selber auf der Hut sein, denn es gab Schüler, die nicht davor zurückschreckten, Messer oder andere Waffen, die sie trotz aller Verbote bei sich trugen, sogar gegen den Lehrer zu erheben. Namentlich adelige Schüler waren darin gefährlich. Häufiger natürlich waren blutige Schlägereien der Jugend unter einander, die mit Waffengängen und nächtlichem Lärm, mit Trinkgelagen und Unzucht nicht eben selten der akademischen Freiheit vorgriff. Wurde doch geklagt, daß die Knaben meist „von zarter Kindheit an an Herz und Sitten verdorben seien". Alexander Gisius, Lehrer in Görlitz, äußerte sich 1569 in öffentlicher Rede, es „mache ihm die größte Freude, wenn er bei der an allen Schulen zerfallenen Zucht den Eltern einmal einen nur nicht völlig verdorbenen Schüler zurückschicken könne". Der Verwilderung der Sitten entsprach die „unförmliche" Kleidung, einer der schlimmsten Greuel in den Augen des 16. Jahrhunderts. Selbst unter den Insassen von Internaten, wie z. B. der sächsischen Fürstenschulen, wollten sich viele nicht dazu bekehren, ihren „ehrlichen Schulrock", die sog. Schalaune (scholana), ein langes Gewand von schwarzem Tuch, zu tragen. Der „mehre Theil" der Schüler gebärdete sich wie Studenten oder gar wie Landsknechte, ging „in kurzen, gewurckten, prunkten Mänteln, großen, weiten Reuberärmeln, gebunden Beinkleid und anderem, so mehr reuberisch, dann schülerisch", einher. Das Tragen von zerschnittenen Schuhen und Pluderhosen, von Federhüten, von Degen und Schießgewehren mußte wiederholt gerügt werden. Überhaupt ließ die Disziplin in den Fürstenschulen sehr viel zu wünschen übrig. Fenster und Gerätschaften zerbrechen, „das schmähliche Auspfeifen, Ausrauschen, Ausklappern und Thürzuschlagen der Knaben über die Präceptoren" waren noch die geringsten Übel, über die geklagt wurde. Auch förmliche Aufstände kamen vor. Bei Licht betrachtet, sind das aber alles Dinge, die sich auch wohl noch zu unseren Zeiten ereignen können und im 19. Jahrhundert, wie mancher unserer Leser selbst bezeugen wird, noch oft genug ereignet haben. Die Formen freilich waren damals roher, sie würden uns heute lebenden meist unerträglich dünken. In der Sache dürfte der Unterschied nicht allzu groß gewesen sein.



Abb. 94. Schulstube im 17. Jahrhundert. Kpfr. aus: Comenius, Vorpforte der Schul-Unterweisung. Nürnberg 1678.

Der Cantor.
Schwingt offt das Hertzens-Ohr, zum Lied im hohen Chor.



Der Stecken muß die Stimmen führen
und ein gerader Wandel zieren,
das Leben in verwirreter Zeit,
worauf so vieler Augen sehen,
sonst wird durch Ärgernis entstehen,
höchst-schädliche Unrichtigkeit

Abb. 95. Der Kantor. Kpfr. aus: Christoph Weigel, Abbildung der gemein-nützlichen Hauptstände. Regensburg 1698.

Man vergesse auch nicht, daß damals — und nicht nur von den Moralisten — weit höhere Anforderungen an die Sittlichkeit des Menschen gestellt wurden als heutzutage, wo wir zumal über die leichtfertigen Sitten der Jugend weit milder urteilen.

Die Lehrer gingen den Schülern oft mit bösem Beispiel voran. Auch sie trugen sich nach der Anschauung der Zeit „unehrbar", brauchten schändliche Worte, fluchten gotteslästerlich, trieben Zauberkünste und Unzucht, betranken sich und spielten, kamen noch trunken zum Unterricht oder rochen nach dem am Abend zuvor eingenommenen Alkohol, „erzeigten sich ärgerlich" bei Gastmählern und Hochzeiten. Alles das natürlich ohne die feineren, kultivierteren Formen von heute. Den Professoren zu Grimma und Meißen war von dem Kurfürst August von Sachsen ein „Vesper- und Schlaftrunk" bewilligt worden. Aber „diese Erlaubnis artete in einen solchen Mißbrauch aus, daß allein zu Grimma täglich 42 Kannen Bier auf solche Vesper- und Schlaftrank in Rechnung verschrieben wurden, obgleich es doch den Lehrern, bemerkte der Kurfürst 1571, bei den ordentlichen Mahlzeiten nicht an Getränken fehle". Das Gefühl für Standesehre, das Pflichtbewußtsein des Beamten — in der Hauptsache bekanntlich eine Errungenschaft des spezifisch preußischen Geistes — war damals noch nicht so entwickelt. Daher mußte den Lehrern eingeschärft werden, „sie dürften nur aus wichtigen Ursachen, nicht etwa, weil sie am Tage vorher sich voll getrunken hätten, oder wegen Hochzeiten ihren Unterricht versäumen". Sie „sollten nicht aus leichtfertigen Ursachen einen, zwei oder drei Tage außer der Schule spazieren gehen". Nun aber auch wieder die erhöhten Ansprüche an die Lehrer, verbunden mit einer lästigen Bevormundung: „An öffentlichen Spielplätzen und verdächtigen Orten sollten sie sich gar nicht finden lassen, bei Conviviis aber nicht über zehn Uhr des Abends".

Sehr viel trug zu der laxen Pflichterfüllung der Umstand bei, daß es an einer genügenden geordneten Schulaufsicht fehlte. Doch finden sich im 16. Jahrhundert überall Ansätze dazu. Den Anschauungen der Zeit konnte natürlich nichts besser entsprechen, als daß die Pfarrer, meist in Verbindung mit dem Amtmann, einigen Ratsmitgliedern u. s. w., mit der Inspektion der Schulen betraut wurden. Das war der Anfang zu dem ewigen Streit zwischen Pfarrer und Lehrer, der sich ja jetzt, wie bekannt, in der Hauptsache aufs Land zurückgezogen hat, damals aber in allen Städten blühte. Im 16. Jahrhundert — seit Luther — richteten die Pfarrer ihr Augenmerk vornehmlich auf die religiöse Gesinnung des Lehrers, dieser galt darin oft als anrüchig, wohl gar als Freigeist. Natürlich wurden auch die Schüler in solche Zwistigkeiten hineingezogen und dadurch wie überhaupt durch die ganze Art des Religionsunterrichts gleich in frühester Jugend mit dem Geiste der Unduldsamkeit erfüllt, der

ihnen später als Erwachsenen anhaften sollte. Auch bei den Prüfungen der Lehrer, die schon hier und da ihrer Anstellung vorherzugehen pflegten, stand immer die „reine Lehre“ im Vordergrund. Es wäre besser gewesen, etwas mehr nach der Grammatik zu fragen, denn das Latein der Lehrer war, nach so manchen vorhandenen Proben zu schließen, oft nichts weniger als musterhaft. Freilich fehlten ihnen auch meist die bequemen Hilfsmittel von heutzutage, namentlich gute Lexika.

Ein geregeltes Examen pro facultate docendi findet sich nicht vor dem 19. Jahrhundert. Auch die Visitationen der Schulen, selbst der Landes- (oder Fürsten-) Schulen, wie sie in Sachsen häufiger vorkamen, lassen noch jedes feste System vermissen.

Das mag in gewisser Beziehung kein Schade gewesen sein. Allerdings, die Schule war damals ganz auf die Persönlichkeit des Lehrers gestellt. War er schlecht, so taugte auch die Schule nichts und der Schulbesuch ließ nach. Ein guter Rektor aber trug seiner Schule und der Stadt, in der er wirkte, hohen Ruhm ein und brachte die Schülerzahl meist auf eine beträchtliche Höhe. Ihm kam zu gute, daß er im Stande war, allein nach eigenem Gutdünken das anzuordnen, was er für die ihm anvertraute Jugend am zweckmäßigsten hielt. Wie wäre es heute möglich, einen solchen Schulstaat einzurichten, wie Trotzendorf (starb 1556) dies in Goldberg that, wo die Schüler selbst als Konsuln, Censoren und Dekurionen die Ordnung aufrechthielten, wo sich aus ihrer Mitte ein Gerichtshof konstituierte, vor dem der Angeklagte sich verantworten mußte, um wohl gar durch eine in tadellosem Ciceronianischen Latein gehaltene Verteidigungsrede seine Freisprechung zu erreichen? Über dem allen stand der Rektor selbst als Diktator. Es war die Zeit der berühmten Rektoren. Johannes Sturm wirkte in Straßburg, Michael Neander in Ilfeld am Harz, Hieronymus Wolf in Augsburg. Um dieselbe Zeit hatten in den katholischen Landesteilen die Jesuiten ganz außerordentliche Erfolge. Sie brachten viele Schulen, die ihnen übergeben wurden, erstaunlich in die Höhe, machten aber auch viele andere tot. Das lag zu einem großen Teile daran, daß der Unterricht bei ihnen unentgeltlich war. Allein sie machten auch durch manche innere Vorzüge Eroberungen, selbst bei den Gegnern. Auf evangelischer Seite wurde viel geklagt, daß Protestanten ihre Kinder zu den Jesuiten in die Schule schickten.

Der Unterricht war bei Katholiken wie bei Protestanten ziemlich derselbe. Er galt vor allem der Kenntnis des Lateinischen. Das war nun einmal die Gelehrtensprache, und es fiel der ungeheuren Mehrzahl der damals lebenden Menschen nicht im Traume ein, an dem Grundsatze zu rütteln, daß es vor allem Aufgabe der Schule sei, Latein zu lehren, natürlich aber die gereinigte Sprache des Humanismus. Humanistische Lehrbücher, insbesondere die Melanchthons — auf den protestantischen Schulen — hatten die mittelalterlichen jetzt völlig verdrängt. Schon für die ABC-schützen wurde eine von Melanchthon zusammen-



Abb. 96. Der Schulmeister. Kpfr. aus: Christoph Weigel, Abbildung der gemein-nützlichen Hauptstände. Regensburg 1698.

gestellte lateinische Fibel, das Enchiridion elementorum puerilium, gebraucht. Danach kam der Donat, an dem die Knaben noch lesen lernten und damit zugleich mechanisch die Grundregeln der Grammatik in sich einsogen, die sie oft ohne jedes Verständnis auswendig lernten. Eine größere, etwa die Melanchthonsche Grammatik folgte. Das galt für die praecepta, d. h. die Regeln. Als exempla dienten noch gern auf der Unterstufe, wie im Mittelalter, die Distichen des sog. Cato und die Fabeln des Äsop, auf den oberen Klassen die besten klassischen Autoren, namentlich Terenz, Virgil und Cicero. Aber auch neuere Schriftsteller wurden gelesen, Murmellius, Mosellanus, Eobanus Hessus, Erasmus mit seinen oft freilich und mit Recht als sittlich anstößig verurteilten Colloquia. Allerdings waren auch die Alten, die „heidnischen Schwätzer und Fabelhansen, die da mit heidnischer Phantasei, Götzendienst und Buhlwerk zu thun haben", wie es in einer bayerischen Schulordnung von 1548 heißt, Katholiken wie Protestanten oft anrüchig. Man reinigte sie wohl von Obscönitäten, worin namentlich die Jesuiten großen Eifer zeigten. Übrigens war es nicht unklug, auch den modernen Beherrschern des Lateinischen den Weg zu den Schulen offen zu lassen. Wie mußte dies Vorbild den Schüler in der Hoffnung stärken, es auch einmal in der fremden Sprache zu etwas Rechtem bringen zu können. Denn die imitatio, die mit rastlosem Eifer betriebene Nachahmung, war die dritte Quelle, aus der die lateinische Wohlredenheit floß. Dazu diente noch lange das Verbot des Deutschsprechens, dessen Verletzung auf die Anzeige des Lupus oder, wie er jetzt oft heißt, Corycaeus hin der Schuldige mit Rutenstreichen büßen mußte (poenas luet natibus). Dazu sollten helfen die viel empfohlenen Collectaneenbücher, die Disputationen und Deklamationen in lateinischer Sprache bei den actus scholastici, die Aufführung von Terentianischen und neu verfertigten Schulkomödien. Das lateinische Schuldrama ist charakteristisch für das 16. und in der Hauptsache das ganze 17. Jahrhundert. Es brachte eine willkommene Abwechselung in den sonst so einförmigen Schulbetrieb und weckte bei manchem, bei dem sonst nichts half, die Lust zu den Studien. Manche Schulen thaten darin fast des Guten zu viel, in Straßburg verlangte Johannes Sturm, daß das Schultheater, das auf dem Schulhof stand, auch nicht eine Woche ungenützt bleibe. Meist aber fanden die Aufführungen bei Festen statt, es wurden auch oft Stücke in deutscher Sprache aufgeführt, damit die Bürgerschaft sie verstände. Welche Lust für die Knaben, in prächtige Kostüme sich zu werfen, als Könige und Helden zu „agieren". Man übertrug ihnen aber auch die Rollen der öffentlichen Dirnen, der stehenden Figuren in den Terentianischen und Plautinischen Komödien. Das erregte Anstoß, daher verfaßten viele Schulrektoren eigene Stücke, meist biblischen Inhalts, in denen die geschlechtlichen Verhältnisse jedoch auch oft mit „verblüffender Ungenirtheit" behandelt wurden. Die Jesuiten waren darin moralisch strenger. Dafür wandten sie „großen Pomp und Pracht" an ihre Stücke, die zum größten Teil aus der Heiligenlegende genommen waren und in denen nach Art der alten Mysterien oder des Passionsspieles von Oberammergau oft mit Musikbegleitung viele Hunderte von Schülern in reichen Trachten auftraten. Namentlich die Fürstenhöfe, z. B. der Münchener, nahmen das lebhafteste Interesse daran und pflegten ihren Besuchen wohl mit einer Komödie aufzuwarten. Im Laufe des 18. Jahrhunderts kam das Schuldrama in Abgang, aus verschiedenen Gründen.

Es gab Rektoren, die ihre Schüler nicht nur zur Aufführung, sondern auch zur Abfassung der von ihnen fabrikmäßig hergestellten Stücke heranzogen. Noch immer galt die Poesie als etwas Erlernbares. Wer nicht lateinische Verse schmieden konnte, wäre kein ordentlicher Gelehrter gewesen. So fand denn diese Schulmeisterpoesie an allen Lateinschulen mit der ehrlichsten Überzeugung von der hohen Wichtigkeit der Sache die aufmerksamste Pflege, und „bis ins 19. Jahrhundert hinein waren lateinische Verse der höchste Stolz mancher Schule, wenn nicht etwa griechische ihnen den Rang streitig machten".

Im allgemeinen aber war man mit den Anforderungen im Griechischen bescheiden, trotz der hohen Stellung, die der Humanismus dieser im Mittelalter ganz vergessenen Sprache und der großartigen in ihr niedergelegten Litteratur wieder



Abb. 97. Knabenschule im 17. Jahrhundert. Kpfr. von Abraham de Bosse (1602—1678) (Duplessis 1389).

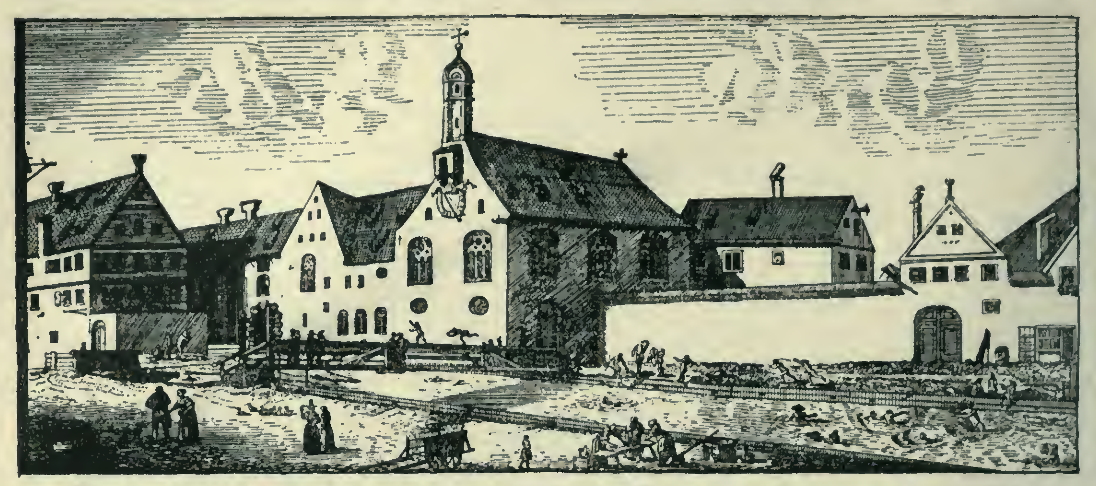


Abb. 98. Badende Kinder in Augsburg. (Ursula-Kirche.) Kpfr. von S. Grimm. 18. Jahrhundert. Nürnberg, Germanisches Museum.

angewiesen hatte. Auf den Lateinschulen lernte man kaum mehr als die Buchstaben und allenfalls noch die Elemente der Formenlehre, las wohl dazu noch ein paar Prosastücke und Verse von Theognis, Phokylides und die dem Pythagoras zugeschriebenen sog. goldenen Sprüche. Sehr beliebt waren religiöse Stücke, wie Übersetzungen des Katechismus ins Griechische. An den größeren Schulen, den eigentlichen Gelehrtenschulen, kam man bis zu Plutarch und Xenophon, Demosthenes und Isokrates, Homer und Hesiod. Mehr zu erreichen, galt im allgemeinen als eitler Ruhm des Lehrers. Der Unterricht wurde in der Regel so betrieben, als ob das Griechische gelernt werden sollte wie das Latein, nämlich, daß man es schreiben und reden könne. Dazu kam es nur in den allerseltensten Fällen. Sturm in Straßburg gab übrigens schon zwölfjährigen Knaben den Demosthenes in die Hand, ebenso wie fürs Lateinische den Cicero: so sollten sie sich gleich an dem Besten Wortschatz und Formenlehre einprägen. Wenn ihnen der Sinn des Gelesenen entgehe, so schade das nichts, die Knaben verstünden in dem Alter ja überhaupt noch nichts Rechtes. Der Autor galt also gewissermaßen nur als Mittel zum Zweck. Im 17. Jahrhundert ging das Griechische noch mehr zurück und es wurde wesentlich nur getrieben, um das neue Testament lesen zu können. Erst seit der Mitte des 18. Jahrhunderts datiert die bedeutende neuhumanistische Bewegung, die jeden auf Gymnasien gebildeten, begeisterungsfähigen Deutschen in Hellas heimisch machte.

An manchen vornehmeren Schulen wurden wohl auch die Anfangsgründe des Hebräischen gelehrt, um der heiligen Schrift willen. Deutsch blieb nach wie vor unberücksichtigt. Man wollte die Kinder nicht „mit solcher Mannigfaltigkeit" beschweren.

Außer den Sprachen — der Grammatik — erscheinen als besondere Lehrgegenstände auf der Oberstufe der gelehrten Schulen nur noch die beiden anderen Künste des alten Triviums, Rhetorik und Dialektik, und daneben wohl die Elemente der Physik — immer noch an Aristoteles gelehrt — und die sog. Sphaera (s. oben). Hier und da wurde auch wohl eine Stunde für die elementa mathematum und die initia arithmetices angesetzt. Sehr löbliches geschah für die Mathematik in Nürnberg. Im allgemeinen aber war der mathematische oder Rechenunterricht auf den Lateinschulen minimal, er führte meist nicht einmal zur Kenntnis der Brüche. Wir wissen schon, daß die deutschen Schreib- und Rechenschulen diese empfindliche Lücke ausfüllen halfen. Kenntnisse in den Realien vermittelte im übrigen die Lektüre der klassischen Schriftsteller. Alte Geschichte und Geographie mochte ja wohl aus Virgil und Xenophon einigermaßen gelernt werden können, aber wo blieb die neuere? Noch schlimmer

stand es natürlich mit der Naturgeschichte. Erst im Laufe des 17. Jahrhunderts beginnt man den Unterricht in den „Wissenschaften" allmählich zu würdigen.

Religion und Musik nahmen auch in nach-reformatorischer Zeit ziemlich denselben Raum ein wie im Mittelalter. Doch wird jetzt der eigentlichen Glaubenslehre weit mehr Pflege zugewendet. Gilt es ja doch die unterscheidenden Dogmen zu kennen. Daher wird der Katechismus durchgenommen, deutsch und lateinisch und wohl gar griechisch und auf den oberen Klassen der Text der Psalmen, der Sprüche Salomonis u. s. w. lateinisch, der Episteln und Evangelien wieder, wenn möglich, in griechischer Sprache gelesen und exponiert. Eine sonntägliche Kinderlehre (Katechisation) in den Kirchen ist an vielen Orten gebräuchlich. In Nürnberg hatten die deutschen „Schulherren", unsere oftgenannten Schreib- und Rechenmeister, ihre Kinder dazu in die Kirche zu führen. Gebet und Gesang eröffnen und schließen den Unterricht. Vor- wie nachmittags, gewöhnlich nach Schluß der regelmäßigen Schulstunden, also etwa um 9 und um 4 Uhr, gehts in die Kirche, dort wird gesungen, deutsch und lateinisch, dazu die Predigt gehört. Die lateinische Liturgie war noch bis tief ins 18. Jahrhundert hinein auch bei den Protestanten gebräuchlich. Die Kirche war ihnen auch noch keineswegs ein bloßes Sonntags-institut. Der Kantor, die unteren Lehrer, an kleineren Schulen auch der Rektor durften beim täglichen Gottesdienst nicht fehlen. Die Stunde nach der Mittagspause war gewöhnlich der Einübung der Gesänge gewidmet.

Leibesübungen wurden von manchen Rektoren nicht ungern gesehen, aber nur selten befördert. Das Baden in kaltem Wasser wurde früher meist als sehr gefährlich — und wohl auch unanständig — angesehen, daher untersagten es z. B. Trotzendorf in Goldberg und Sturm in Straßburg ihren Schülern.

Die Art des Unterrichts, der vielfach noch ganz so stattfand, wie wir ihn für das Mittelalter beschrieben haben, muß im ganzen entsetzlich langweilig und geisttötend gewesen sein. Das empfanden auch die Lehrer, und ihre Klagen galten als begründeter denn die des Esels bei Äsop. Auf den Inhalt der Autoren wurde wenig geachtet. Gewiß, sie wurden exponiert und interpretiert, aber hauptsächlich nur grammatikalisch und in Bezug auf den Stil, damit der Schüler gewissermaßen mechanisch sich schmücke mit Redeblumen. Ein historicus, also etwa Livius, wurde in der Regel nur proponiert, daß man „daraus materias nehme zu deklamiren und disputiren". Natürlich blieb trotzalledem manches hängen, und das wiederholte Abfragen bewirkte wohl, daß fähige Schüler den gelesenen Autor fast ganz auswendig lernten. Das übertriebene Gewicht, das auf die Form gelegt wurde, hatte aber außer anderen üblen Folgen auch einen geradezu verdummenden Einfluß, und der Leipziger Professor Ernesti durfte im 18. Jahrhundert nicht mit Unrecht von dem stupor paedagogicus sprechen, demzufolge „dem Knaben bei lange fortgesetzter Jagd auf Wörter (Sentenzen und Phrasen) die Fähigkeit, Gedanken aufzufassen, verloren gegangen sei".

Die schweren Übel, an denen der Unterricht krankte, sind von einsichtigen Männern nie verkannt worden. Aber nur wenige besaßen den pädagogischen Eifer, nun auch als „Neuerer" aufzutreten. Unter diesen wurde zuerst Wolfgang Ratke oder Ratichius (1571—1635) von Bedeu-



Abb. 99. Wettlauf von Jünglingen unter Leitung eines älteren Mannes. Kpfr. von Christoph Maurer. 17. Jahrhundert. Berlin, Kupferstichkabinet. A. 18.

tung, der eine neue Methode, fremde Sprachen zu lehren, erfunden haben wollte. Wichtiger war es, daß er verlangte, der Grund der Unterweisung müsse in der Muttersprache gelegt werden. Zu dieser Forderung gesellte sich bald noch eine andere, ebenso fruchtbare, die Betonung des Sachlichen im Unterricht, der Realien. Das entsprach dem Zuge der Zeit, der dahin ging, den alten Autoritätsglauben zu stürzen und der Erfahrung und Vernunft allein die Entscheidung in wissenschaftlichen Dingen zuzusprechen. An die christliche Offenbarung wagte man darum noch lange nicht zu rühren. Im Gegenteil der Mann, welcher zwar nicht ohne Vorläufer, aber doch am nachdrücklichsten und als erster auf Grund eines streng durchdachten pädagogischen Systems das Verlangen stellte, der Jugend nicht unverstandene Worte und Namen, sondern Sachen zu geben, war einer der tiefgläubigsten Männer seiner Zeit, der letzte Bischof der böhmischen Brüdergemeinde, Johann Amos Comenius (1592—1670). Mit seiner Forderung möglichster Anschaulichkeit beim Unterricht, mit seiner Betonung der Naturwissenschaften und technischen Künste, mit seinem Verlangen nach Ausbildung der Handfertigkeit, nach einem naturgemäßen Unterricht in der Muttersprache, wenigstens für die Elementarstufe, nach Volks- und Mädchenbildung und nach passenden (Real-) Schulen für die ins praktische Leben tretende Jugend ist er der Vater des pädagogischen Realismus geworden. Comenius' Andenken ist noch heute lebendig durch den 1657 zuerst in Nürnberg bei Michael Endter erschienenen Orbis sensualium pictus, in welcher „sichtbaren Welt" eine Unmenge Dinge und Lebensverrichtungen in allerdings meist recht unvollkommenen Abbildungen veranschaulicht und in lateinischer und deutscher, später auch noch in anderen Sprachen benannt waren. Der orbis pictus war ein für seine Zeit recht wertvolles pädagogisches Anschauungsmittel, das auch in den Schulen benützt wurde. Die Jugend las gern darin. Denn noch war sie durch keine Jugendschriftenlitteratur verwöhnt, und selbst dem jungen Goethe kam nach seiner eigenen Aussage außer dem orbis pictus kein Buch dieser Art in die Hände.



Abb. 100. Johann Amos Comenius. 1592—1670. Kpfr. von J. Balzer nach J. Kleinhard 1772.

Ernstliche Schulreformen wurden in den trübsten Zeiten des dreißigjährigen Krieges von dem frommen Herzog Ernst von Sachsen-Coburg-Gotha (1601—1675), dem „Bet-Ernst", wie er halb spöttisch, halb mit geheimer Bewunderung genannt wurde, vorgenommen. Hatten die Lehrer wohl in ihrer Armut sich dazu verstehen müssen, den Bauern gegen ein Stück Brot das Vieh zu hüten, so bestimmte der Herzog (1650), daß jeder Lehrer mindestens 50 fl. bar, 8 Malter Korn (zu rund 4 Thalern), freie Wohnung und Gartengenuß, freies Holz und steuerfreies Getränk haben sollte. Das war verhältnismäßig keine schlechte Bezahlung. Auch ein „Fiskus" von 500 Thalern für Lehrerwitwen wurde 1645 begründet sowie die unwürdige Sitte des „Leihkaufs" abgeschafft, nach der der Lehrer alljährlich von neuem um sein Amt sich bewerben, ja gewissermaßen es neu erkaufen mußte. Mit dem Schulzwang wurde Ernst gemacht. Nach dem im Auftrage des Herzogs von dem Rektor des Gothaischen Gymnasiums, Andreas Reyher, 1642 herausgegebenen Specialbericht oder, wie er seit 1648 hieß, Schul-Methodus sollten alle Kinder, Knaben und Mädchen, vom vollendeten fünften bis



Abb. 101. Schule. Holzschnitt aus: Comenius, orbis sensualium pictus. Nürnberg, Endter, 1746.

zum zwölften Jahre Sommers und Winters -- nur mit Unterbrechung durch die vierwöchigen Ernteferien — die Schule besuchen. Unterrichtsgegenstände waren Katechismus (Religion), Lesen und Schreiben, Singen und Rechnen. Letzteres erscheint hier zum erstenmal als Pflichtfach. Nur Deutsch sollte gelernt werden, lateinische ABC-bücher waren nicht zugelassen. Später, etwa 1660, kam dazu noch der Unterricht in „natürlichen Dingen" (Naturgeschichte) und andern „nützlichen Wissenschaften", auch eine Art staatsbürgerlicher Unterricht von „geist- und weltlichen Land-Sachen" und ein ökonomischer von „etlichen Haus-Regeln". Dabei wurde überall — noch vor Comenius — der Wert der Anschauung betont. So wurde z. B. das verspätete Eintreffen des Donners nach dem Blitz den Kindern an einem Büchsenschuß klar gemacht. Überhaupt sollte der Unterricht nicht in die Schulstube gebannt sein. Körperliche Übungen sah man gern, weniger das Baden in kaltem Wasser, das immer noch allgemein als gesundheitsschädlich und lebensgefährlich angesehen wurde. Herzog Ernst visitierte seine Schulen oft selbst. Die Früchte blieben auch nicht aus. Es wurde behauptet, alle unter seiner Regierung geborenen und im Lande erzogenen Unterthanen könnten lesen und schreiben.

Die Ernestinische im „Schulmethodus" niedergelegte Elementarschulordnung war die erste eigentliche staatliche Volksschulordnung. „Die Volksschulen sind Veranstaltungen des Staats", dieser Grundsatz kam damals zum ersten Male zur Geltung. Nach und nach lernten das auch die anderen deutschen Staaten einsehen. Nach Ernestinischem Muster regelten Sachsen-Weimar und Hessen-Darmstadt ihr Volksschulwesen. In Württemberg wurde die allgemeine Schulpflicht 1649 eingeführt.

Auch an den höheren Schulen im Herzogtum Coburg-Gotha fanden das Deutsche, das Rechnen und die Realien eine bis dahin ganz unbekannte Pflege. Die Schüler mußten allerlei geschäftliche Schreiben in deutscher Sprache anfertigen, und auch deutsche Redeübungen wurden abgehalten. Geschichte und Geographie wurden mit Hilfe der Landkarte getrieben. Das Gothaische Gymnasium erfreute sich daher eines großen Rufes, 1661 zählte es 724 Schüler.

Ein Schüler des Gothaer Gymnasiums war der trotz seiner Schwächen wahrhaft verehrungswürdige August Hermann Francke (1663—1727), Professor und Prediger in Halle. Als er einst um Ostern 1695 in seinem Pfarrhause in der daselbst aufgestellten Almosenbüchse ein Geschenk von sieben Sechzehngroschenstücken (4 Thlr. 16 Gr.) fand, da sprach der schon lange für das Wohl seiner Mitmenschen redlich sorgende Mann die folgenreichen Worte: „Das ist ein ehrlich Kapital, davon muß man etwas Rechtes stiften; ich will eine Armenschule damit anfangen". Francke kaufte für zwei Thaler Bücher und „bestellte einen armen Studiosum, die armen Kinder täglich zwei Stunden zu informieren, und versprach ihm dafür wöchentlich sechs Groschen". Er ahnte wohl kaum, was sich Großartiges aus diesen bescheidenen Anfängen entwickeln sollte. Noch in demselben Jahre 1695 wurde ein Pädagogium gegründet mit Pensionat für solche Knaben, die ihre „Information zu be-



Abb. 102. Gelehrtenzimmer. Holzschnitt aus: Comenius, orbis sensualium pictus. Nürnberg, Endter, 1746.

zahlen" imstande wären. Gezahlt wurden je nach dem Tisch und Bett, bezw. Zimmer 70, 100, 150 Thaler jährlich. Doch verzehrten manche auch 200, ja 3 bis 500 Thaler. „Nicht so kostbar", aber sehr gut besucht war die lateinische Schule. Im Herbst 1695 wurde auch schon der Grund zum Waisenhaus gelegt, das 1701 ein eigenes Gebäude erhielt. Seine Lehrer nahm Francke vorzugsweise aus armen Studenten der Theologie, die in der Anstalt beköstigt wurden. Alles das mußte in der Hauptsache aus milden Stiftungen bestritten werden. Oft mangelte es daran, so daß Francke nicht wußte, wie er die zahlreichen Lehrer und Zöglinge speisen sollte. Im Jahre 1708 aßen 80, 1722 schon 156 Lehrer am „Ordinari-Tisch" des Waisenhauses, an den Extraordinari-Tischen wurden weit über 100 arme Studenten und sogenannte Exspektanten frei beköstigt. Jene bildeten das eigentliche Seminarium praeceptorum. Das war ein förmliches Lehrerseminar, dessen Mitglieder sich in den „Dingen, so zum Schulwesen gehören", übten. Es gab vordem nichts dergleichen. Die Kost an den Ordinari-Tischen war nicht üppig. Fleisch kam nur dreimal wöchentlich auf den Tisch. Doch gab es gewöhnlich warmes Abendbrod, meist eine Suppe etwa von Hafergrütze, Erbsen, Milch, Eiern u. s. w., auch Biersuppe und Biermuß. Das Getränk war Bier, eine halbe Kanne für jede Mahlzeit. Die Waisenkinder bekamen Nachbier, „so aber wohl gekocht und ein gut Teil der Kräfte aus dem Malz mit sich führt". An den Extraordinari-Tischen gab es niemals Fleisch und Butter, doch „lehre die Erfahrung", heißt es, „daß mancher bei seinem Zugemüse und Bissen Brot auch an diesen Tischen weit vergnügter und auch wohl gesunder ist, als irgend andere sein mögen, die kostbare Tische haben". Apotheke, Buchhandlung, Druckerei, milde Stiftungen brachten mit der Zeit immer reichere Einkünfte. Bei Franckes Tode erhielten gegen 2200 Schüler Unterricht und 200 auch Unterkunft in seinen Anstalten.

Mit Francke beginnt der Pietismus eine tiefgreifende Wirkung auf das deutsche Schulwesen auszuüben. Der Beweggrund, etwas zu lernen, soll allein die Liebe zu Gott, nicht etwa Ehrgeiz oder auch nur Wißbegierde sein. Den Pietisten und namentlich dem strenggesinnten Francke war jede weltliche Lust der Jugend Sünde. Wäre es nach ihm gegangen, so wären viele Dinge, die den Schmuck des Lebens bilden, wie z. B. Tanzen, Theater u. s. w. ganz abgeschafft worden. Das vertrug sich nicht mit einem an Verzweiflung grenzenden Bußkampf, der nach Francke allein den Weg zur Seligkeit bilden sollte. Höchst auffallend ist dabei die Richtung aufs Praktische, die Aufnahme der Realien, Naturgeschichte, Mathematik, Geographie u. s. w. in den Unterricht, die den Pietismus charakterisiert. Gewiß geht das zum Teil auf Franckes Jugendeindrücke in Gotha zurück. Dazu verlangte der im Pädagogium stark vertretene Adel dergleichen nützliche Dinge zu lernen. Neu war ferner das Zeichnen als Unterrichtsgegenstand. An dem Pädagogium wurden auch „um der notwendigen Motion willen" einige Handfertigkeiten, als Drechseln, Gläserschleifen, Papparbeiten, Holzsägen getrieben. Die Kinder lernten sogar Serviettenbrechen und Äpfelschneiden, auch Vögelausstopfen. Man bezeichnete das später als „Rekreationsübungen". Einem ganz in seinem Schöpfer aufgehenden Gemüt konnten die Äußerlichkeiten dieser Welt nichts anhaben. Allerdings verlangte Francke von seinen Lehrern, daß sie, auch wenn sie die Kinder spazieren führten — ein Studiosus der Medizin ging mit ihnen herbatim, d. h. botanisieren — immer die Gottseligkeit im Auge behielten. Daß Betstunden und Katechisation nicht zu kurz kamen, läßt sich denken. Aber auch der Unterricht in der biblischen Geschichte geht im wesentlichen auf den Pietismus zurück. Einige übertriebene Geister waren ganz gegen die „Heiden" in den Schulen. Und in der That wurden wenigstens die alten Dichter nur sehr mit Auswahl gelesen. Anerkennung verdient die Pflege des Deutschen und des Französischen durch Francke. Der grammatische Unterricht in letzterem war Deutschen, der im „Parlieren" geborenen Franzosen übertragen. Ein heute noch sehr beherzigenswerter Grundsatz.

Trotzdem die Schüler sich stets unter Aufsicht der „Informatoren" befanden, wurde doch über die Früchte der pietistischen Erziehung geklagt, daß nämlich diejenigen, die aus dem Pädagogium kämen, gerade als Studenten die wildesten seien. Eine unter ähnlichen Umständen bekanntlich nicht



Abb. 103. Seitenansicht des Waisenhauses zu Halle mit Bildnis von August Hermann Francke. Kpfr. aus dem 18. Jahrhundert. Leipzig, Bibliothek des Börsenvereins.

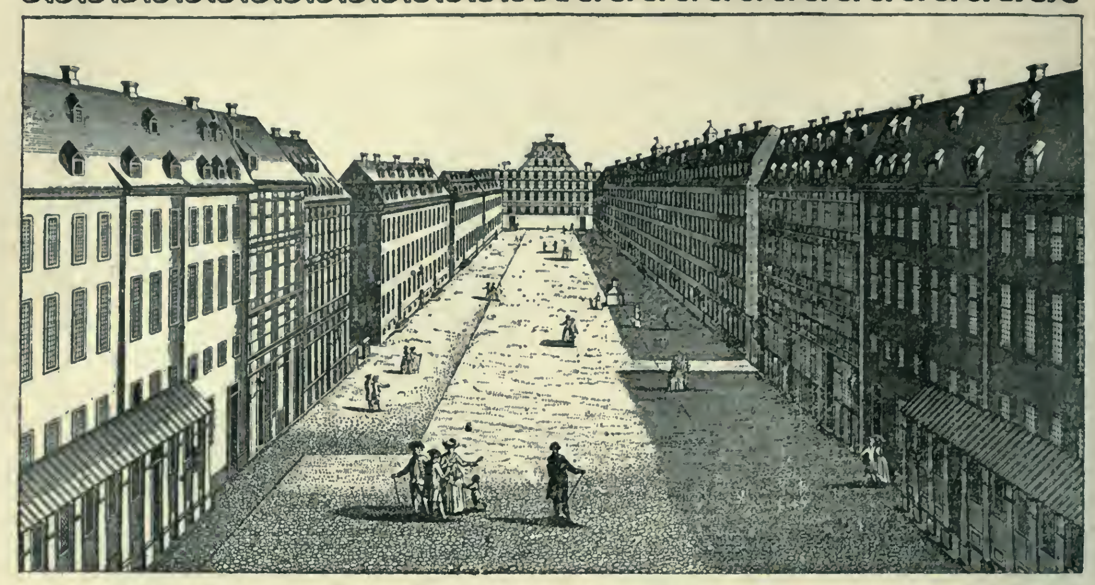


Abb. 104. Hof des Waisenhauses zu Halle. Kpfr. aus dem 18. Jahrhundert. München, Kupferstichkabinet.

seltene Erfahrung. Francke bezweifelte das zwar, riet aber den Eltern, für ihre Söhne auf den Universitäten zuverlässige Hofmeister zu bestellen.

Die zweite Hälfte des 17. und mehr noch das ganze 18. Jahrhundert sind die Blütezeit der Privaterziehung durch Hofmeister — der Ausdruck ist schon im 16. Jahrhundert gebräuchlich — in Deutschland. Den Hauptanlaß dazu gab wohl der Umstand, daß die alte humanistische Bildung auf den Lateinschulen einem Manne von Welt nicht mehr genügte. Lateinische Eloquenz und Poesie wurden in den vornehmen Kreisen nicht mehr geachtet, wohl gar belächelt, ihr Ideal sahen diese in dem französischen Kavalier, wie er am Hofe Ludwigs XIV. zu finden war. Um Französisch parlieren zu können und alle die tausend Feinheiten höfischer Galanterie zu erlernen, bedurften sie natürlich eines französischen Hofmeisters. Doch war dieser in der Regel nicht der einzige, ja auch nicht einmal immer der Haupterzieher eines jungen Prinzen oder Adeligen. Letzteres Amt war an mächtigeren Fürstenhöfen meist einem militärischen Gouverneur anvertraut. Viele vornehme Leute, Adelige oder wohlhabende Bürgerliche, übertrugen aber die häusliche Erziehung ihrer Söhne einem akademisch gebildeten Deutschen, der noch immer sehr häufig ein Kandidat der Theologie war. Die deutsche Litteratur- und Gelehrtengeschichte ist voll von Beispielen, daß bedeutende Männer in ihrer Jugend das Amt eines Hofmeisters übernahmen und so nicht nur zu vornehmen und weltmännisch gewandten Familien in Beziehungen traten, sondern auch, indem sie ihre Zöglinge auf der üblichen Mode-Tournée durch Frankreich, Holland, England, auch Italien begleiteten, ein gut Stück der Welt kennen lernten.

Den Bedürfnissen der jungen Adeligen diente jetzt übrigens eine neue Art Schulen, die sogenannten Ritterakademien, in denen wohl Latein, aber nicht Griechisch, dagegen Französisch, Mathematik und andere praktische Disciplinen gelehrt und standesmäßige Fertigkeiten (wie Fechten, Reiten u. s. w.) eifrig betrieben wurden. Die ältesten dieser Anstalten, das Collegium illustre zu Tübingen (Abb. 22—25) (1589) und das Collegium Mauritianum zu Kassel (1599) gehen übrigens schon ins 16. Jahrhundert zurück. Das Franckesche Pädagogium verfolgte zum Teil dieselben Zwecke. Daß trotz dieser und mancher anderen verbesserten Lehrinstitute die private Erziehung von gebildeten vermögenden Leuten im 18. Jahrhundert im allgemeinen vorgezogen wurde, geht auf den Einfluß der großen pädagogischen Philosophen, Locke's und Rousseau's, auch der Philanthropisten zurück.

Das 18. Jahrhundert war nicht minder ein methodesuchendes Zeitalter wie das siebzehnte.

Namentlich auf dem Gebiete der Pädagogik. Im Gefolge von Rationalismus und Aufklärung mußten neue Erziehungsgrundsätze aufkommen. Ihre Hauptvertreter waren in Deutschland die Philanthropisten, an ihrer Spitze Johann Bernhard Basedow (1723—1790) und Joachim Heinrich Campe (1746—1818), Salzmann, Bahrdt, Trapp u. a. m. Ganz im Gegensatz zu der alten Orthodoxie und dem Pietismus, im Einklang mit Jean Jacques Rousseau und vielfach von diesem beeinflußt, sahen die Philanthropisten den Menschen nicht als von vornherein durch die Erbsünde verdorben, sondern vielmehr als von Natur gut an. Es handle sich nur darum, ihm eine naturgemäße und menschenfreundliche Erziehung zukommen zu lassen, damit er sich entsprechend den in seine Natur gelegten Keimen zum Guten frei und natürlich zum Menschenideal entwickele. Die neue „verbesserte Erziehung" hat unstreitig sehr viel Gutes gewirkt, doch hingen ihr auch viele Absonderlichkeiten an. Eines ihrer ersten Verdienste ist, daß sie das unsinnige Prügelsystem sowie das geistlose Memorieren der „altmodischen Pedanten und Schulfüchse", wenn auch keineswegs beseitigte, so doch ganz bedeutend einschränkte. Was der Schüler nicht verstehe, das solle er auch nicht lernen, war vornehmster philanthropischer Grundsatz. Daher wurde jetzt der Katechismus wohl gar verworfen und mit ihm die Glaubenssätze der christlichen Dogmatik. Dagegen wurde man nicht müde, die „natürliche Religion" zu pflegen, den Schüler auf Gott, seinen Schöpfer hinzuweisen, dessen unaussprechliche Allmacht und Weisheit sich in den erhabenen Wundern der Sternenwelt wie nicht minder in der ganzen Zweckmäßigkeit der Natur deutlich offenbare, dessen unendliche Vatergüte in einem besseren Jenseits die Belohnung aller guten Handlungen sich vorbehalten habe. Der begeisterte Campe führte seine Zöglinge gern ins freie Feld, in den „großen Tempel der Natur, unter das erhabene Gewölbe des Himmels". Wenn sie dann ganz von dem „Gefühle seelig" waren, dann kniete er wohl mit ihnen nieder und sprach mit lauter Stimme Gebete, zu deren Verrichtung nach alter Gewöhnung sie sonst nie angehalten wurden.

Mit der Betonung des Natur- und Vernunftgemäßen in der Erziehung hing es zusammen, daß die Philanthropisten schon ganz kleine Kinder über die Geheimnisse der Zeugung und Geburt und andere geschlechtliche Verhältnisse umständlich aufklärten und daß einige von ihnen sich wohl gar zu dem Verlangen verstiegen, die Kinder müßten der Niederkunft ihrer Mütter beiwohnen.

Wurde von den Philanthropisten auch nicht jeder Zwang, ja nicht einmal jede körperliche Strafe verworfen, so sollte das Lernen doch nicht sowohl eine halb oder ganz mit Widerwillen gethane Arbeit als vielmehr eine Unterhaltung, ein Vergnügen, ja geradezu ein Spiel sein. Basedow und sein getreuester Mitarbeiter Wolke z. B. wurden nicht müde, immer neue Buchstabenspiele zu erfinden, die Kinder auf eine angenehme Weise das Lesen zu lehren. In zwangloser Unterhaltung, beim Spielen und Spazierengehen brachte Basedow als Hofmeister in kurzer Zeit seinem Zögling Lateinisch bei. Er flocht anfangs nur wenige, dann immer mehr lateinische Worte in die deutsche Unterhaltung ein, dabei immer darauf achtend, daß jedem Worte auch die entsprechende Anschauung womöglich der Wirklichkeit oder wenigstens einer bildlichen Darstellung nicht fehle. Diese der heutigen Berlitz'schen ähnliche Sprechmethode wurde auch an Schulen geübt. An die Lehrer stellte ein solcher Unterricht

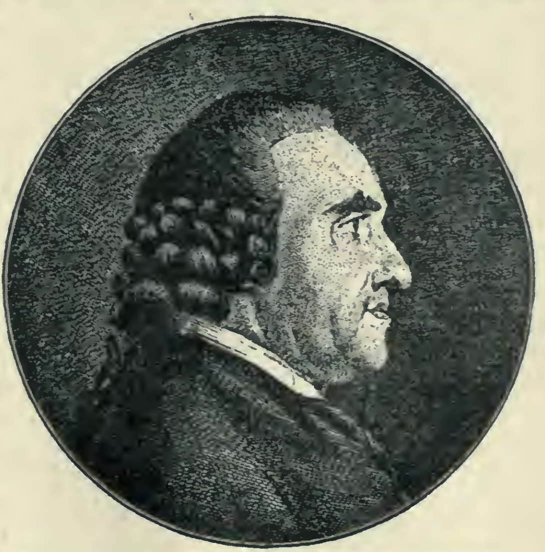


Abb. 105. Bildnis des Johann Bernhard Basedow (1723—1790). Kpfr. von D. Chodowiecki.



Abb. 106. Unterricht in der Naturwissenschaft durch bildliche Anschauung. Kpfr. von Schuster nach D. Chodowiecki (1726—1801).

schen Anstalten. Eine Lieblingsidee Basedow's war, daß die Knaben nacheinander in je ein paar Wochen die Thätigkeiten der verschiedenen Stände, der wichtigsten Handwerker, des Bauern, des Bergmanns, Seemanns, Kaufmanns, sogar des Soldaten praktisch durchmachen sollten. Diese Richtung auf das Praktische verfiel nur leider leicht ins Nüchterne und Hausbackene. Was nicht von unmittelbar einleuchtendem praktischen Nutzen schien, wurde von den Vertretern der Aufklärung und so auch von den Philanthropisten wenig beachtet. Daher ihre viel beklagte Gleichgültigkeit gegen die alten Klassiker, ihre Geringschätzung der Mythologie und Geschichte, ja sogar der Poesie. Der sonst so begeisterungsfähige Campe stellte das Verdienst des Braunschweiger Bierbrauers Mumme über das des Homer. Andere äußerten sich ähnlich in plattem Utilitarismus.

natürlich entschieden größere Ansprüche. Es werden auch wohl nur wenige dem Grundsatz Basedows treu geblieben sein, daß das Auswendiglernen nur freiwillig sein sollte. Auch mit den Meritenpunkten des Fleißes und der Tugend, die allein an den Ehrtrieb der Schüler appellierten, kam Basedow nicht allzuweit, und sein Ausruf: „O wohl dir, du liebe junge Nachwelt: Du lernst Latein, Latein ohne Rute und Stock!" ist doch keineswegs ganz in Erfüllung gegangen.

Einen besonderen Nachdruck legten die Philanthropisten auf die Anschauung. Sie zu befördern verlangte Basedow, wie schon einst Comenius, Naturalien- und technische Cabinette, dafür schuf er sein „Elementarwerk", aus dessen nicht eben sehr vollkommenen Kupfern die Jugend die Natur und äußere Welt, aber auch die inneren Vorgänge der Menschenseele verstehen lernen sollte. Jetzt endlich entstand auch eine Jugendlitteratur Kinderfreunde, Erzählungen fast durchweg moralisierenden Inhalts, deren Charakter durch den vielen unserer Leser gewiß bekannten Campe'schen Robinson am glücklichsten repräsentiert wird. Und wie das Auge sollte auch die Hand geübt werden, ähnlich, aber systematischer als in den Francke-

Die nachhaltigste pädagogische Wirkung vielleicht übte die Sorge der Philanthropisten um die körperliche Erziehung aus. Abhärtung von frühester Kindheit an, allerlei Spiele in frischer Luft, Reiten, Tanzen, Schlittschuhlaufen, Schwimmen — letzteres ist jetzt nicht mehr verpönt — gelegentlich auch ordentliche Strapazen, Hungern und Nachtwachen mußten, wenn richtig betrieben, den Körper geschickt und stark machen. Das 19. Jahrhundert ist mit seiner durch F. L. Jahn begründeten Turnkunst nur auf dem Wege nachgeschritten — und zwar keineswegs sehr rasch —, den die Philanthropisten vorangegangen waren.

Zu den Mächten der Zeit, dem Realismus und Pietismus, der Aufklärung und dem Philanthropismus gesellte sich nun noch eine Bewegung, die, anfangs wenig beachtet und von jenen lauter

auftretenden Richtungen lange unterdrückt, unserm deutschen Volke einen ganz ungeahnten herrlichen Lebensinhalt geben sollte. Diese Richtung ist sehr glücklich als Neuhumanismus bezeichnet worden. Sie charakterisiert sich durch das Aufleben des um die Wende des 17. und 18. Jahrhunderts ziemlich stark in Verfall geratenen Studiums der Klassiker, wobei man den Geist des Altertums in einer ganz neuen Weise auffassen lernte und dadurch die eigene Brust mit neuen an den unvergänglichen Kunstschöpfungen vor allem des griechischen Altertums entzündeten Idealen erfüllte. Diese Richtung mußte für die Schulen um so wichtiger werden, als sie zum großen Teile aus ihrem eigenen Schoße hervorwuchs. Sie wird eingeleitet durch den bedeutenden Philologen Johann Matthias Gesner (1691—1761), Lehrer und Rektor verschiedener Schulen, seit 1734 Professor der Poesie und Beredsamkeit an der neugegründeten Universität Göttingen. Sein Schüler Johann August Ernesti (1707—1781), gleichfalls zuerst Schulmann, dann langjähriger Professor an der Universität Leipzig, half ihm wacker mit, die Behandlung des altklassischen Unterrichts an den Gymnasien in ein verständigeres Fahrwasser zu leiten. Geistige Bildung, Pflege des Geschmacks und Urteils, sachliches Verständnis war ihnen die Hauptsache bei der Lektüre der antiken Schriftsteller, unter denen jetzt vor allem die Griechen eingehende Berücksichtigung fanden. Gesner ging in seinem Widerwillen gegen die bisherige geistlose Grammatikpaukerei so weit, daß er überhaupt die Grammatik wenigstens für die unteren Stufen aus dem Unterricht verbannt und die Sprache im wesentlichen nur aus dem Gebrauch gelernt wissen wollte, ein Verlangen, worin ihm die Philanthropisten beipflichteten. Von diesen schied ihn im übrigen seine tiefe Verehrung für das Altertum, die ihn aber doch nicht hinderte, einer besseren Pflege des Deutschen und der neueren Sprachen sowie auch namentlich der Realien das Wort zu reden. In Gesners Sinne wirkte weiter sein Nachfolger in Göttingen, Christian Gottlob Heyne (1729—1812). Durch ihn und seine Schüler, vor allem den genialen Friedrich August Wolf, den Begründer der neueren „Altertumswissenschaft“, erhielt die griechische Litteratur in den Schulen vollends ein dauerndes Bürgerrecht. Wie sehr ein Winckelmann, Lessing und Herder, ein Schiller und Goethe auf ihre Weise an der Neubelebung der Schulbildung durch die Antike mitgewirkt haben, kann hier nur angedeutet werden.

Wir werfen noch einen kurzen Blick auf die Universitäts- und Schulzustände in Deutschland etwa um 1750. Zu keiner Zeit findet man die verschiedenartigsten Richtungen an den deutschen Hochschulen so hart auf einander gerückt. In Perrücke und Zopf saßen sie da alle mehr oder weniger einträchtiglich bei einander, die Jünger Wolff's und andere manchmal bis zum Fanatismus sich versteigende Anhänger der Aufklärung, wortgläubige Orthodoxe und überspannte Pietisten und zahlreiche, sich selbst sehr würdig vorkommende, von Friedrich dem Großen aber mit



Abb. 107. Verbesserte Erziehung. (S. S. 121.) Ein Lehrer belehrt einen Knaben, der ihm eine Pflanze zeigt. Rechts ein Knabe beim Botanisieren. Einige Schüler schwimmen in dem Flusse, andere sind im Begriff hineinzuspringen, noch andere üben sich im Springen mit Stangen. Kpfr. von D. Chodowiecki aus: Salzmann, Taschenbuch 1801.



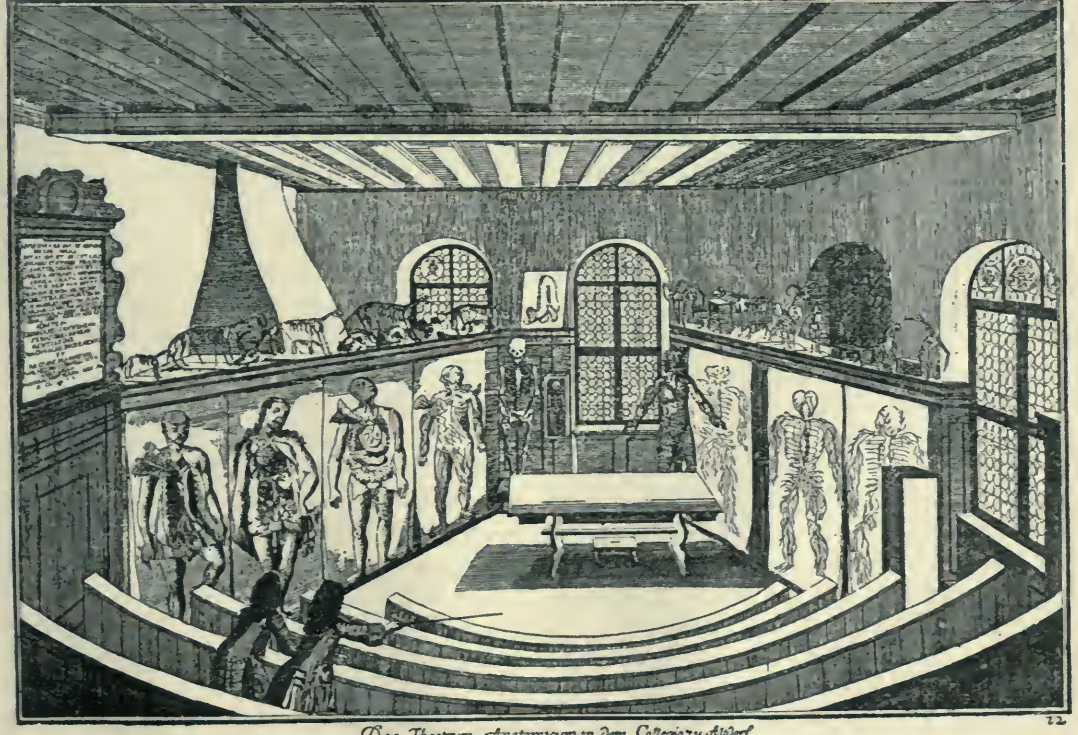

Abb. 108. Abbildungen von angeblichen Versteinerungen aus: Beringer, Litnographia Wirceburgensis 1726.

mehr Recht als „hochmütige, langweilige, unfruchtbare Pedanten" bezeichnete, in Kortum's Jobsiade unter allgemeinem Beifall verspottete gelehrte Häupter, die auch auf dem Felde der empirischen Wissenschaften vom ererbten Autoritätsglauben nicht lassen wollten. Noch immer äußert sich dieser in altgewohnter, naiver Weise. Der gute Johann Bartholomäus Adam Beringer, Professor der Medizin an der Universität Würzburg, Oberarzt am Juliusspital, Fürstbischöflicher Leibarzt u. s. w., fand auf wiederholten Exkursionen in die benachbarten Steinbrüche allerhand seltsame Petrefakten, ganze versteinerte Gebilde von Eidechsen, Kaulquappen, Spinnen und Spinnennetzen, aber auch von Sonne, Mond und Sternen, sogar von arabischen und hebräischen Buchstaben und Zahlen. Der Stolz des Entdeckers trieb ihn bald dazu, seine paläontologischen Funde in einer umfangreichen Dissertation niederzulegen, die er unter dem Titel „Lithographia Wirceburgensis" 1726 mit sauberen Kupfern erscheinen und von einem seiner Schüler zum Zweck der Erlangung des Doktorgrades in der Medizin öffentlich im Auditorium Medicum verteidigen ließ. Beringer war allerdings im Zweifel, ob er jene seltsamen Versteinerungen der Natur oder der Kunst irgend eines alten Volkes zuschreiben sollte. Er neigte aber zu der ersteren Annahme. Gott müsse sie gebildet haben, damit, wenn der Mensch ihn vergäße, die stummen Steine seinen Ruhm verkündeten. Der redliche Mann wollte nicht glauben, daß ein Schelm (wahrscheinlich auf Anstiften der Jesuiten) jene närrischen Gebilde aus Thon hatte anfertigen lassen und daß er sich durch seine unkritische Einfalt eine unerwünschte Unsterblichkeit bei der Nachwelt sichern sollte.

Die Disputationen, die übrigens mehr und mehr in Abnahme kamen, die Promotionen und andere öffentliche Akte fanden um die Mitte des 18. Jahrhunderts in der Regel noch lateinisch statt. In den Vorlesungen aber bedienten sich wenigstens die vorgeschritteneren unter den Professoren seit Thomasius durchweg der deutschen Sprache. Am längsten beim Latein blieben die Mediziner. Die Professoren wurden übrigens jetzt so klug, mit Vorliebe die von den Studenten besonders honorierten Privat-Kollegia zu lesen, auf die sie denn auch mehr Fleiß verwandten als auf die freien Publica. Dadurch verbesserten sie ihre immer noch meist sehr schmalen Gehälter.

Infolge der größeren Spezialisierung der Wissenschaften entstanden jetzt überall neue Professuren, für Chemie und Arabisch, für Reichsrecht und Naturrecht, sogar für Heraldik und manche andere, heute zum Teil wieder um ihr Ansehen gekommene Wissenschaft. Schon nach außen hin machte sich der Fortschritt bemerkbar in den jetzt wohl bei keiner hohen Schule fehlenden Bauten der anatomischen Theater und Sternwarten, der botanischen Gärten und Bibliotheken, deren Anfänge ja wohl schon ins 16. Jahrhundert, zum Teil noch weiter zurückreichen, die aber jetzt mit größerem wissenschaftlichen Verständnis angelegt und eingerichtet wurden. Bei der Neugründung von Universitäten sah man immer noch auf ländliche Stille, die den „Musen" vorteilhaft wäre. Daher wurde Göttingen dem lebhafteren Hannover vorgezogen, obgleich Leibniz zur Abstellung der „mönchischen, in leeren Gedanken und Grillen befangenen Universitätsgelehrsamkeit" eine Verlegung der Universitäten in die Residenzen vorgeschlagen hatte, damit die Studierenden sich mehr „in der Konversation unter Leuten und in der Welt" bewegen möchten.

Ein wenig verfeinert waren die Sitten der Studenten um die Mitte des 18. Jahrhunderts immerhin. Neben dem trink- und raufwütigen Burschen von ehedem war jetzt auch der Pietist und der Hofmann stark unter ihnen vertreten. Die Studenten — nicht nur die adeligen —



Das Theatrum Anatomicum in dem Collegio zu Altdorf

Abb. 109. Anatomisches Theater in Altdorf. Kpfr. von Puschner. 18. Jahrhundert. Nürnberg, Germ. Museum.



Abb. 110. Student, als Kavalier gekleidet, aus Kiel. 18. Jahrhundert. Gleichzeitiges Kpfr. Nürnberg, Germanisches Museum.

und weh, so wurde der dortige Student verspottet — stand ihm an Roheit der Sitten bald kaum nach. Es ging der Spruch:

> Wer kommt von Jena mit gesundem Leib,
> Von Leipzig ohne Weib,
> Von Halle ungeschlagen,
> Der hat von großem Glück zu sagen.

Der Degen gehörte immer noch notwendig zur studentischen Tracht, erst nach dem siebenjährigen Kriege wurde er allmählich abgelegt. Die in der Beilage nach Stammbuchblättern wiedergegebenen Zeichnungen veranschaulichen uns einige charakteristische Szenen aus dem Studentenleben des 18. Jahrhunderts. Wir bemerken darauf verschiedene Ballspiele, die in akademischen Kreisen längst aus der Mode gekommen sind, daneben auch schon das damals neumodische Billard. Das Stammbuch war ehemals, vom 16. bis tief ins 19. Jahrhundert hinein, ein notwendiges Attribut jedes Studenten. Jetzt ist es schon lange her, daß es niemand mehr bei sich führt.

Den Landsmannschaften, die mit ihrer „längst verhasseten und mehrmals verbotenen Bändertracht" doch nicht auszurotten waren, ja im 18. Jahrhundert sogar recht flott florierten, traten in der zweiten Hälfte des

lernten jetzt reiten und tanzen, womöglich bei einem französischen maître. Auch die feine Konversation mit dem „Frauenzimmer" wurde ihnen geläufiger. Dafür hatte namentlich Leipzig, wo das gebildete Bürgertum überwog und nicht wie in den kleinen Städten die Studenten allein den Ton angaben, einen großen Ruf. Man rühmte es als „galant", als ein „klein Paris", das seine Leute bildete. Goethe weiß davon zu erzählen. Allerdings hieß es auch von der Pleißestadt: „Hier lernt der Bursch die Mädchen zu betrügen". Jena galt stets als die „forscheste", aber auch wildeste von allen Universitäten, war daher aber auch vielfach tonangebend. Doch auch das anfangs so pietistische Halle — zu Halle muckert er und seufzet ach

18. Jahrhunderts die studentischen „Orden" zur Seite, die sich nach dem Vorbild des Freimaurerordens mit einem mystischen Dunkel umgaben, unverbrüchliche Freundschaft bis zum Tode als ihr Hauptziel aufstellten, zum Teil aber lächerlich exklusiv waren und sich im übrigen in studentischen Formen bewegten. Die 1743 gegründete Universität Erlangen war ein Hauptsitz dieser Orden. Jetzt sind sie alle vergessen mit ihren wohlklingenden Namen, der Amicisten- und Harmonisten-, der Konstantisten- und Unitistenorden; schon um die Wende des Jahrhunderts wichen sie wieder ganz den alten Landsmannschaften, aus denen sich zum großen Teil die Korps entwickelt haben. Wie in der Zeit



Abb. 111. Ansicht der Universitätsstadt Erlangen. 18. Jahrhundert. Gleichzeitiges Kpfr. München, Kupferstichkabinet.

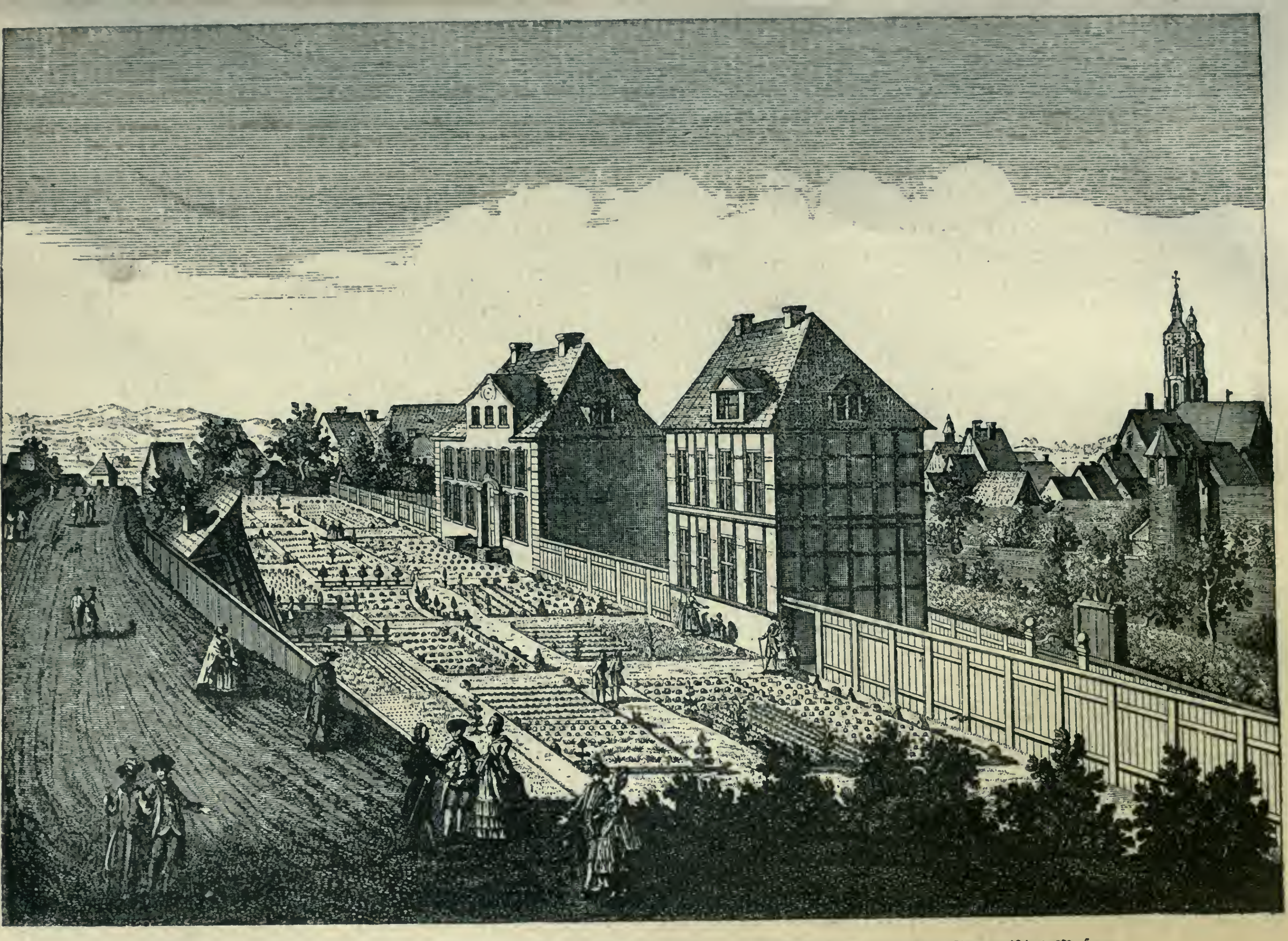


Abb. 112. Der botanische Garten in Göttingen. Kpfr. von B. Fr. Leizel. 18. Jahrhundert. Nürnberg, Germanisches Museum.

Beilage 5 u. 6. Oben eine Examenskommission (?), die dem Philosophen Wolff feindlich gesinnt ist. Der Präses fragt: „Ist der Herr auch ein Wolffianer?“ Und der gesinnungstüchtige Examinand antwortet: „Pereat Wolff, vivat Lange!“ Unten ein studentisches Hospiz, in dem Wolff ein Vivat und Lange ein Pereat ausgebracht wird. — Studenten bei „Toback“ und „Koffee“ in einem Garten. ca. 1730. Nach den im Hamburger Kunstgewerbemuseum befindlichen Originalen.

Beilage 7 u. 8. Studentische (?) Serenade. Studentische Mensur. ca. 1730. Nach den im Hamburger Kunstgewerbemuseum befindlichen Originalen.

Beilage 9 u. 10. Parade von mit Gewehren bewaffneten Studenten(?) (oder Schützenaufzug?). Studenten mit Fackeln und Musik lassen einen neuen Doktor zur Nachtzeit auf dem Marktplatz hochleben. ca. 1730. Nach den im Hamburger Kunstgewerbemuseum befindlichen Originalen.



Beilage 11. Cavaliermäßige Exercitien der Studenten. ca. 1730. Reiten, Billardspielen, Ballschlagen, Tanzen, Hazardspielen u. s. w. Nach den im Hamburger Kunstgewerbemuseum befindlichen Originalen.

des patriotischen Rufs nach Freiheit und Einheit die Burschenschaften entstanden, denen nach Sand's thörichtem Verbrechen eine Zeitlang so übel mitgespielt wurde, das zu schildern, liegt außerhalb des Rahmens dieses Buches. Auch die Orden wurden von den akademischen Behörden nicht gern gesehen, daher auch wiederholt streng verboten. Harmlosere Vereinigungen von Studenten waren die sogenannten Tischgesellschaften, die wohl auch repräsentativ auftraten, etwa bei Überreichung eines Carmens zur Hochzeit eines Professors, bei Leichenbegängnissen u. s. w.

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts war der Unterricht auch an den Gymnasien und Lateinschulen ein wesentlich anderer geworden. Im Religionsunterricht, soweit er nicht pietistisch war, fiel jetzt der Schwerpunkt auf die Moral, so verlangte es unter anderen auch Preußens großer König. Die lateinische Grammatik, die die Kinder in Händen hatten, war jetzt nicht mehr lateinisch abgefaßt wie die Melanchthonsche und andere Grammatiken des 16. Jahrhunderts, sondern in deutscher Sprache. Die Schüler in den unteren Klassen wurden jetzt wohl überall mit Lateinsprechen in Ruhe gelassen, und selbst auf der Oberstufe legte man nicht mehr den Wert darauf wie früher. Die Muttersprache hatte doch seit der Mitte des 17. Jahrhunderts in den Schulen festen Fuß gefaßt. Auch deutsche Aufsätze, Reden und Gedichte wurden verlangt, während freilich die alten lateinischen actus oratorii, die lateinischen Carmina und Exercitia immer noch die Hauptsache waren. Auf der Fürstenschule in Grimma z. B. wurde das Deutsche als eigentlicher Unterrichtsgegenstand erst 1812 eingeführt.

Immerhin hat einer der bedeutendsten Schüler jener Tage, Lessing, später anerkannt, wenn ihm etwas Gelehrsamkeit und Gründlichkeit zuteil geworden sei, verdanke er es Meißen, wo er in der Fürstenschule St. Afra die glücklichsten Jahre seines Lebens hätte verleben dürfen. Es bestand dort die Einrichtung der sogenannten freien Studiertage, die mehr als den sechsten Teil des Jahres ausmachten. An solchen Tagen waren „Theophrastus, Plautus und Terenz seine Welt, die er in dem engen Bezirke einer klostermäßigen Schule mit aller Bequemlichkeit studirte.“ In den sächsischen Fürstenschulen wurde auch das Griechische nicht vernachlässigt. Zu St. Afra las man in der Oberlektion Sokrates, Plutarch und Sophokles. Anderswo schenkte man dem Griechischen bis zum Schluß des 18. Jahrhunderts meist nur ganz geringe Beachtung. Vornehmer Leute Söhne ließen sich wohl vom Griechischen ganz „eximieren“, um dafür Französisch lernen zu können. In Nürnberg



Abb. 113. Unterricht mit Vorführung der Luftpumpe. Kpfr. von D. Chodowiecki. Berlin, Kupferstichkabinet. E. 71.



Abb. 114. Vorführung physikalischer Experimente zur Erklärung des Blitzschlages. Rechts eine Frau mit zwei Knaben an einem elektrischen Apparat. In der Mitte ein Knabe und Mädchen an einer Elektrisiermaschine. Links zeigt der Lehrer einem Knaben und Mädchen eine Luftpumpe. (?) Kpfr. von D. Chodowiecki aus: Ziegenhagen, Lehre von richtigen Verhältnissen. Braunschweig 1799. E. 674.

ward 1657 eine französische Privatschule aufgethan. Der Privatunterricht war aber auch oft ein willkommener Nebenerwerb für die Lehrer an öffentlichen Schulen, die außer Französisch auch wohl Italienisch und Englisch lehrten. Adelige erhielten auch Unterricht in der Genealogie und Heraldik, in der Kriegs- und bürgerlichen Baukunst u. s. w. In vielen Schulen hat sich aber auch die Mathematik — abgesehen allenfalls von ihren bescheidensten Anfängen — sehr lange noch als fakultatives Fach erhalten. Eine besondere Pflege wurde ihr jedoch z. B. auf dem Ägidiengymnasium in Nürnberg zuteil, in dessen Stundenplan um die Wende des 17/18. Jahrhunderts in allen Klassen Mathematik — Arithmetik, Geometrie, Doctrina sphaerica — als Unterrichtsgegenstand figuriert. Über die 4 Species, die Bruchrechnung und Regula de tri ging man im Rechnen selten hinaus. Der berühmte Mathematiker und Mechaniker Erhard Weigel (starb 1699) in Jena, klagte sogar, daß „unter hundert auf die hohe Schule ziehenden Lehrlingen kaum einer oder zwei das Einmaleins gelernt hätten."

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts waren aber Französisch und Mathematik meist schon obligatorisch geworden; so auch die Geschichte und Geographie. Aber auch noch andere Realien begehrten Einlaß in die Gymnasien. Nach der braunschweig-lüneburgischen Schulordnung von 1737, zum großen Teil Gesner's Werk, sollten die Kinder nicht nur Naturgeschichte, sondern auch z. B. die Werkzeuge und Thätigkeiten des Landmanns und der Handwerker, die innere Einrichtung einer Mühle, einen Webestuhl, eine Glashütte, eine Drahtzieherei und Salzsiederei, die Küchengeräte und ihren Gebrauch, z. B. einen Bratenwender, die Anatomie der Schlachttiere u. s. w. womöglich aus eigener Anschauung an der Hand ihrer Lehrer kennen lernen. Es hing in der Praxis von dem jeweiligen Rektor ab, wie weit er diesen und ähnlichen Forderungen nachkommen wollte. Sehr dafür waren die Philanthropisten. Einer der eifrigsten Anhänger des realistischen oder besser utilitaristischen Prinzips war der Rektor und spätere Oberschulrat Fr. Gedike (1754—1803) in Berlin. Dieser machte Hygiene und Münzwesen, Kenntnis der Landeskollegien, Anleitung zum Verständnis politischer Zeitungen, Hydraulik, bürgerliche Baukunst und dergleichen mehr zu Unterrichtsgegenständen in den obersten Klassen seines Gymnasiums.

Bei der Abgewandtheit des altklassischen Unterrichts von dem realen Leben konnte es nicht fehlen, daß frühzeitig schon für diejenigen Schüler, die



Abb. 115. Anschauungsunterricht. Ein Lehrer zeigt fünf Kindern ein Gemälde, das den Höllenpfuhl darstellt. Erzengel Michael stürzt den Satan. Rechts der Sündenfall. Kpfr. von D. Chodowiecki aus: Ziegenhagen, Lehre von richtigen Verhältnissen. Braunschweig 1799. E. 673.

dereinst einen praktischen Beruf ergreifen sollten, lateinlose Schulen oder doch wenigstens solche, in denen das Hauptgewicht auf den Realien läge, verlangt wurden. Dahingehende Vorschläge und Versuche wurden wohl schon im 17. Jahrhundert gemacht, von Comenius, Francke u. a. Als erste eigentliche Realschule aber gilt die 1747 von Johann Julius Hecker, einem ehemaligen Lehrer an den Franckeschen Anstalten, in Berlin gegründete „ökonomisch-mathematische" Realschule. Die Unterrichtsfächer an dieser Schule waren ungeheuer mannigfaltig. Denn man verkannte, wie Gedike, ihre Aufgabe, eine allgemeine, nur eben mehr praktische Vorbildung fürs Leben zu geben, in übersprudelndem Reformeifer so sehr, daß man sich mit Gegenständen abgab, die in eine spezielle Fachschule etwa für Artilleristen, Ökonomen, Architekten u. s. w. hineingehörten. „Seit Weihnachten haben wir den Lederhandel angefangen," äußerte sich ganz naiv ein sonst wackerer Lehrer. Dabei versuchte er seinen Schülern den Unterschied von mehr als 90 Lederarten klar zu machen. Von dergleichen Übertreibungen ist man ja später wieder abgekommen. Gründungen von Realschulen erfolgten im 18. Jahrhundert noch sehr langsam.

Und wie stand es denn nun mit den Schulen für die untersten Stände, die Kinder der kleinen Handwerker und Tagelöhner in den Städten, der Bauern auf dem Lande? Wir erinnern uns, welche schönen Anfänge Herzog Ernst der Fromme mit dem Volksschulwesen gemacht hatte. Ihm waren viele deutsche Staaten gefolgt. Hier muß nun bemerkt werden, daß für die Bedürfnisse der armen Schüler auf dem Lande entschieden besser gesorgt war als in den Städten. Latein wurde dort nicht oder kaum gelehrt, in der Stadt aber war dies die Hauptsache. Was sollten die Kinder der Armen damit anfangen! Dazu kam, daß die Zahl der armen, nicht zahlenden Schüler in den Lateinschulen gewöhnlich eine beschränkte war. Die deutschen Schreibschulen aber waren teuer. Folglich wuchs eine große Menge Kinder in den Städten ohne jeden Unterricht — außer etwa im Katechismus — auf und vertrödelte die Zeit mit Müßiggang und Gassenbettel. Diesem Übelstande abzuhelfen, kamen nun unter dem Einfluß des Pietismus viele einsichtige Menschenfreunde auf den Gedanken, sogenannte Armenschulen zu gründen, in denen die Kinder unentgeltlichen Unterricht und außerdem auch wohl freie Bücher und Schreibmaterialien erhielten. Solche Armenschulen entstanden um die Wende des 17. und 18. Jahrhunderts in ziemlicher Menge in den größeren Städten, so in Hamburg (1684), in Halle die



Abb. 116. Religiöser Unterricht im 18. Jahrhundert. Kpfr. von J. W. Meil. Berlin, Kupferstichkabinet.

Franckesche (1695), in Nürnberg (1699). In Nürnberg erhielt der erste Lehrer der ersten Armenschule, ein Pommer, den nicht unbeträchtlichen Gehalt von 160 fl. jährlich. Das war nur dadurch möglich, daß von allen Seiten freiwillige Spenden reichlich flossen, zum Teil auch mit der Bestimmung, die Kinder gelegentlich mit Brod, Kleidungsstücken und wohl gar etwas Geld zu versehen. Im Laufe des 18. Jahrhunderts wurden allein in Nürnberg noch vier weitere Armenschulen gegründet, trotzdem wurde noch 1793 geklagt, daß es schlechtdenkende Eltern gebe, die „keine dieser Schulen nützen mögen, sondern ihre Kinder lieber in der Unwissenheit aufwachsen lassen, ihnen weder lesen noch schreiben (lehren) lassen mögen und sie ohne alle Kenntnis der Religionslehren zur Vorbereitung zum Abendmahl schicken."

Der Schulzwang mußte kommen. Mit Erfolg durchgeführt wurde er aber erst im 19. Jahrhundert. Selbst die Bestimmungen der strengen preußischen Könige darüber, Friedrich Wilhelms I. 1736 und das sogenannte Generallandschulreglement Friedrichs des Großen von 1763 wirkten doch nur da so recht, wo die Gemeinden für ihre Schulen auch etwas aufwenden wollten. Der Lehrer konnte ohne einen anderen Lebenserwerb unmöglich auskommen, und dieser war ihm, weil einträglicher, in der Regel die Hauptsache. Nach einer Verordnung von 1722 sollten übrigens nur Schneider, Leineweber, Schmiede, Rademacher und Zimmerleute zum Schulamt zugelassen sein. Da aber 1738 die Bestimmung folgte, daß auf dem platten Lande außer Küstern und Schulmeistern keine Schneider mehr geduldet werden sollten, wurde die Schule ein Monopol der Schneider. Der große König meinte aber 1771, daß die „Schneiders schlechte Schulmeister Seindt", und wünschte 1779 lieber Invaliden zu Schulmeistern zu haben. Nun kam die Herrschaft der alten schnauzbärtigen Unteroffiziere mit dem Stelzfuß in vielen Schulen, über die noch heute im Munde des Volks allerlei ergötzliche Anekdoten umlaufen. Der Gehalt der Dorfschullehrer war oft entsetzlich gering. Jährlich 36, 35, 27 Thaler ging damals wohl noch an, 1774 wurde aber festgestellt, daß der Gehalt bei 184 unter 1597 märkischen Lehrern nur 10, bei 111 sogenannten Winterschulmeistern sogar nur 5 Thaler jährlich betrug. Die Gemeinden, aufgefordert, ihre Lehrer besser zu stellen, erklärten häufig, dieselben seien eine höhere Bezahlung gar nicht wert. Sie mögen damit wohl nicht so unrecht gehabt haben. Und auch der erleuchtete König, Friedrich der Große, hatte seine Bedenken. Er besorgte, wenn die Leute auf dem Lande in der Schule zu klug würden, so würden sie in die Städte laufen. Ganz modern!

In kleineren deutschen Staaten stand es mit den Dorfschulen vielfach besser. Namentlich die sächsischen Schulmeister hatten einen guten Ruf und waren deshalb auch in Preußen gesucht. Ein aufgeklärter preußischer Edelmann mochte sie freilich nicht leiden wegen ihres „widrigen Accents", ihrer „weichlichen Lebensart", ihrer „Orthodoxie, ihrer glatten Oberflächlichkeit" und — kein Wunder — ihres „Mangels an preußischem Patriotismus". An vielen Orten stand es aber nicht anders,

vielleicht schlimmer noch als in der Schweiz, wo man den Lehrer mit Rücksicht darauf wählte, daß er mit seinem Handwerk nicht wohl zurechtkam, dabei aber eine größere Wohnstube besaß. Ein Schweizer Schulmeister berichtete 1798 über seine Leistungen in der Schule: „Schreiben, Lesen, Buchstabiert, auswendig gelehrnt, Alte Schreib Arten gelehrnt. Wer Lust hat gerechnet im Winter." Aber aus derselben Schweiz kam dem Volksschulwesen der Wecker, der geniale Menschen- und Kinderfreund, Johann Heinrich Pestalozzi. Seine Hauptwirksamkeit als die des Vertreters der „sozialen, auf Hebung der niederen Stände gerichteten Pädagogik" fällt jedoch schon jenseits des Stoffgebiets dieser Monographien.

Lehrerbildungsanstalten — als erste gilt das Franckesche Seminarium praeceptorum (seit 1695) — entstanden zunächst nur für die höheren Schulen. Von großem Einfluß wurde das 1737 in Göttingen von Gesner gegründete, später von Heyne geleitete Seminarium philologicum. Seine Mitglieder waren durchweg Studierende der Theologie. Denn immer noch galt das Schulamt als Durchgangsstufe zu dem einträglicheren Pfarramt. Wer im 18. Jahrhundert altklassische Studien treiben wollte, konnte sich in der Regel garnicht anders denn als Theologe einschreiben lassen. Der große Philologe F. A. Wolf versetzte als junger Mann die Professoren der Göttinger Universität in nicht geringe Aufregung, als er darauf bestand, als studiosus philologiae immatrikuliert zu werden. Wolf wurde später (1783) der Leiter des pädagogischen Seminars in Halle. Als solcher hat er das große Verdienst, das Lehramt von dem Amt des Geistlichen getrennt und dadurch selbständig gemacht zu haben. Er bestimmte sein Seminar ausdrücklich für Philologen, Studierende der „Altertumswissenschaft". Diese wurden jetzt die „Erben der Theologen". In derselben Richtung geschah um die gleiche Zeit ein anderer bedeutender Fortschritt. Die Idee der Staatsschule in Deutschland war eine Frucht der Reformation. In der Praxis aber hatten in den einzelnen Territorien die Gemeinden immer eine große Selbständigkeit gehabt, insbesondere waren die Theologen die Aufseher und meist auch Leiter des Schulwesens gewesen. Jetzt fing endlich der Staat an, seine Macht ordentlich zu brauchen. Es wurden Staatsbehörden eingerichtet, die mit der Aufsicht über Erziehung und Unterricht betraut wurden und nicht nur aus Theologen bestanden. Eine solche Behörde war das 1787 in dem mächtigsten protestantischen Staate eingerichtete preußische Oberschulkollegium. Seitdem sind die am Staatsruder sitzenden Juristen auch für das Schulwesen bestimmend geblieben. Allerdings haben sie zu Zeiten den Theologen einen großen Einfluß gegönnt, und auch die Philologen lernten sich wieder mit den Theologen ganz gut vertragen. Ihr gemeinsamer Gegner ist jetzt die realistische Richtung, die den gealterten Neuhumanismus abzulösen berufen erscheint, wenn nicht inzwischen wieder andere, mehr nach der ästhetischen Seite liegende Kräfte siegreich zum Durchbruch kommen. Darf man hoffen, daß diese auch die Antike nicht ganz werden töten lassen?

Einen überwiegenden Einfluß sicherte sich der Staat von vornherein bei der Gründung und Leitung der Lehrerbildungsinstitute für die niederen Schulen, die im 18. Jahrhundert trotz aller wohlgemeinten Bestrebungen einsichtiger Schul-

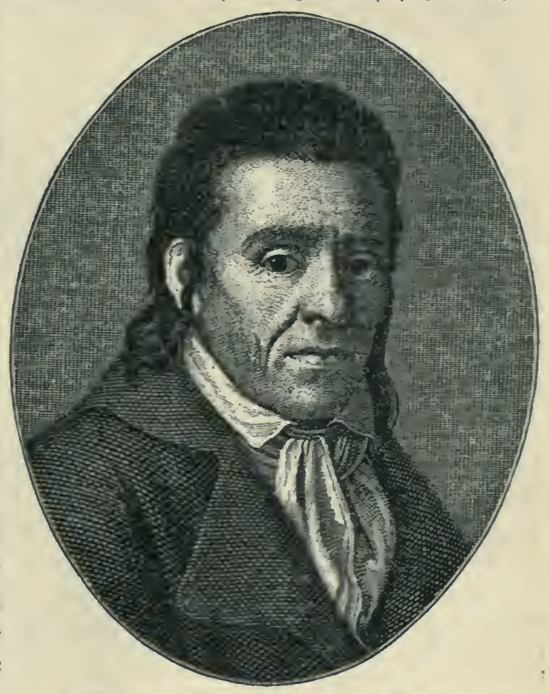


Abb. 117. Bildnis des Heinrich Pestalozzi. Kpfr. von H. Lips nach M. Diogg.

männer und „Menschenfreunde" doch nur sehr spärlich ins Leben traten.

Im ganzen war es eine Wohlthat, daß der Staat sich der Schulen nachdrücklicher annahm. Strenge Prüfungen, wiederholte Visitationen ließen eine allzu große Willkür im Unterricht nicht mehr aufkommen. Allerdings endet damit die Zeit der großen Schulrektoren. Die Freiheit fällt dem alles uniformierenden Zuge der Zeit zum Opfer. Die Disziplin wird eine straffere und doch humanere; der Hygiene und Körperpflege — denn der Staat will sich seine künftigen Soldaten nicht leiblich verkümmern lassen — wird jetzt mehr Sorgfalt gewidmet. Noch um die Mitte des 18. Jahrhunderts beschränkten sich die Ferien nur auf die Messe- oder Jahrmarktszeiten und die Hundstage, während welcher für einheimische Schüler wenigstens an den Nachmittagen der Unterricht ausfiel, fremde wohl gar nach Hause reisen durften. Jetzt genossen Lehrer und Schüler eine der größten Glückseligkeiten, die es unter Gottes Sonne giebt, die goldene Ferienstimmung, von deren Reizen frühere Jahrhunderte kaum eine Ahnung gehabt haben. Allerdings bedurfte man jetzt auch mehr der Erholung. Den Lehrern ward jetzt viel mehr auf die Finger gesehen. An Präparationen, Korrekturen, Verantwortlichkeit für die Leistungen der einzelnen Schüler, an alles wurden weit strengere Anforderungen gestellt. Dafür sollte jetzt auch die Klage über Überbürdung nicht mehr verstummen.

Allerdings den größeren Teil des 19. Jahrhunderts über blieb vieles noch beim Alten. Die Schulen steckten und stecken zum Teil noch vielfach in alten winkeligen und häufig düsteren Gebäuden, die modernen Schulpaläste waren unsern Vätern noch unbekannt. Man hielt es aber nicht mehr für eine „Probe sonderbarer Propension (Geneigtheit)," wie noch 1737 Lehrer und Schüler der Nikolaischule zu Leipzig, wenn die Behörde Fenstervorhänge bewilligte. Schulbänke mit Tischen gab es jetzt überall, und auch ihre Tinte brauchten die Knaben nicht mehr selbst in die Schule mitzubringen.



Abb. 118. Schulunterricht 1771. Kpfr. von J. R. Schellenberg. München, Kupferstichkabinet.

Das Einkommen der Lehrer an den höheren Schulen — von den Elementarlehrern ganz abgesehen — blieb noch fast das ganze 19. Jahrhundert hindurch ziemlich dürftig, oft ungenügend. Auch mit Rang und Titel wollten die Lehrer garnicht recht zufrieden sein. Daß sie jetzt im allgemeinen bei ihrem einmal ergriffenen Berufe blieben, wurde schon gesagt. Es war ein Segen für die Schule und schließlich wohl auch für das innere Glück der Lehrer selbst. Die Begeisterung fürs Altertum, der ganze Idealismus des ausgehenden 18. und der ersten Hälfte des 19. Jahr-



Abb. 119. Heiratsantrag des Schulmeisters. Kpfr. von D. Chodowiecki (1726—1801). Dresden, Kupferstichkabinet.

hunderts schuf jene jetzt seltener gewordenen Lehrerpersönlichkeiten, an denen die Erinnerung vieler bedeutender Männer mit Liebe hing. Daß es daneben noch viele sonderbare Exemplare von schrullenhaften, zerstreuten, unfähigen, der Jugend zum Gespötte dienenden Professoren gab, das werden auch unter der jüngeren Generation unserer Leser noch viele wissen. Heute scheint auch dieser Typus eines gequälten und verfehlten Menschendaseins mehr und mehr der Vergessenheit anheimzufallen. Der schneidige Reserveleutnant ist heutzutage vielleicht ein häufigerer Typus in der Lehrerwelt als der gelehrte, aber weltfremde, unpraktische Bücherwurm. Wem aber ein mittleres behagt, der dürfte sich unter unseren Lehrern wohl auch nicht vergebens umsehen müssen.

Wir sind am Ende. Es ist uns auf unserer Wanderung viel Unerfreuliches begegnet, aber wenn irgend eine menschliche Einrichtung, so wird wohl die Schule, sie, die so tausenderlei Rücksichten zu nehmen hat und auf die alle Mächte einzuwirken suchen, nie frei von Unvollkommenheiten sein. Andererseits ist der Fortschritt auf diesem Gebiete ein unverkennbarer. Bessere Schulhäuser, bessere Zucht, bessere Methode, besser vorgebildete Lehrer. Neue Zeiten werden kommen und neue Bedürfnisse, denen sich die Schule wird anpassen müssen. Wir haben gesehen, so war es in der Vergangenheit, so wird es auch ferner sein. Es wäre nur zu wünschen, daß auf die Schule von oben her nicht gar zu allgewaltig und abschleifend gewirkt werden möchte, damit doch auch in Zukunft immer etwas von dem gesunden werde, was die alte Zeit vor der unsrigen voraus hatte, die größere pädagogische Freiheit und den größeren Idealismus.

Ende

Inhaltsverzeichnis

Gedruckt in der Offizin W. Drugulin in Leipzig







